

CIVIC TOOLS

**WERKZEUGE ZUR SOZIALEN & POLITISCHEN
PARTIZIPATION VON NACHBARSCHAFTEN**

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
der Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

an der Fakultät Gestaltung
der Universität der Künste Berlin

vorgelegt von
Dipl.-Des. (FH) Jennifer Schubert,
geboren am 11.12.1985 in Zwickau,
am 10. April 2018

Erstprüferin: Prof. Dr. Gesche Joost
Zweitprüferin: Prof. em. Dr. Uta Brandes

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|----------|---|-----------|
| 1 | Über diese Arbeit | 1 |
| 1.1 | Die veränderte Rolle der Zivilgesellschaft: Einleitende Gedanken | 1 |
| 1.2 | Informelles Stadtmachen: Das Erkenntnisinteresse | 4 |
| 1.3 | Methodologie | 8 |
| 1.3.1 | Designforschung als agile & anpassungsfähige Disziplin | 8 |
| 1.3.2 | Entwurfsbasierte Forschung. Forschung durch das Design | 9 |
| 1.3.3 | Forschungs- und Designfrage | 11 |
| 1.3.4 | Partizipative und infrastrukturelle Gestaltung | 11 |
| 1.3.5 | Sozial und politisch ausgerichtete Gestaltung | 16 |
| 1.4 | Die Facetten des designerischen Wissens | 26 |
| 1.5 | Über die Voreingenommenheit & die Doppelrolle als Designforscherin | 28 |
| 1.6 | Annäherung, Anreicherung, Überprüfung, Synthese: Die Struktur der Dissertation | 29 |
| 2 | Vom vernetzten Individualismus zu globalisierten Netzwerken: | |
| | Die theoretischen Bezüge | 33 |
| 2.1 | Flexible Zusammenschlüsse | 34 |
| 2.2 | Objekte als materielles Engagement & Diskursinitiator | 54 |
| 2.3 | Teilhabemöglichkeiten für Bürgerinnen & Bürger | 75 |
| 2.4 | Renaissance des Lokalen | 87 |
| 2.4.1 | (G)lokale Vernetzung | 92 |
| 2.5 | Soziale und digitale Spaltung | 97 |
| 2.6 | Konklusion der theoretischen Perspektiven | 99 |

| | | |
|----------|---|------------|
| 3 | Nachbarschaft im Wandel: Die Empirie | 105 |
| 3.1 | Fallstudien | 105 |
| 3.1.1 | DDR-Geschichte trifft Technologieverdrossenheit. Fallstudie 1: Die Fischerinsel-Nachbarschaft in Berlin-Mitte | 108 |
| 3.1.2 | Kollektive Themenidentifikation: Planung Fischerinsel . . . | 110 |
| 3.1.3 | Die Bankangelegenheit und der digitale Briefkasten: Durchführung Fischerinsel | 110 |
| 3.1.4 | Ein offener Prozess, ein Werkzeug & eine intensive inhaltliche Auseinandersetzung: Zwischenfazit Fischerinsel | 131 |
| 3.1.5 | Lessons Learned Fischerinsel | 150 |
| 3.1.6 | Multikulturalität trifft Politikdesinteresse. Fallstudie 2: Die Mehringplatz-Nachbarschaft in Berlin-Kreuzberg . . . | 154 |
| 3.1.7 | Themenbasierte Kollektivität: Planung Mehringplatz . . . | 156 |
| 3.1.8 | Die Langzeitbaustelle und die Audiobox: Durchführung Mehringplatz | 162 |
| 3.1.9 | Ein strukturierter Prozess, viele Werkzeuge und punktuelle Gespräche: Zwischenfazit Mehringplatz | 180 |
| 3.1.10 | Lessons Learned Mehringplatz | 196 |
| 3.2 | Analog & erwartungsvoll trifft digital & unverbindlich: Erkenntnisse aus dem Vergleich beider Fallstudien | 198 |
| 4 | Die Zukünfte des Civic Designs: | |
| | Ergebnisse, Diskussion und Ausblick | 207 |
| 4.1 | Synthese | 207 |
| 4.1.1 | Von Homogenisierungstendenzen bis zu starken Fliehkräften: Reflexion der Theorie & der Praxis | 207 |
| 4.1.2 | Design als Auslöser von sozialer & politischer Partizipation: Reflexion der Forschungs- und Designfrage | 216 |
| 4.1.3 | Objekte zur Aktivierung von Nachbarschaften: Reflexion der Werkzeuge | 221 |
| 4.2 | Demokratie durch bürgerzentrierte Technologieentwicklung: ein Ausblick | 225 |

| | | |
|----------|---|------------|
| 5 | Anhang | 235 |
| 5.1 | Protokolle und Interviewskripte aus der Empirie | 235 |
| 5.1.1 | Fallstudie Fischerinsel: Ergebnisse der Interventionen . . | 235 |
| 5.1.2 | Fallstudie Fischerinsel: Interviews | 236 |
| 5.1.3 | Fallstudie Fischerinsel: Semistrukturierte Einzelinterviews | 259 |
| 5.1.4 | Fallstudie Mehringplatz: Protokolle | 279 |
| 5.1.5 | Fallstudie Mehringplatz: Interviews | 282 |
| 5.2 | Weitere Analysevisualisierungen | 287 |
| 6 | Verzeichnisse | 297 |
| 5.1 | Abbildungen | 297 |
| 5.2 | Literatur | 301 |
| 6.1 | Danksagung | 318 |

Kapitel 1

Über diese Arbeit

1.1 Die veränderte Rolle der Zivilgesellschaft: Einleitende Gedanken

Das Ziel dieser Dissertation ist es neue Möglichkeiten der Teilhabe zu beleuchten. Es sollen Fragen betrachtet werden wie: Welche Möglichkeiten der Teilhabe eröffnen sich aktuell innerhalb der Zivilgesellschaft? Wie können neue Zugänge zur Teilhabe für Individuen oder Zusammenschlüsse geschaffen werden?

In den letzten Jahren wurde in Deutschland zunehmend eine »rege Zivilgesellschaft« identifiziert (Walter u. a., 2013, S.10), welche mit »postkonventionellen Partizipationsformen« Einfluss auf Gesellschaft und Politik nehmen möchte. »[D]ie veränderte Rolle der Zivilgesellschaft« (Willinger, 2014, S.3) gilt es in dieser Dissertation genauer zu untersuchen, die Voraussetzungen für ein kollektives Agieren zu definieren, wie auch einen Zugang der Bürgerinnen und Bürger zu Entscheidungsprozessen zu stärken. Dadurch sollen die möglichen Wirkungsbereiche der Gestaltung exploriert werden. Es soll herausgefunden werden, wie Forschungsvorhaben und Werkzeuge aussehen müssen, um zivilgesellschaftliche Werte gemeinschaftlich zu erproben (vgl. ebd., S.5) und wie dadurch »die Zukunft des Städtischen insgesamt« (ebd., S.3) verändert werden kann. Dabei stehen vor allem lokale, kollektive Praktiken im Fokus.

Der Wunsch nach »postkonventionellen Teilhabemöglichkeiten« ist durch verschiedene gesellschaftliche Tendenzen entstanden, auf welche im Folgenden eingegangen wird: Eine Besonderheit ist dabei eine veränderte Form der Teilhabe bzw. des Engagements. Parallel zur zunehmenden Politikverdrossenheit (Schnur, 2000, S.161; Schnur, in: Scheder, 2012, S.77; Albert u. a., 2015, S.23), welche sich in mangelnder Wahlbeteiligung und einem starken Rückgang in Parteimitgliedschaften ausdrückt, erhöht sich gleichzeitig das Interesse an politischen Themen (Walter u. a., 2013):

»Steigendes Politikinteresse, aber abseits etablierter Parteien.«

Albert u. a., 2015

Um dieses Interesse, die »neue Lust auf Zivilgesellschaft« (Schnur, in: Scheder, 2012, S.77) als auch den daraus entstehenden Tatendrang zu kompensieren, werden »postkonventionelle Partizipationsformen« eingefordert. Der einfachste und schnellste Weg dazu ist das selbstorganisierte Agieren (vgl. Irwin u. a., 2015, S.4) im lokalen Raum. Direkt vor der eigenen Haustür zu beginnen, scheint der unkomplizierteste und effektivste Weg zu sein, das eigene Lebensumfeld zu verändern. Der offizielle Weg über repräsentative Ämter, lange Wartezeiten und ungeklärte Zuständigkeiten scheint zwecklos.

»The assumption is that people around the world are giving up waiting for government or business to develop more sustainable (both ecologically and socially) ways of living and working, and so are starting to do it for themselves.«
Tonkinwise, 2010, S.3

Das Lokale wird vermehrt als Ebene der direkten Veränderung und Möglichkeit der Reduzierung von Komplexität wahrgenommen.¹ Der Grund, »weshalb der unmittelbare Bereich des eigenen Lebens, die Stadt bzw. das Viertel, in dem man wohnt, als Wirkungsort des persönlichen Engagements ausgewählt« wird, ist für befragte Aktivisten in der von dem Politikwissenschaftler Walter

¹Auch die bereits 1927 veröffentlichte Schrift »Die Öffentlichkeit und ihre Probleme« von dem pragmatistischen Politikphilosophen Dewey weist darauf hin, dass die Entstehung von Kollektivität besonders im Lokalen verankert sein sollte (vgl. Pepmeyer, 2001, S.13).

u. a. (2013) durchgeführten Gesellschaftsstudie, eine Utopie im Stadtviertel, die symbolisch vorwegnehmen soll, »was bislang diffus erträumt wird, da schwer vorstellbar: Eine alternative Form des Zusammenlebens auf einer höheren gesellschaftlichen Ebene.« (ebd., S.63 ff.):

»Erträumt wird eine Stadt mit mehr ›Wildwuchs‹, eine Stadt, die nicht von oben durchgeplant wird und dadurch ein spontanes Miteinander erlaubt. Den Menschen sollen mehr Einflussmöglichkeiten auf ihre unmittelbare Umgebung geschaffen werden« ebd., S.63 ff.²

Eine der wichtigsten Tendenzen dabei ist die voranschreitende Digitalisierung der Gesellschaft, welche mittlerweile alle Facetten unseres Alltags durchdrungen hat – was viele Vor- aber auch Nachteile mit sich bringt. Es geht in dieser Dissertation darum, neue Wege der Beteiligung durch den Möglichkeitsraum, welchen die Digitalisierung eröffnet, zu beleuchten und zu erproben.³ Diese erweiterte Möglichkeit der Kommunikation soll in dieser Dissertation durch neuartige, experimentelle »Werkzeuge« beforscht werden. Mit »Werkzeugen« sind Medien, Objekte und Interaktionen gemeint, die in den Fallstudien dieser Arbeit in lokalen Nachbarschaften eingesetzt werden, um Gemeinschaftsprozesse zu stimulieren. Durch die Entwicklung und Implementierung dieser Werkzeuge wird empirisch untersucht, welches Veränderungspotenzial durch Design in Nachbarschaften hervorgebracht werden kann, aber auch an welche Grenzen es stößt. Um diese Erkenntnisse zu erlangen, bezieht sich die Dissertation auf Findelis Modell der *entwurfsbasierten Forschung (Research Through Design)*, Findeli u. a., 2008, Jonas, 2006, Brandes u. a., 2009b, S.87). Wie der Begriff andeutet, spielt in diesem Ansatz die Forschung *durch* das Design, also durch den praktischen Designentwurf, eine zentrale Rolle (vgl. Joost u. a., 2014, S.211).

²Durch die Konzentration vieler Bedarfe und Herausforderungen bietet der urbane Raum ein geeignetes Forschungsumfeld für erste Experimente mit informellen Formen der Teilhabe. In daran anknüpfenden Vorhaben soll aber auch der ländliche Raum als Forschungsumgebung adressiert werden.

³Eine kritische Forschungsperspektive auf negative Auswirkungen der Digitalisierung soll dabei helfen realistische, aber auch bedarfsorientierte und befähigende Anwendungen von Technologie mit den lokalen Akteuren zu entwickeln.

Der modellhafte Herstellungsprozess der Werkzeuge bietet den Vorteil, schnell und flexibel auf lokale *Angelegenheiten* zu reagieren und den verändernden Umständen anzupassen. Dies ist notwendig, da die Stadt selbst durch ein ständiges »sich Verändern« solche Flexibilität erfordert. Neben der Schnellebigkeit der Stadt bedingt auch die »Multioptionalität« (Gross, 1994) der Akteure ein kurzfristiges Agieren: »Viele Menschen wollen sich zwar engagieren, aber nicht für das immer gleiche Thema. [...] Man möchte auf die Probleme zeitnah reagieren können« (Scheder, 2012, S. 74-75). Das »zeitnahe Reagieren« kann von formellen, institutionalisierten Formen⁴ der sozialen und politischen Teilhabe, durch langwierige bürokratische Prozesse, feste Strukturen und vorgeschriebene Abstimmungsprozesse, kaum erreicht werden (Büchy, 2012, S.33; Ostrom und Helfrich, 2011, S.36). Folglich kann abgeleitet werden, dass formelle Strukturen von sozialer und politischer Partizipation nicht allein zielführend sind. Es gilt also, neue Formen *informeller* Partizipation⁵ zu generieren, welche das gesamte zivilgesellschaftliche Teilhabesystem ergänzen soll.⁶

1.2 Informelles Stadtmachen: Das Erkenntnisinteresse

Die Hauptthese dieser Arbeit ist, dass Teile der urbanen Bürgerschaft durch formalisierte, institutionalisierte Formen der sozialen und politischen Partizipation nicht erreicht werden (vgl. Büchy, 2012, S.15f., S.49). Nach einer in-

⁴Als formelle, institutionalisierte Formen der Partizipation sind in dieser Dissertation bestehende politische Instrumente innerhalb des repräsentativen Demokratiesystems gemeint, wie die Regierungswahl, Bürgerentscheide, Unterschriftensammlungen, Mitgliederversammlungen oder Vorstandswahlen sein.

⁵Mit informellen Formen der Partizipation sind prototypische, flexible und anpassungsfähige Möglichkeiten der Teilhabe gemeint, die im Gegensatz zu formellen, eindeutig festgesetzten und formalisierten Formen, agieren.

⁶Basisdemokratische Formate, die mehr Mitbestimmung erzeugen sollen, bergen natürlich auch die Gefahr, dass Entscheidungen gegen das Gemeinwohl getroffen werden. Eine lückenhafte oder sogar falsche Informationsbasis bei den Bürgerinnen und Bürgern, wie es etwa bei dem Volksentscheid in Großbritannien im Sommer 2016 der Fall war, bei dem der Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union per Wählervotum entschieden wurde. Zudem soll herausgestellt werden, dass auch die informellen Formen der Teilhabe nicht alle Gruppen der Bürgerschaft ansprechen können.

tensiven empirischen Analyse eines Berliner Quartiersmanagements⁷ bestätigt die Soziologin Büchy (ebd., S.49) den einengenden Blick auf institutionalisierte Formen der Teilhabe, wodurch sich viele Bürgerinnen und Bürger kaum angesprochen fühlen. Die Herstellung des Kontaktes zu Bürgerinnen und Bürgern, die institutionelle Formen der Partizipation meiden, »nützt [...] nichts, wenn die konkrete Beteiligungsform für die Betroffenen keine Option darstellt oder ihre Selbstwahrnehmung sogar gefährden könnte.« (ebd., S.33). Dass institutionalisierte Formen nicht mit den Bedürfnissen eines jeden *Stadtbürgers* (vgl. Thimm, 2013, S.3, S.5),⁸ noch mit den Bedingungen der Stadt, zusammenpassen, wird auch durch die von Walter u. a. (2013) geleitete Studie bestätigt. In der Studie wird ein Schwinden »gesellschaftliche[r] Integrationskräfte von Parteien, Verbänden und Kirchen« (ebd., S.10) versichert. Diese Tendenz beobachtet auch der Politikwissenschaftler Putnam: »So scheint z. B. das rückläufige Engagement in Gewerkschaften, Kirchen und politischen Parteien praktisch ein universales Problem zu sein.« (Putnam u. a., 2001, S.780f.). Trotz alledem prophezeien beide eine zuversichtliche Zukunft: Neben der von Walter u. a. (2013) beobachteten »regen Zivilgesellschaft«, welche mit postkonventionellen Partizipationsformen Einfluss auf Politik und Gesellschaft nehmen möchte, sieht Putnam u. a. (2001, S.780) den »Niedergang [...] zumindest teilweise durch die Zuwächse ausgeglichen [...], die bei informellen, fließenden und persönlichen Formen [...] festzustellen sind«. Damit bestätigt er zwar die Wichtigkeit informeller Formen, jedoch räumt er ein, weder in der empirischen Forschung anderer, noch in seiner eigenen Forschung, die fehlenden Erkenntnislücken aufzufüllen, da informelle Formen weitaus schwieriger zu erfassen und auszuwerten sind. Genau hier setzt der intentionale Unschärfe der Designdisziplin an, welche vom Dazwischen lebt (vgl. Brandes u. a., 2009a, S.7). Durch die Auflösung

⁷Die Zielsetzung der Fallbeispiele unterscheiden sich von den Aufgabengebieten eines Quartiersmanagements (QM) insofern, dass ein QM vor allem die stadtplanerischen und sichtbaren Veränderungen in einer Nachbarschaft adressiert. Im Gegensatz dazu adressieren die Fallstudien in erster Instanz die unsichtbaren, oft fehlenden Beziehungs- oder Kommunikationsstrukturen von Nachbarschaften, woraus eine sichtbare Veränderung resultieren kann.

⁸Entwicklung des theoretischen Konzeptes des »Stadtbürgers« in Deutschland bereits ab dem 9. Jahrhundert; Vergleich mit dem Konzept des »citoyen«, dem mündigen, selbstbewussten Bürger; französischer Begriff geprägt durch Rousseaus Schrift »Le contract social« (1762) (s. S.39). Ein weiterer Begriff in diesem Kontext ist der »homo politicus« (Roth, 2010, S.10)

»lineare[r] Logik und disziplinäre[r] Einseitigkeit tradierter Wissenschaften« (Erlhoff und Marshall, 2007, S.91), stellt diese Dissertation, welche aus der Perspektive der Designforschung verfasst wird, eine der ersten wissenschaftlichen Aufschlüsse dar, welcher von der Unfassbarkeit der informellen Formen nicht abgeschreckt wird, diese beforscht und sogar selbst herstellt, um dadurch als Grundlage für weitere Forschungsvorhaben zu liefern. In dieser Dissertation soll exploriert werden, inwieweit informelle Formen der Partizipation Strukturen verändern bzw. ergänzen können. Es soll herausgefunden werden, ob diese informellen Formen der Teilhabe temporär funktionieren und welche Akteure von ihnen angesprochen werden. Es soll aber auch beleuchtet werden, welche Schwierigkeiten und Grenzen dabei auftreten.

Durch das wachsende Interesse an und Aufkommen von *informellen Formen* im städtischen Kontext und in Stadtentwicklungsprozessen gab auch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) Anfang 2014 eine Studie zum Thema »Informeller Urbanismus« heraus. Unter der redaktionellen Leitung des Stadtplaners Willinger wird ebenfalls bestätigt, dass die Instrumente formeller Demokratie zunehmend schwächer werden, wohingegen die Bedeutung informeller Demokratie in diesem Zusammenhang zunimmt (vgl. Willinger, 2014, S.4). Laut Willinger ist der informelle Urbanismus »beileibe kein neues Phänomen in der mitteleuropäischen Stadtentwicklung«, jedoch ist die Hauptthese der Studie »dass es sich gerade in Deutschland um ein wachsendes Phänomen handelt mit einer zunehmenden Wahrnehmung in der Gesellschaft – und mit einer auch real vergrößerten Bandbreite an Aktivitäten und einem sich ausdifferenzierenden Akteurspektrum« (ebd., S.2).⁹ Ziel dieser Dissertation ist es nicht nur, im Rahmen zweier Fallstudien empirisch diverse Akteure in die zu initiierenden Aktionen einzubinden, sondern auch die Reichweite von Interessierenden zu öffnen. Es sollen besonders die bisher nicht langfristig engagierten Akteure angesprochen werden. Durch die spielerische und niederschwellige Art der Werkzeuge sollen sie an Teilhabeprozesse herangeführt werden.

⁹Dieses Akteurspektrum reicht über die »junge bildungsbürgerliche Szene«, z. B. Studierende, Künstlerinnen und Künstler oder »bürgerliche Aussteiger«, (Willinger, 2014, S.4) hinaus

Typisch für den informellen Urbanismus ist auch, dass er vor allem in »finanzschwachen Städten« (ebd., S.1, S.3) aufkommt bzw. sich dort ansiedelt:

»In vielen Fällen springen hier mittlerweile zivilgesellschaftliche Gruppen in die Bresche, indem sie Leistungen übernehmen. Besonders bemerkenswert ist das wachsende Engagement sogenannter Bürgerstiftungen, die sich nicht nur finanziell in öffentliche Bereiche einbringen, sondern immer selbstbewusster auch Trägerschaften übernehmen.« ebd., S.3.

Daraus kann geschlussfolgert werden, dass Berlin, als Kontext der beiden Fallstudien dieser Dissertation, aufgrund der noch zur Verfügung stehenden Freiräume (vgl. Sassen, 2015), wie auch der finanziellen »Mangelsituation« (Willinger, 2014, S.5), im Zentrum des informellen Urbanismus steht (s. S.106).¹⁰

»Berlin ist ein gutes Beispiel dafür: Die Stadt hat riesige Freiräume. Viele neue Formen des bürgerlichen Engagements sind hier entstanden. Eine Kultur des Selbermachens hat sich etabliert. Berlin gilt als Stadt des Alternativen und des Andersmachens.« Sassen, 2015.

In der Diskussion über *informelle* Formen ist vor allem die »dualistische Gegenüberstellung« (Willinger, 2014, S.2) zwischen dem *Formellen* und *Informellen* umstritten. Nach der Soziologin Haury (ebd., S.5) geht es immer um einen »hybriden Zustand des Dazwischen«, welches unterschiedlichste Formen und Charakteristika annehmen kann (vgl. ebd., S.2). Nach der Soziologin Sassen geht es in dieser Diskussion um »neue Realitäten, die in Lücken existieren.« (Sassen, 2015, S.113). Um den Begriff der *Informalität* aber trotzdem zu fassen, steht fest, dass sie sich »kontextuell, situativ [und] relational« (Willinger, 2014, S.2) zeigt. Der Architekt Koolhaas hat den *informellen Urbanismus* treffend als neue Art von temporären, fluiden, nichtgegenständlichen Möglichkeitsformen beschrieben: »Sollte es einen neuen Urbanismus geben, dann wird [...] er [...] Unsicherheit stiften; er wird sich nicht länger mit der Planung mehr oder

¹⁰Es muss aber auch hinterfragt werden, ob der Ersatz staatlicher Dienstleistungen immer von der Bürgerschaft getragen werden sollte – wie es in anderen Ländern, wie den USA, schon seit Jahrzehnten der Fall ist.

weniger dauerhafter Objekte befassen, sondern bestimmte Areale mit all dem dünden, was möglich sein könnte; er wird nicht mehr auf feste Strukturen zielen, sondern auf die Bereitstellung von Möglichkeitsfeldern für Prozesse, die sich dagegen sträuben, eine endgültige Form anzunehmen.« (Koolhaas, 2009, S.12 in: Willinger, 2014, S.6). Auch die Soziologin Marres (2012, S.4, S.6) spricht von einem neuen Typ von Bürgerinnen und Bürgern, welche sie als »informelle Bürgerschaft« bezeichnet.

Aus diesen Gründen gilt es in dieser Dissertation, alternative Formen sozialer und politischer Partizipation¹¹ gestalterisch zu erforschen. Es sollen flexible, anpassungsfähige, kurzfristige, spielerische, prototypenartige und experimentelle Formen konzipiert und getestet werden, welche die bisherigen Formen der Teilhabe ergänzen sollen. Dadurch soll aufgezeigt werden, ob Gestaltung nicht-formalisierte und nicht-institutionalisierte Partizipation fördern kann, um dadurch eine »Stärkung der Selbstorganisationskräfte der Zivilgesellschaft« (Willinger, 2014, S.3) herbeizuführen.

1.3 Methodologie

Im folgenden Kapitel gilt es abzustecken in welchem Forschungsbereich sich diese Dissertation ansiedelt und auf welche methodischen Perspektiven sie sich stützt.

1.3.1 Designforschung als agile & anpassungsfähige Disziplin

Um Erkenntnisse über zivilgesellschaftliche Teilhabe¹² in Nachbarschaften zu erlangen, verwendet diese Arbeit Ansätze, Methoden und Modelle der Designforschung, welche eine Disziplin darstellt, die sich mit der Entwicklung, Artikulierung und Kommunikation von Designwissen sowie dem Wissen im und aus dem Entwurfsprozess, auseinandersetzt. Nach Archer (1981) geht es um den systematischen Erwerb von Wissen über soziale Zusammenhänge – und

¹¹Die Dimensionen der Partizipation auf S.75 im Detail beleuchtet.

¹²»Unter Zivilgesellschaft versteht man das Netz aus ehrenamtlichen, freiwilligen, und bürgerschaftlichen Zusammenschlüssen, Organisationen, Bewegungen und Aktivitäten, welche soziale Bande zwischen den gesellschaftlichen Akteuren jenseits der systemischen Strukturen des Marktes, des Rechts oder der Verwaltung stiften« Rosa u. a., 2010, S. 104

zwar auf eine designerische Art und Weise (Cross, 1982), wie beispielsweise durch die projektorientierte Forschung (vgl. Findeli, 2010, S.294).

Durch die Offenheit für transdisziplinäre Zusammenarbeit und die Flexibilität, den jeweiligen Kontext forschersich zu adaptieren, ist die Designforschung dazu prädestiniert, sich komplexen Themenbereichen, wie dem sozial- und politisch ausgerichteten Design, zu nähern (vgl. Erlhoff und Marshall, 2007, S.91, Foth u. a., 2011, S.XIf., S.XIII). Zudem existieren kaum selbstgesetzte disziplinäre oder thematische Einschränkungen:

» ›What are the boundaries of design?‹, [Charles Eames (1972)] replied ›What are the boundaries of problems?‹« Bums u. a., 2006, S.8

Aus dieser flexiblen und experimentellen Haltung entstehen nicht nur andersartige Perspektiven und Konzepte, sondern auch neue Methoden, die miteinander kombiniert und mit neuen Elementen ergänzt werden können.¹³

1.3.2 Entwurfsbasierte Forschung. Forschung durch das Design

Wie theoretisches und praktisches Wissen in dieser Dissertation in Verbindung gesetzt wird, wird von dem Research-Through-Design-Modell nach Jonas (2006) und Findeli u. a. (2008) abgeleitet.¹⁴ Wie der Begriff bereits andeutet,

¹³Eine Designforschungsmethode sind die »Cultural Probes«, eine Zusammenstellung aus analogen oder digitalen Materialien, die die Probandinnen und Probanden über einen bestimmten Zeitraum im Alltag begleiten und dadurch als »Sonde des Alltags« (Brandes u. a., 2009b, S.168) agieren. Dadurch werden Einblicke in »Privaträume und Tätigkeiten« (ebd., S.168) erlaubt, die sonst als Forschende nicht erfassbar wären. Durch die Nicht-Anwesenheit der Forschenden wird eine geringere Einflussnahme erhofft. Inspiriert ist diese Methode von der situationistischen Bewegung Frankreichs (1958-1962), welche vor allem von dem interdisziplinären und informellen Kollektiv der »Situationistischen Internationalen« geprägt wurde, welche mit Guy Debord an explorativen Methoden und Aktionsformaten von Guerilla arbeiteten, um neue Formen des Protests aufzuzeigen. Sie wurde im Designforschungskontext zum ersten Mal von Gaver u. a. (1999) genutzt.

¹⁴Jonas hat in seinem wissenschaftlichen Artikel von 2006 als erster den Begriff »Research-Through-Design« verwendet. Findeli hat sich bis 2008 auf den Begriff der »project-grounded research« gestützt, welchen er das erste Mal in dem Paper »Research Through Design and Transdisciplinarity« (Swiss Design Network, 2008) simultan verwendet. Eine genaue Aufschlüs-

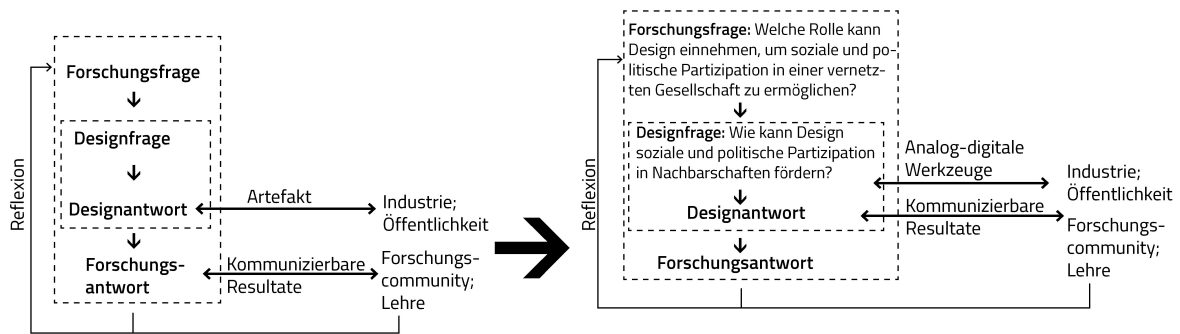


Abbildung 1.1: Das RtD-Modell von Findeli (2010, S.288):

Links das ursprüngliche Modell, rechts das von mir adaptierte Modell

spielt die Forschung *durch* das Design, also durch den praktischen Designentwurf, eine zentrale Rolle (vgl. Joost u. a., 2014, S.221), weshalb der Forschungsansatz in dieser Dissertation als »entwurfsbasierte Forschung« bezeichnet wird. Durch ein iteratives¹⁵ Wechselspiel zwischen Theorie und Praxis können im Vorfeld aufgestellte Thesen durch die Designpraxis verifiziert oder falsifiziert werden, wodurch wiederum neue Thesen und Erkenntnisse generiert werden. Auf diese Art und Weise wird die Praxiserfahrung in die Theorie überführt – und umgekehrt: Die theoretischen Annahmen wiederum durch die Praxiserfahrung überprüft.¹⁶ Somit gilt der Designentwurf bei dieser Art der Forschung gleichzeitig als Forschungsgegenstand als auch Medium wissenschaftlicher Erkenntnis (Bredies, 2014, S.1).

Es gibt nach dem RtD-Modell zwei forschungsleitende Fragestellungen: Die Forschungsfrage, welche sich auf die Metaebene eines Vorhabens bezieht und die Designfrage, die auf den praktischen Designentwurf ausgerichtet ist und damit Annahmen empirisch überprüft.

selung dieser beiden Begriffe, sowie dem von Rust u. a. (2007) eingeführten Begriff der »praxisgeleiteten Forschung« (*practice-led research*), findet in dem Paper von Chow (2010, S.153) statt.

¹⁵Das Wort »iterare« (wiederholen, von »iterum« abermals, Kluge, 1995, S.407) bezeichnet wiederholende Überarbeitungszyklen bei der prototypischen Entwicklung der Werkzeuge.

¹⁶Durch diesen oszillierenden Prozess zwischen Theorie und Praxis werden Erkenntnisse generiert.

1.3.3 Forschungs- und Designfrage

Die *Forschungsfrage* dieser Dissertation lautet: Welche Rolle kann Design einnehmen, um neue Formen der sozialen und politischen Partizipation in einer »vernetzten Gesellschaft«¹⁷ zu ermöglichen?¹⁸ Die Rolle des Designs soll in dieser Dissertation durch die Entwicklung, den Einsatz und die Auswertung digital-analoger Werkzeuge überprüft werden. Als Untersuchungsebene bieten sich Nachbarschaften an, da die lokale Ebene der Stadt genau das Level ist, an dem Partizipation konkret passiert und dadurch beleuchtet werden kann. Aus diesem Grund lautet die *Designfrage* dieser Dissertation: Wie kann Design soziale und politische Partizipation in Nachbarschaften fördern?

1.3.4 Partizipative und infrastrukturelle Gestaltung

»[T]he designers naturally want to expand the solution space so as to be able to see things differently, and to keep a design open or novel and surprising solutions; at its core, design work is about cooperating with others, and mobilizing one's and others' imaginations; and designs are often complex, which makes it difficult to define and fix the detail of a design in a simple, linear process.«
Wagner und Lainer, 2003

Innerhalb der Designforschung positioniert sich diese Dissertation im Rahmen des partizipativen Gestaltungsparadigmas. Dieses Paradigma verläuft »komplementär zum Konzept des Autoredesigns, in dem es um die schöpferische Kraft des Individuums und ihren Ausdruck im Entwurf geht« (Joost u. a., 2014, S.228). Stattdessen wird die Lebenswelt der jeweiligen Akteure betrachtet und in einem intensiven Prozess gemeinsam exploriert und analysiert. Die Gestal-

¹⁷Unter dem Begriff »vernetzte Gesellschaft« – auf Englisch »networked society« (Simmel, [1908] 1968; Craven und Wellman, 1973, Castells, 2004a; Joost u. a., 2014) – wird das untrennbare und verschlungene System zwischen digitalen und sozialen Verbindungen (auf gesellschaftlicher Ebene) bezeichnet.

¹⁸Weiterführende Fragestellungen sind: Wie können lokale, zivilgesellschaftliche Zusammenschlüsse von der Digitalisierung profitieren und welche befähigenden neuen Arten der Kommunikation ergeben sich daraus? Welche *neuen* Formen der sozialen und politischen Partizipation können für lokale Zusammenschlüsse durch die Digitalisierung entstehen und gestaltet werden? Wie kann die soziale und politische Partizipation durch Digitalisierung gefördert werden?

tenden stellen die »nötigen Mittel zur Verfügung« um den jeweiligen Akteuren »zum Ausdruck zu verhelfen« und dadurch abstrakte Inhalte konkret und verständlich zu machen (Joost u. a., 2014, S.228). Dadurch sollen komplexe Zusammenhänge und schwer fassbare, artikulierbare Inhalte¹⁹ wirkungsvoll und diskussionsfähig gemacht werden. Diese unterschiedlichen Mittel, welche komplexe Informationen verständlich aufbereiten, können Visualisierungen (Bums u. a., 2006, S.18) oder das »Prototyping« sein. Es geht darum, komplexe Zusammenhängen bzw. Ideen in reduzierter und verständlicher Form darzustellen. Beide Mittel werden auch in dieser Dissertation zur Aufbereitung und Vermittlung der Inhalte verwendet (s. S.32).

Dieses Vorhaben knüpft an bereits erarbeitete partizipative Designansätze an, kombiniert diese und passt sie an die jeweilige Ausgangslage an. Damit gemeint sind die Ansätze Sanders' und Ehns. Diese Dissertation baut auf dem Verständnis des Verhältnisses zwischen Designenden und Nicht-Designenden nach Sanders auf²⁰ und führt diese Gedanken durch die systemischen Konzepte Ehns fort.

Grundlage der partizipativen Gestaltung besteht nach Sanders aus einer gleichberechtigten, hierarchielosen Gruppierung aus Designenden und Nicht-Designenden. Die Nicht-Designenden werden als *Expertinnen und Experten des Alltags* (vgl. Sanders, 2006a, S.29) betrachtet und sind entscheidende Impulsgeber für den Verlauf des angedachten Prozesses.²¹ Die unterschiedlichen Akteure²² sind meist selbst von dem adressierten Thema betroffen. Dadurch haben sie »ein bestimmtes, mittelbares oder unmittelbares Interesse an dem Designprozess, seiner Konzeption, Umsetzung, Implementierung oder den daraus resul-

¹⁹Solch ein Wissen wird nach dem Naturwissenschaftler Polanyi (1958, 1985) als »implizites« Wissen (*tacit knowledge*) bezeichnet, welches – im Gegensatz zum explizitem Wissen – das stille, verbal nicht artikulierbare, oft unbewusste, praxisrelevante Wissen beschreibt.

²⁰Eine detailliertere Betrachtung der Rollenverteilung zwischen Gestaltenden und Nicht-Gestaltenden wird in Abb. 5.10 vorgenommen.

²¹Aufgrund der engen Zusammenarbeit werden Teilnehmende auch als »Verbündete« bzw. »Bündnispartner« (*allies*) (Latour, 1988, in: Star und Griesemer, 1989, S.389) bezeichnet, ohne die ein partizipativer Gestaltungsprozess nicht möglich wäre.

²²Die Akteure reichen von den Anwohnerinnen und Anwohnern vor Ort bis zu politischen und zivilgesellschaftlichen Akteuren.

tierenden Konsequenzen« (Joost u. a., 2014, S.219), wodurch sie zur Teilnahme an dem gemeinsamen Gestaltungsprozess aktiviert werden können. Die Designforschenden nehmen im Laufe des Prozesses eine Vielzahl an Rollen ein, welche von der Prozessinitiierung, über die Prozessbegleitung, die Konzeption der zu entwickelnden Werkzeuge bis zur Reflexion von »Außen« reichen.

Design als Infrastruktur

Ehns Ansatz setzt an Sanders Aspekt an, dem Design eine aktivierende und begleitende Rolle zuzusprechen. Dafür stellt Ehn eine Rahmung zur Verfügung, die auf dem »Infrastructuring«-Konzept nach der Soziologin Star aufbaut. Das Konzept beschreibt eine Rahmung, welche gleichzeitig flexibel und gefestigt und aus unterschiedlichen Perspektiven verständlich ist (vgl. Star und Ruhleder, 1996, S.112 ff.). Die Rahmung webt sich in bestehende, bekannte Strukturen ein (»backward-compatibility«, vgl. ebd., S.113, S.132), ist aber trotzdem so offen, dass sie sich an wechselnde lokale Bedingungen und Wissensbestände anpasst. Die Struktur kann von diversen »Communities of Practice« (CoPs; Lave und Wenger, 1991)²³ auf unterschiedliche Art und Weise verstanden und genutzt werden, wodurch sie andere Inhalte lernen (vgl. Star und Ruhleder, 1996, S.113). Wie auch Latour (2010, S.1) beschreiben Star und Ruhleder (1996) eine Art »An-das-System-Andocken« (»plugin in«), wodurch die Infrastruktur auf unterschiedliche Art und Weise genutzt und ergänzt werden kann. Das »Infrastrukturieren« (*Infrastructuring*) bezeichnet also einen fortlaufenden Prozess, in dem eine Rahmung genutzt wird, die permanent die

²³Bei dem Konzept der »Communities of Practice« geht es um den gemeinsamen statt individuellen Aufbau von Kompetenzen und Erfahrungen, dem sogenannten kollektiven Lernen. Dabei wird vor allem auf das nach pragmatistischen Grundlagen ausgelegte *praktische Lernen* fokussiert. Die ersten Untersuchungen von Lave und Wenger (1991) fokussierten sich auf rein digitale Vergemeinschaftungsprozesse, was aber vor allem durch Wengers theoretische Weiterführung durch »Communities of Practice« (1998) auf lediglich digital *unterstützte* Vergemeinschaftung erweitert wurde. Da Lave und Wenger als eine der ersten Forschenden temporäre und interessenbasierte Vergemeinschaftungsprozesse im Bereich der STS untersuchten, wurde das Konzept von vielen Designforschenden wie Ehn (2008), Cooper u. a. (2003) oder Brynskov u. a. (2014) aufgenommen und auf den jeweiligen Forschungskontext übertragen. Aktuelle Beispiele für lokal verankerte, aber auch digital vernetzte CoPs sind Fab-Labs, die sowohl aus einer Online- als auch Offline-Community in Form der Maker-Labs bestehen.

»äußeren« und »inneren« Bedingungen adaptiert. Ehn (2008, S.92) baut das von Star beschriebene Konzept um die Designdimension aus. Eine Infrastruktur, die Einzelpersonen, Gruppierungen und materielle Elemente²⁴ miteinander verbindet, stellt für Ehn eine »sozio-materielle Rahmung« für unterschiedliche Aktivitäten (vgl. ebd., S.92, S.94) dar. Diese Rahmungen sind sich ständig formierende Anordnungen bzw. Inbeziehungssetzungen (nach Latour *assemblies*) der einzelnen Elemente, die durchgehend gepflegt werden müssen, wodurch sich Ehn (ebd., S.92) auch auf Latours Akteur-Netzwerk-Theorie (s. S.43) bezieht. Die bestehenden Strukturen werden mit neuen Elementen und Verbindungen »reassembled« (Latour, 2005), also neu angeordnet und ergänzt.

Design before, during and after project time (Ehn)

Grundlegend unterscheidet Ehn zwischen drei Phasen eines Designprojektes, nämlich dem Design *vor*, *während* und *nach* der Projektlaufzeit (s. Abb. 1.2), welche ebenfalls auf die Fallstudien als Reflexionskategorien übertragen werden sollen. Die von Ehn vorgeschlagenen Kategorien sind für diese Dissertation von Relevanz, da sie den Wirkungsbereich des Designs um die Phase vor und nach der Projektlaufzeit erweitern. Vor allem die Phase nach der Projektlaufzeit ist für diese Dissertation von enormer Bedeutung, da die Auswirkung der etablierten Infrastruktur auf das lokale Umfeld betrachtet werden kann.

In der Phase *vor* dem Designprojekt wird die bestehende Infrastruktur mit- samt ihren bereits vorhandenen Elementen analysiert.²⁵ Das Augenmerk liegt dabei auf funktionierenden Kommunikationswegen, aber auch auf fehlenden Verbindungen innerhalb der Struktur, die dafür sorgen, dass bestimmte Individuen oder Gruppierungen vom Informationsfluss ausgeschlossen werden und dadurch keine Informationen oder Ressourcen erhalten (s. S.97).

²⁴Materielle Elemente beschreiben physische als auch digitale Artefakte, wobei sich Ehn auf Latours Begriff der »nicht-menschlichen« Aktanten bezieht. Soziale Elemente stellen menschliche Akteure dar, wofür der Begriff der »menschlichen« Aktanten verwendet wird.

²⁵Vorhandene Elemente können bestehende Kommunikationswege, der persönliche Austausch bei regelmäßigen Treffen oder eine Website mit lokalen Informationen sein.

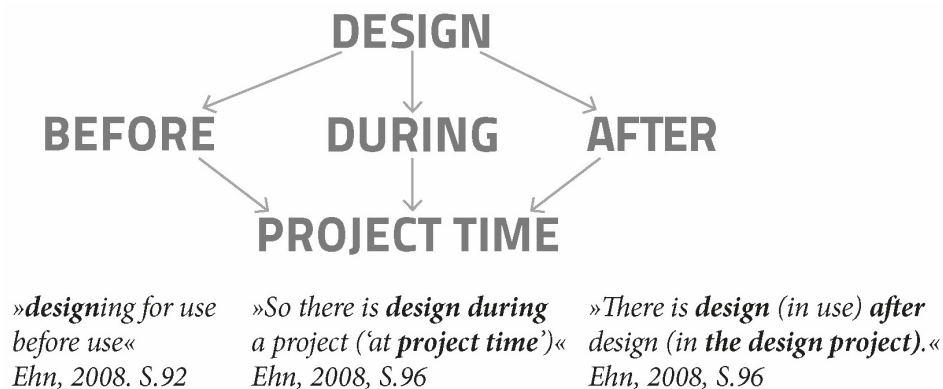


Abbildung 1.2: Herleitung der Begriffe »Design before, during and after project time« nach Ehn, 2008 und 2009

Diese fehlenden Verbindungen können durch neuartige Elemente befüllt werden.²⁶ In der Phase des »Designs während der Projektlaufzeit« werden gemeinsam mit den teilnehmenden Akteuren Konzepte und Ideen für diese »Füllelemente« entwickelt. Die Ideen werden anskizziert und durch Designforschungsmethoden diskussionsfähig gemacht, indem sie materialisiert werden und dadurch Feedback eingeholt werden kann.²⁷ Nachdem die involvierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer keine weiteren Verbesserungsvorschläge einbringen können, wird die materialisierte Idee dem erweiterten Radius an betroffenen Akteuren zur Verfügung gestellt werden. Auf diese Art und Weise verlässt die Idee den »geschützten« Raum (vgl. Ehn, 2008, S.93)²⁸ und wird der breiten Masse einer Nachbarschaft oder Kommune meist im öffentlichen Raum zur Verfügung gestellt (s. Abb. 5.7). In dieser Phase nennt Ehn (ebd., S.93) die materialisierten Konzepte »public controversial things«, also Artefakte, welche öffentliche Diskussionen auslösen sollen. Der Prozess wird aktiv von den Designforschenden begleitet, das Feedback im geschützten als auch öffentlichen Raum eingearbeitet und auf diese Art und Weise die Werkzeuge weiterentwickelt. *Nach* dem Designprojekt observieren die Designforschenden von »außen«, ob und wenn ja, wie die involvierten Akteure die entwickelte Infrastruktur annehmen.

²⁶Mit neuartigen Elementen sind in dieser Dissertation primär digital-analoge Werkzeuge gemeint.

²⁷Die Materialisierung von Ideen und Konzepten nennt Ehn »Reifikation« (s. S.63).

²⁸meist ein Workshopraum, eine Bürgerwerkstatt oder die Räumlichkeiten einer Initiative

1.3.5 Sozial und politisch ausgerichtete Gestaltung

In dieser Dissertation wird innerhalb der Designforschung und der partizipativen Gestaltung eine Ausrichtung adressiert, die auf die soziale und politische Dimension in der Gestaltung abzielt. Diese Ausrichtung ist nicht neu, sondern hat sich aus verschiedenen gesellschaftlichen Tendenzen entwickelt. Nach der Kunst- und Designhistorikerin Banz (2016, S.11) ist es schon immer zu einer »Engführung« zwischen dem Sozialen oder Politischem und der Gestaltung in Krisenzeiten gekommen. So haben bereits die Designenden des *Arts and Crafts Movements* (1861-1920), die Architektinnen und Architekten sowie Designenden der Reformbewegung des Jugendstils (1900; vgl. ebd., S.11) oder auch die Initiatoren des Werkbunds (1907) oder des Bauhauses (1920) darauf gehofft, durch die Gestaltung die vorherrschenden Verhältnisse der erlebten Lebenswelt zu verändern. Die Designtheoretikerin Mareis (2013, S.10) fügt weitere für diese Ausrichtung der Gestaltung prägende Personen und Ereignisse hinzu, wie den Soziologen Burckhard, welcher Ende der 1950er Jahre auf das Fehlen eines partizipativen Diskurses im Bereich der Stadtplanung und Umweltgestaltung hinwies, US-amerikanische Protestbewegungen, welche in den 1960er Jahren mehr Teilhabe von marginalisierten Gesellschaftsgruppen in Stadtplanungsprozessen einforderten oder die Planungswissenschaftler Rittel und Webber (1973), welche in den 1970er Jahren mehr Mitbestimmung »an den Ergebnissen professioneller Aktivitäten« einforderten.²⁹ Zur gleichen Zeit wurden das erste Mal skandinavische Arbeiterinnen und Arbeiter in den Gestaltungsprozess ihrer Arbeitsumgebung aktiv einbezogen (Mareis, 2013, S.10 ff.). Einer der Beteiligten dieser »demokratischen Arbeitsplatzbewegung« (*work place democracy movement*) war der skandinavische Designforscher Ehn.³⁰

Seitdem hat sich nach Krippendorff (2011, S.411) die Gestaltungsdisziplin zunehmend weiterentwickelt, und zwar von der Gestaltung von Produkten, über Dienstleistungen, hin zu Schnittstellen, Multi-Nutzer-Systemen und Diskursen. An diesen Diskursen von Designerinnen und Designern initiiert, nehmen

²⁹Gleichzeitig wiesen sie auch auf die erhöhte Komplexität urbaner Wirklichkeiten mit dem Begriff der »wicked problems« – im Gegensatz zu den »tame problems« (lahm, fade) hin.

³⁰Ehn arbeitete damals für das »schwedische Nationalinstitut für Arbeit« (Swedish National Institute for Working Life) und war damit Teil der Ursprünge des partizipativen Designs.

nicht mehr »nur« Kunden bzw. Konsumenten teil,³¹ sondern aktiv in den Prozess eingebundene Ko-Produzenten (Sanders, 2006b, S.67).³² Diese Kooperation auf Augenhöhe münden in einem »gesellschaftszentrierten Ansatz« (Jonas u. a., 2015, S.9) in dem professionelle Designerinnen und Designer mit Expertinnen und Experten des Alltags in allen Phasen des Gestaltungsprozesses zusammenarbeiten, und dadurch die soziale und politische Dimension sowie die Konditionen der Gestaltung fortwährend aushandeln.

Zum zunehmenden Aufschwung dieser Ausrichtung der Gestaltung geführt hat ebenfalls die Einstellung von Bürgerinnen und Bürgern, die sich weniger auf bestehende, institutionelle Strukturen verlassen möchten, sondern eigenständig ihre Situation verändern wollen (vgl. Tonkinwise, 2010, S.3). Vor allem durch Gründe wie die zunehmende Sparpolitik der Regierungen (vgl. Armstrong u. a., 2014, S.21, *austerity politics*),³³ als auch die Möglichkeiten der Vernetzung durch digitale Technologien, nehmen Bürgerinnen und Bürger die Verantwortung in ihrer eigenen Umgebung selbst in die Hand, wodurch ein ergänzendes System zu den repräsentativen Formen der Demokratie entstehen kann.

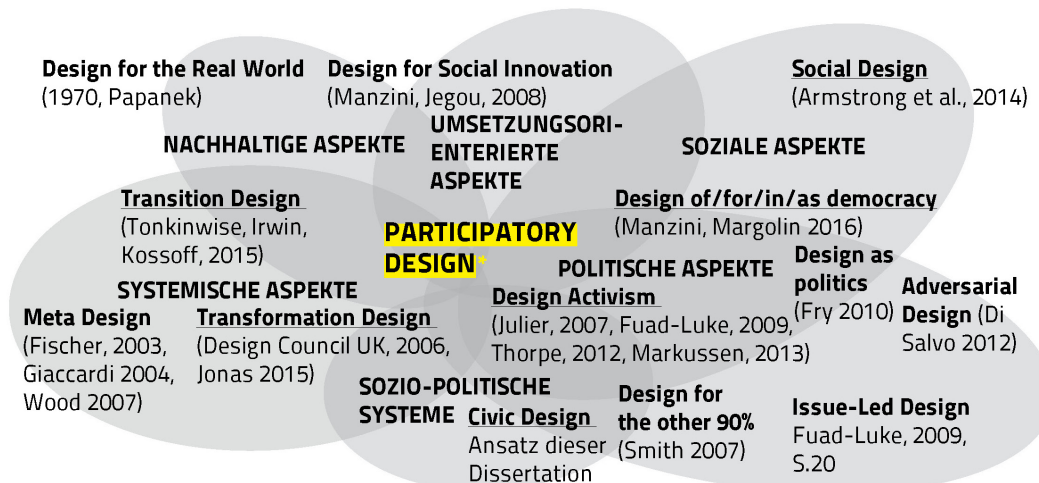
An diesem Punkt setzen transdisziplinär ausgebildete und auf komplexe Themen eingehende (vgl. Wood, 2008, S.4) Gestaltende an, die von einem transdisziplinären Methodenrepertoire sowie flexiblen Forschungsansätzen schöpfen können, um dadurch die notwendige Adaption zur Behandlung komplexer Themen (vgl. Foth u. a., 2011, S.XI ff.) vornehmen zu können. Dabei sind auch die Gestalterinnen und Gestalter in einer Rolle, dass sie ihre eigene Verantwortung hinterfragen und im sozialen, politischen und zivilgesellschaftlich Sinne – auf das Gemeinwohl ausgerichtet³⁴ agieren. An diese Verantwortung des Gestalten-

³¹Nach Jonas u. a. (2015, S.9) war diese Schwerpunktlegung im User-Centered Design anzutreffen, wodurch sich dieser Ansatz auf den individuellen Gebrauch von Konsumgütern, wie Dienstleistungen oder Produkten, fokussierte.

³²Nach Sanders (2006b, S.67) hat sich die Rolle der involvierten Akteure von Kunden, über Konsumenten, Nutzende, Teilnehmenden, Adaptierenden bis hin zu Ko-Kreierenden entwickelt.

³³Diese Verantwortung, die von Bürgerinnen und Bürgern wie auch Gestaltenden übernommen wird, hat zur Folge, dass lokale Regierungen auf lange Sicht zunehmend weniger finanzielle Mittel und personelle Ressourcen zur Verfügung stellen.

³⁴Herleitung des Begriffes *Gemeinwohl* s. S.39



* Das Konzept, die hier genannten Ansätze dem partizipatorischen Gestaltungsparadigma unterzuordnen, wurde von Alastair Fuad-Luke (2009, S.150) inspiriert und von seinem Modell übernommen. Nach Ehn (2008) ordnet sich z.B. das Metadesign nicht dem Participatory Design unter, sondern folgt diesem.

Weitere Begriffe sind: Design for Sustainability (DFS, TU Delft in: Fuad-Luke, 2009), »Designs of the time« 2007 (Dott07), »Designing Designing« (Jones 1991) und »Redesigning Design« Krippendorff 1995) in: Wood, 2007, Mau's »Massive Change« (2004), Thackara's »Xskool« (2014/15), »Redirective Practice« (Fry, 2008), »Changing the Change« (2008) and »now DesignX« (Manzini)

Abbildung 1.3: Überblick der sozial- und politisch ausgerichteten Designansätze

den hat bereits in den 1970er Jahren der Industriedesigner Papanek appelliert. Er forderte, dass Gestalterinnen und Gestalter nicht mehr zur Produktion weiterer Konsumprodukte beitragen, sondern eher Systeme hinterfragen und nachhaltiger gestalten sollten. Dabei ist die Reflexion der Tragweite der eigenen Handlungen, wie auch die Verantwortung für die möglichen Auswirkungen des Forschungsvorhabens, eine Aufgabe, der sich Designforschende stellen müssen.

Schwierigkeiten solcher komplexen Vorhaben ist es, sie in vorher definierte Projektphasen einzuordnen oder auch ein Ende der Projektlaufzeit auszumachen (vgl. Armstrong u. a., 2014, S.42, vgl. Ehn, 2008, S.92ff. s. S.15), da viele intendierte Tätigkeiten von der lokalen Gemeinschaft weitergeführt werden sollen.³⁵ Durch den meist zu kurzen Zeitrahmen wird die nachhaltige Wirkung gegenüber dem lokalen Kontext samt Anwohnerschaft angezweifelt (vgl. Abdulla, 2014). Diese Schwierigkeit soll bei den beiden Fallstudien fortwährend reflektiert werden und ein zufriedenstellender Kompromiss aller Beteiligten beabsichtigt werden.

³⁵Zusätzlich sollte diese »Design after Design«-Phase (Ehn) forschersich begleitet werden, um die entwickelten Ergebnisse zu reflektieren u. die Gesamtstruktur dahingehend anzupassen.

Der Ansatz des sozial- und politisch ausgerichteten Designs findet sich in den verschiedenen Begrifflichkeiten wieder (s. Abb. 1.3).³⁶ Bezogen auf Herbert Simon ([1969] 1996) geht es laut Fuad-Luke (2009, S.153) in allen Richtungen darum, die aktuelle soziale und politische Situation in eine präferierte zu wandeln. Der bisher geläufigste Begriff in diesem Bereich der Gestaltung ist der des »Social Designs«. Die soziale Gestaltung steht nach Armstrong u. a. (2014, S.15) für einen Designansatz, der sich zum Ziel setzt, kollektive und soziale Belange zu bearbeiten und Bedürfnisse meist ohne kommerziellen Nutzen zu stillen (vgl. Margolin und Margolin, 2002, S.25). Nach der Politikwissenschaftlerin De Leonardis (1998, in: Morelli, 2007) geht es um das mögliche Einbringen von Fähigkeiten einer jeden Bürgerin und eines jeden Bürgers, um die Bedingungen des Zusammenlebens zu verbessern.

Die Schwierigkeit, dass das »Soziale« in jeglicher Gestaltung inherent ist, merkt Armstrong u. a. (2014, S.15) in der Einleitung der Studie »Social Design Futures«³⁷ direkt an. Eine zusätzliche Schwierigkeit mit der Distinktion »sozial« ist es nicht nur, dass das Soziale eine unfassbare Kategorie ist (vgl. Latour, 2005, vgl. Fuad-Luke, 2009, S.152), sondern auch, dass die Gestaltung von Sozialität anmaßend ist (vgl. Tonkinwise, in: Armstrong u. a., 2014, S.3). Zu dem Argument, dass sich sozial ausgerichtete Designprojekte weniger dem Kommerz zuwenden, weist Tonkinwise (2015b, S.9) richtig hin, dass die Grenze zwischen Kommerzialisierung und Social-Design-Vorhaben kaum voneinander zu trennen sei, da meist lokale Regierungen Dienstleistungen oder Ressourcen für die Durchführung der Projekte zur Verfügung stellen.

³⁶Dadurch, dass die Designforschung eine sehr flexible Forschungsdisziplin ist, kommt es zu einer Vielzahl unterschiedlicher Begrifflichkeiten und Bezugstheorien für das sozial und politisch ausgerichtete Design. Je nach Anwendungskontext macht dies auch Sinn, es sollte jedoch auch gemeinsame Nenner aller Aktivitäten herausgestellt werden, wie das nachhaltige, aktivistische oder systemische Agieren (s. Abb. 1.5), was diese Dissertation in den folgenden Abschnitten bezwecken möchte.

³⁷Der Gesamttitel der von der Universität Brighton und des Victoria and Albert Museums für das Arts and Humanities Research Council (AHRC) initiierten Studie lautet »Social Design Futures: HEI research and the AHRC« [HEI: Higher Education Institutions].

Welcher Begriff ebenfalls relevant für diese Dissertation erscheint – ist der des »Design Activism« (Julier, 2000, Fuad-Luke, 2009, Markussen, 2013), welcher nach Armstrong u. a. (2014, S.29) expliziter ist, was die politischen Intentionen angeht. Die Ausrichtung inkludiert die Entwicklung von Artefakten und Erfahrungen, die mit politischer Diskussion und politischem Protest einhergeht. Es wird aber auch das alltägliche Zusammenleben adressiert. Gleichzeitig soll politisches Bewusstsein gegenüber kollektiven Herausforderungen geweckt werden (Julier, 2000, Markussen, 2013 in: Armstrong u. a., 2014, S.29). Design Aktivismus wird meist durch Graswurzelbewegungen (*grassroot movement*)³⁸ und Bürgerinitiativen ins Leben gerufen.³⁹ Nach Fuad-Luke (2009, S.6) bedeutet der hier adressierte Aktivismus »Handlungen, die katalysieren, ermutigen oder Veränderungen initiieren, um soziale, kulturelle oder politische Transformationen hervorzubringen«. Er leitet zudem her, dass durch solche Ausrichtungen des Designs die Qualität unterschiedlicher Kapitale verbessert wird (ebd., S.6) und die Quantität zunimmt. So werden vor allem sozialorientierte Kapitale wie soziales, kulturelles oder »humanes« Kapital (ebd., S.334, Wellman, 2001, S.248)⁴⁰ gefördert. Durch die Fokussierung und Emergenz dieser Kapitale wird laut Fuad-Luke ein »sozialer und politischer Wandel« (Fuad-Luke, 2009, S.6) hervorgebracht. Das Politische versteht Fuad-Luke (ebd., S.6) aber nicht als eingeeengte Sicht auf politische Parteien mitsamt Programmen und Einstellungen, sondern schließt auch Forderungen eines politischen Diskurses innerhalb der Gesellschaft ein. Nach Fuad-Luke (ebd., S.6) ist Design implizit in dieser

³⁸Der Begriff »Grassroot movement« wird für basisdemokratische und konsensorientierte, aus der Zivilgesellschaft entwickelte Zusammenschlüsse verwendet.

³⁹Gleichzeitig ordnet sich der Design Aktivismus außerhalb der kommerziellen, staatlichen und behördlichen Strukturen an, wodurch an dieser Stelle ebenfalls die Kritik Tonkinwise' (vgl. Tonkinwise, 2015b, S.15) – auf die verschwimmenden Grenzen zwischen Kommerzialisierung und dem sozial und politisch ausgerichteten Forschungsvorhaben – zutrifft.

⁴⁰Der Begriff »Sozialkapital« wurde das erste Mal von dem Pädagogen Lyda Judson Hanifan verwendet, welcher 1916 aufgrund eigener empirischer Erkenntnisse (in seinem Wohnort in West-Virginia), schlussfolgerte, dass »[...] die Wiederbelebung des Gemeinschaftsengagements für den Erhalt der Demokratie und die weitere Entwicklung von größter Bedeutung sei« (in: Putnam u. a., 2001, S.16). Zur Erklärung prägte er den Begriff des »Sozialkapitals«. Viele Designforschende, wie Fuad-Luke (2009), haben seitdem weitere Kategorien des Sozialkapitals aufgestellt.

DESIGN OF FOR IN DEMOCRACY AS

Abbildung 1.4: Manzini und Margolins Ansatz des »Designs of, for, in« und »as Democracy«, 2016

Frage eingebettet, wodurch jegliches Design als politisch betrachtet werden kann. Er sieht Design Aktivismus als eine Art Projektionsfläche, welche durch die praktische Umsetzung ein Gegenarrativ schafft, um sozialen, institutionellen, ökologischen oder ökonomischen Wandel aufzuzeigen und verständlich zu machen (vgl. ebd., S.27).

Gerade die Ausrichtung des Politischen (vgl. Bonsiepe, 2006) als weitgefaster Begriff, bei dem bereits inhaltliche Auseinandersetzung mit einem Thema als politisches Handeln betrachtet wird, möchte diese Dissertation für die weiteren Betrachtungen übernehmen. Aber auch die Fokussierung auf lokale Initiativen wird in beiden Fallstudien den Ausgangspunkt der empirischen Untersuchung legen.

Um den Begriff des Politischen noch einmal zu schärfen, wird das von Manzini und Margolin 2016 aufgestellte Modell »Design of/for/in/as democracy« betrachtet.⁴¹ Dadurch soll die Designkompetenz im Bezug zu ihrem politischen Agieren noch einmal präzisiert werden.

⁴¹democracy-design.org [zuletzt gesichtet am 18.12.2017] Das Modell wurde im Rahmen eines Aufrufs entwickelt, durch welches die Rolle des Designs als Träger und Initiator von Demokratie geschärft werden sollte, um so rechtspopulistischen Tendenzen entgegenzuwirken.

Dafür haben Manzini und Margolin vier Distinktionen aufgestellt:

- (1) **Design von Demokratie**, welches demokratische Prozesse und damit einhergehende Institutionen verbessern möchte;
- (2) **Design für Demokratie**, welches mehr Menschen dazu befähigen möchte, an demokratischen Prozessen teilzunehmen, vor allem durch den Gebrauch von Technologie;
- (3) **Design in Demokratie**, welches Zugang, Offenheit und Transparenz in Institutionen bilden möchte, um Gleichheit und Gerechtigkeit sicherzustellen;
- sowie (4) **Design als Demokratie**, welches die Praktiken des partizipativen Designs beschreibt, mit der diverse Akteure unsere aktuelle und zukünftige Welt(en) auf gerechte und inklusive Art und Weise formen können.

Gerade die Distinktionen »Design für« (2) und »als Demokratie« (4) sind für diese Dissertation von Relevanz.⁴² Die nach Manzini und Margolin formulierte »Design für Demokratie«-Position (2) beschreibt die Gestaltung von Zugängen zu Entscheidungsprozessen und Kommunikationsströmen für Menschengruppen, denen bisher aus unterschiedlichen Gründen der Zugang verwehrt blieb. Als ein mögliches Mittel des Zugangs wird Technologie genannt, welche in dieser Dissertation in Form von digital-analogen Werkzeugen genutzt werden soll. Daher kommt diese Distinktion der Designfrage (s. S.11) sehr nah, in welcher diese Zugänge in Form von digital-analogen Werkzeugen gestaltet werden sollen. Im »Design als Demokratie« (4) wird der partizipatorische Aspekt der Gestaltung als demokratischer Grundgedanke – die involvierten Akteure an dem Gestaltungsprozess teilhaben zu lassen – umschrieben. Auch in diesem Aspekt der Gestaltung dockt sich diese Dissertation an und versucht die Akteure in allen Phasen des Designprojektes zu integrieren.

Neben diesem politisch ausgerichteten Ansätzen sind auch systemische Ansätze für diese Dissertation von Relevanz, da die netzwerkartigen Verbindungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren (vgl. Latour, 1996) im Detail betrachtet und durchdrungen werden sollen: Daher werden die bei-

⁴²Die Distinktionen 1 und 3 können als Auswirkungen der intendierten Fallstudien auftreten, werden aber in den beiden Fallstudien nicht als vorrangigen Schwerpunkt adressiert.

den Begriffe des *Transition* und *Transformation Design* kurz erläutert, bevor der in dieser Dissertation verwendete Ansatz zusammengefasst wird.

Das »Transition Design« wurde vor allem von dem Designphilosophen Tonkinwise, wie auch Lehrenden der *Carnegie Mellon University* Pittsburg, Irwin und Kossoff, geprägt. Das Ziel des Transition-Design-Ansatzes ist es, neue Designpraktiken zu initiieren, welche langfristige *Transitionen* (Veränderungen) und nachhaltige Zukünfte hervorzubringen sollen (Tonkinwise, 2015a, S.1, Irwin u. a., 2015, S.2). Festlegungen dieser Ausrichtung sind, dass der Alltag als fundamentalster Kontext von Design betrachtet wird und die Perspektive meist von Bürgerinitiativen ausgeht (vgl. ebd., S.2), wodurch Parallelen zum Design Aktivismus hergestellt werden können.

Mit diesem zusätzlichen Begriff erhofft sich Tonkinwise (2015a, S.1) den »designgeleiteten sozialen Wandel« (*design-led societal change*) genauer zu fassen und präzise beschreiben zu können, wie dieser Wandel im Detail stattfindet. Zudem will er die spezifischen Wissens- und Untersuchungsbereiche ausfindig machen, in denen der Wandel vonstattengeht (vgl. Irwin u. a., 2015, S.2).

Besonders ist, dass dieser Ansatz lokal basierte und global vernetzte Konzepte anstrebt (vgl. Manzini »short local, long global networks«, s.S.93) und sich auf die »Living System Theory« nach James Grier Miller (1978, »open self-organizing systems«) bezieht, um *wicked problems* (Rittel und Webber, 1973) besser fassen und verstehen zu können.⁴³ Zudem ist das Ziel, Möglichkeiten zu gestalten, die zeitlich unabhängig und skalierbar sind. Vor allem durch die Anwendung der »Living System Theory« sollen sich Designerinnen und Designer bewusst werden, dass sie innerhalb komplexer Sozialsysteme agieren und in der Lage sein sollten, auf Interdependenzen, also wechselseitigen Abhängigkeiten und Eigendynamiken von Selbstorganisation, reagieren zu können

⁴³Zusätzlich bezieht sich der Ansatz des »Transition Designs« auf die »Transition Town Bewegung« (Tonkinwise, 2015a, S.1, Irwin u. a., 2015, S.4), welche ein internationales Netzwerk von lokalen Vergemeinschaftungen bezeichnet (2006 in Großbritannien gegründet), welches Widerstandskraft (Resilienz) gegenüber äußeren Einflüssen, wie der Klimaerwärmung oder der ökologischen Grenze der Ölförderung, aufgebaut hat, indem sie sich zusammengeschlossen und durch eine eigene Währung unabhängig gemacht haben.

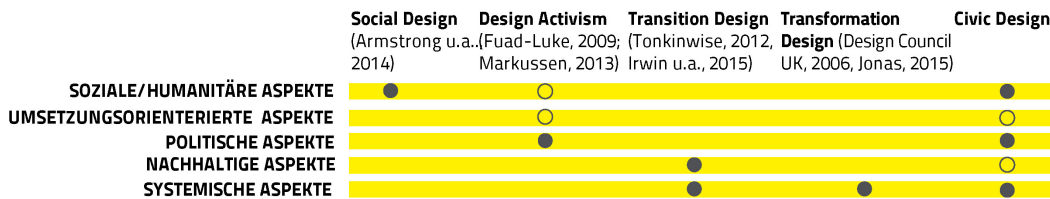


Abbildung 1.5: Schwerpunkte der Gestaltungsausrichtungen im sozial und politisch orientierten Design

(Irwin u. a., 2015, S.4). Zudem sollen die Auswirkungen von Technologie auf die Gesellschaft (und umgekehrt) mitgedacht werden (vgl. ebd., S.4). Dadurch soll sichergestellt werden, dass die Konsequenz des Einsatzes von Technologie in solch komplexen, lokal-globalen Kontexten besser eingeschätzt werden kann.

Diese Dissertation betrachtet »Transition Design« als wertvollen Ansatz und versucht die ethischen Pfeiler des Ansatzes zu übernehmen, wie z. B. die möglichen Auswirkungen von Technologie langfristig mitzudenken, den Alltag als wichtigen Kontext in Nachbarschaften zu betrachten und resiliente, selbstorganisierte Kollektive entstehen zu lassen. Was nicht im Fokus dieser Dissertation steht, ist ein rein ökologischer Wandel.

Der zuletzt betrachtete Ansatz im Bereich des sozial- und politisch ausgerichteten Designs ist der des »Transformation Designs«, welcher das erste Mal 2006 vom Design Council UK (Bums u. a., 2006) seitens der nicht mehr existierenden *Red*-Gruppe aufgegriffen wurde (Fuad-Luke, 2009, S.150, Jonas u. a., 2015). Ihr Ziel war es, »User-Centered-Design«-Prinzipien in groß skalierte Systeme und Dienstleistungen zu übertragen, um tiefgründiges Verständnis dieser Kontexte, der angewandten Methoden, der notwendigen Fähigkeiten und der daraus abzuleitenden Philosophie, zu erhalten. Dieser Begriff wurde von Jonas u. a. (ebd.) weiter ausdifferenziert. Nach Jonas u. a. (ebd., S.9) zielt der Ansatz auf offene Kommunikationsprozesse, die auf eine designerische Art und Weise Potenziale abfragen und dadurch neue organisatorische Strukturen, Kulturen systemische Innovationen oder kollaborative Bildungsformen, sowie Verhaltensänderungen – auf lokaler und globaler Ebene – hervorbringt.

Die Gemeinsamkeit aller hier betrachteten Designansätze ist, dass sie soziale, politische und systemische Veränderungen (*Transformationen, Transitionen*) hervorbringen sollen.⁴⁴ Sie unterscheiden sich meist durch ihren inhaltlichen Schwerpunkt (Umsetzungsorientiertheit, Aktivismus, Systemtransformation), sind jedoch im Kern sehr ähnliche Ansätze. In allen Ansätzen wird partizipativ vorgegangen, es werden komplexe Zusammenhänge und Angelegenheiten adressiert und designforscherische Methoden verwendet. In allen Ansätzen arbeiten transdisziplinäre Teams zusammen, um die inhaltliche Komplexität zu stemmen. Zudem wird sich ein langfristiger Wandel zum Ziel gesetzt, der durch die lokalen Akteure weitergeführt werden soll, wodurch langfristig »Kapazitäten anstatt Abhängigkeiten« (Bums u. a., 2006, S.21) entstehen sollen.

Wie in der Argumentation Tonkinwise⁷ bereits beleuchtet wurde, soll in dieser Dissertation kein weiterer Begriff bzw. keine weitere Kategorie in dem Bereich des sozial und politisch ausgerichteten Designs hervorgebracht werden, sondern eher die Besonderheiten des in dieser Dissertation angewandten Ansatzes formuliert werden. Die Gemeinsamkeiten zu den vorher betrachteten Ansätzen, wie der weitgefaste Begriff des Politischen (Bonsiepe, 2006, S.5, Fuad-Luke, 2009) oder die technologische Wirkungsanalyse im Vorfeld des Einsatzes (Irwin u. a., 2015) wurden bereits formuliert. Anders als in den bereits bestehenden Ansätzen, bezieht sich diese Dissertation auf das »Infrastructuring«-Konzept nach Star und Ruhleder (1996) sowie Ehn (2008), wodurch eine andere Herangehensweise an systemische Aspekte festgelegt wird (s. S.13). Aufgrund dessen werden die in dieser Dissertation zu entwickelnden Werkzeuge »Civic Tools« genannt⁴⁵ und der adressierte Designbereich als »Civic Design«⁴⁶ beschrieben.

⁴⁴Zum Beispiel in Fuad-Luke, 2009, S.27: »eliciting societal change and transformation«

⁴⁵Der Begriff der »Civic Tools« wird weniger innerhalb dieser deutschsprachigen Dissertation verwendet, als eher für nachfolgende Veröffentlichungen im internationalen Wissenschaftsbereich.

⁴⁶Laut dem Designer Baur (DGTF-Tagung 2017) muss zwischen den englischen Begriffen »civic« und »civil« unterschieden werden, wonach sich der Begriff »civil« auf militärischen Ursprungs und einer gewissen Regelkonformität bezieht und der Begriff »civic« sich auf die stete Aushandlung zwischen Zivilgesellschaft und Regierung oder auch auf Gemeinschaftsbelange fokussiert.

1.4 Die Facetten des designerischen Wissens

In den folgenden Abschnitten wird erläutert, welche Forschungscommunities⁴⁷ (Findeli u. a., 2008, S.75) und Interessierende von dieser Dissertation profitieren sollen.

Wissenschaftliche Relevanz – Wissen durch Praxis

Mithilfe des *Research-through-Design*-Ansatzes (s. S.9) kann in dieser Dissertation unterschiedliches, designerisches Wissen (Cross, 1982) entstehen. Es formen sich verschiedene Wissensgebäude, welche für unterschiedliche Forschungsgemeinschaften von Interesse sind. Die drei infrage kommenden Gemeinschaften sind die *forschende*, die *praktizierende* und die *lehrende* Designcommunity.

Die *forschende* Designcommunity möchte theoretische und grundlegende Erkenntnisse (Findeli u. a., 2008, S.75) erfahren. Diese Community ist vor allem an der Beantwortung der Forschungsfrage interessiert. Es sollen Erkenntnisse über neue Formen, aber auch Grenzen der sozialen und politischen Partizipation in Zeiten der vernetzten Gesellschaft generiert werden. Zudem sollen Prinzipien sowie theoretische Modelle für die soziale als auch politische Dimension des Designs und die daraus in den letzten Jahren immens weiterentwickelte junge Disziplin entstehen, wie auch Einblicke über Möglichkeiten und Grenzen des partizipatorischen Gestaltungsprozesses gegeben werden.

Die *praktizierende* Designcommunity zielt auf praktisches sowie angewandtes Wissen (ebd., S.75) ab. Dafür soll die Frage beantwortet werden, wie Werkzeuge gestaltet sein müssen, um soziale und politische Partizipation zu fördern. Dadurch sollen Erkenntnisse über die Beschaffenheit der Werkzeuge, also über die Materialität, die Erscheinung, den Funktionsumfang, die Benutzeroberfläche und die Interaktion generiert werden. Zudem werden Rückschlüsse auf die Aneignung und Nutzung der Werkzeuge gezogen. Das Wissen kann wiederum

⁴⁷In diesem Zusammenhang wird der Begriff »Community« verwendet, da es sich um eine Gruppierung im wissenschaftlichen Bereich handelt und nicht, wie in dieser Dissertation hauptsächlich betrachtet, um zivilgesellschaftliche Vergemeinschaftungen. Weitere Details s. S.34.

für eigene Konzipierungen und Umsetzung von Prototypen verwendet werden. Die Baupläne der Werkzeuge werden für diese Community von Interesse sein, da sie für andere Kontexte und Einsatzorte (Unternehmenskontexte, physische Schnittstelle für rein digitale Plattformen, Konferenzen) verwendet werden können. Zudem soll durch die Anwendung des *Research-through-Design*-Ansatzes (s. S.9) ein anschauliches Praxisbeispiel entstehen. Gerade das praxisbasierte Wissen in Form des *impliziten Wissens* soll vor allem durch partizipative Methoden in den Fallbeispielen beleuchtet und reflektiert werden.

Die *lehrende* Designcommunity ist an übertragbarem Wissen (ebd., S.75) interessiert. Dafür kann vor allem die empirische Studie und die intensive Zusammenarbeit mit der Nachbarschaft – mit allen Herausforderungen – eine Inspirationsquelle für sozial und politisch ausgerichtete Lehrangebote und Projekte sein. Das Erfahrungswissen aus dem partizipatorischen Gestaltungsprozess soll in modularen und adaptierbaren Handlungsrichtlinien und Prinzipien zusammengefasst werden, welche daraufhin wiederum für Designkurse und -projekte genutzt werden können. Es sollen die gewonnenen Erkenntnisse in Datenvisualisierungen festgehalten werden, wodurch eine inhaltliche Diskussion über die Dissertation hinaus entstehen kann. Zudem soll die detaillierte Darstellung und Auswertung der Forschungsmethoden als Inspiration für andere und eigene partizipative Forschungsvorhaben dienen.

Gesellschaftliche Relevanz – Werkzeuge und ihre Wirkung

Der Einsatz der Werkzeuge soll Wissen zur Beantwortung der Designfrage, nämlich wie Werkzeuge soziale und politische Partizipation in urbanen Nachbarschaften fördern können, generieren. Diese Arbeit soll aber auch reflektieren, an welchen Stellen die Werkzeuge an ihre Grenzen stoßen, welche Angelegenheiten oder Dimensionen der Mitgestaltung nicht unterstützt werden können, in welchen Fällen eine Veränderung ausbleibt und welche Akteure trotz experimentellem, spielerischem Ansatz nicht motiviert werden können, sich an lokalen Belangen zu beteiligen. Zusätzlich hat die Designfrage auch gesellschaftliche Relevanz: Durch die intensive Zusammenarbeit mit nachbarschaftlichen Initiativen sollen neuartige soziale und politische Partizipationsformen

und Wirkungsmöglichkeiten geschaffen werden, welche auf andere Kontexte und lokale Gegebenheiten übertragen werden können. Durch die Veröffentlichung des Erfahrungswissens und der Baupläne (s. S.145) sollen engagierte Akteure und lokale Bündnisse die Werkzeugkonzepte nutzen und für ihren Kontext adaptieren und weiterentwickeln. Das Erfahrungswissen kann ebenfalls von Verwaltungen oder Institutionen, wie dem Quartiersmanagement, genutzt werden. Dadurch soll eine generelle Stärkung von lokalen Kräften stattfinden, welche in kollektiven Handlungen (Olson, [1965] 1971) und einer sichtbaren Veränderung des lokalen Raums mündet.

1.5 Über die Voreingenommenheit & die Doppelrolle als Designforscherin

Auch im Forschungsprozess selbst – zur Reflexion des eigenen Agierens – muss sich ständig bewusst gemacht werden, dass Forschung nie rein objektiv stattfinden kann (*researcher bias*). Die Forschenden sind selbst Teil des Prozesses und der Empirie. Zudem sind sie durch die eigene Historie und Einflüsse geprägt, was stets in die Durchführung und Auswertung der Forschung einfließt. In dieser Dissertation wird diese Art der Beeinflussung so offen und transparent wie möglich dargestellt, um bei den Lesenden einen transparenten Eindruck zu hinterlassen und sie eigene Schlüsse daraus ziehen zu lassen.

Die Besonderheit am Designforschungsprozess ist es, dass die Tätigkeit einer Designforschenden weit über die Ebene einer observierenden Beforschung hinausgeht. Es wird also nicht nur mit einer gewissen Distanz geforscht, sondern um eine einzigartige Dimension erweitert: nämlich dem aktiven Einschreiten, dem Intervenieren, in das zu beforschende Feld. Die Soziologin von Unger (2012) nennt diese Doppelrolle das Oszillieren zwischen *Untersuchung* und *Intervention*. Diese herausfordernde Rolle benötigt eine klare Einteilung der Forschungsabsicht in den jeweiligen Prozessphasen des Designprojektes und einer ständigen Reflexion der eigenen Rolle. Durch eine detaillierte Planung und Auswertung des jeweiligen empirischen Experiments sollen die Forschungsergebnisse je nach eingenommener Rolle ausgewertet und reflektiert werden.

Das aktive Eingreifen der Designforschenden in das Feld und die damit einhergehenden, einzigartigen Ergebnisse, sollen weiteren Disziplinen zugute kommen. Es soll beispielsweise der Soziologie und Kulturwissenschaften, die in den letzten Jahren einen »Design Turn« (vgl. Mareis, 2010, S.14) erlebt haben und somit zunehmend angewandt agieren, zu neuen Erkenntnissen verhelfen. Auch den meist theoretischen und nicht-interventionistischen Disziplinen, wie der Geografie oder den Politikwissenschaften, kann Design eine hilfreiche Stütze sein und somit auch zu erkenntnisreichen Kooperationen und Komplementierung von Erkenntnissen (z. B. durch die Triangulation von empirisch gewonnenen Daten Flick, 1995, S.519) verhelfen. Durch die interventionistische Praxis sollen aber auch Aktivisten – oder im breiteren Sinne, alle politisch Engagierten – angesprochen werden. Zudem ist die direkte Überprüfung im Feld und der damit adressierte Wandel, essenziell für die Designdisziplin und die involvierten Akteure.

1.6 Annäherung, Anreicherung, Überprüfung, Synthese: Die Struktur der Dissertation

Diese Dissertation ist in vier Kapitel untergliedert. Die im ersten Kapitel stattfindende Positionierung wird im zweiten Kapitel mit theoretischen Positionen angereichert. Im dritten Kapitel werden die vorher theoretisch entwickelten Erkenntnisse anhand zweier empirischer Fallstudien in Berliner Nachbarschaften überprüft. Die beiden Fallstudien haben aufeinander folgend stattgefunden. In der ersten Fallstudie wurden grundlegende Einsichten, Erfahrungen in der Kommunikation und Möglichkeiten eines kollektiven Prozesses ausgetestet und erprobt. Auf diese Erfahrungen aufbauend verändert die zweite Fallstudie den Ansatz, Kollektivität hervorzubringen – indem es nicht wie in der ersten Fallstudie eine Gemeinschaft bildet und daraufhin Themen von Interesse identifiziert, sondern themenbasiert Motivation und daraus Kollektive schaffen möchte (Ansatz der »Öffentlichkeit« nach Dewey, [1927] 1954, s.S.41). Aus dem Vergleich beider Fallstudien wird weiteres Erfahrungswissen gewonnen. Im Anschluss werden die aus der Theorie entwickelten Erkenntnisse (*Essenzen*) mit den empirisch gewonnenen Ergebnissen verglichen (s. S.207). Abschließend werden Antworten auf die Forschungs- und Designfrage formuliert. Die kon-

KAPITEL 1
**Annäherung/
 Positionierung**

KAPITEL 2
Anreicherung
 (mit theor. Diskursen)

KAPITEL 3
Überprüfung
 (anhand zweier
 empirischer
 Fallbeispiele)

KAPITEL 4
Synthese

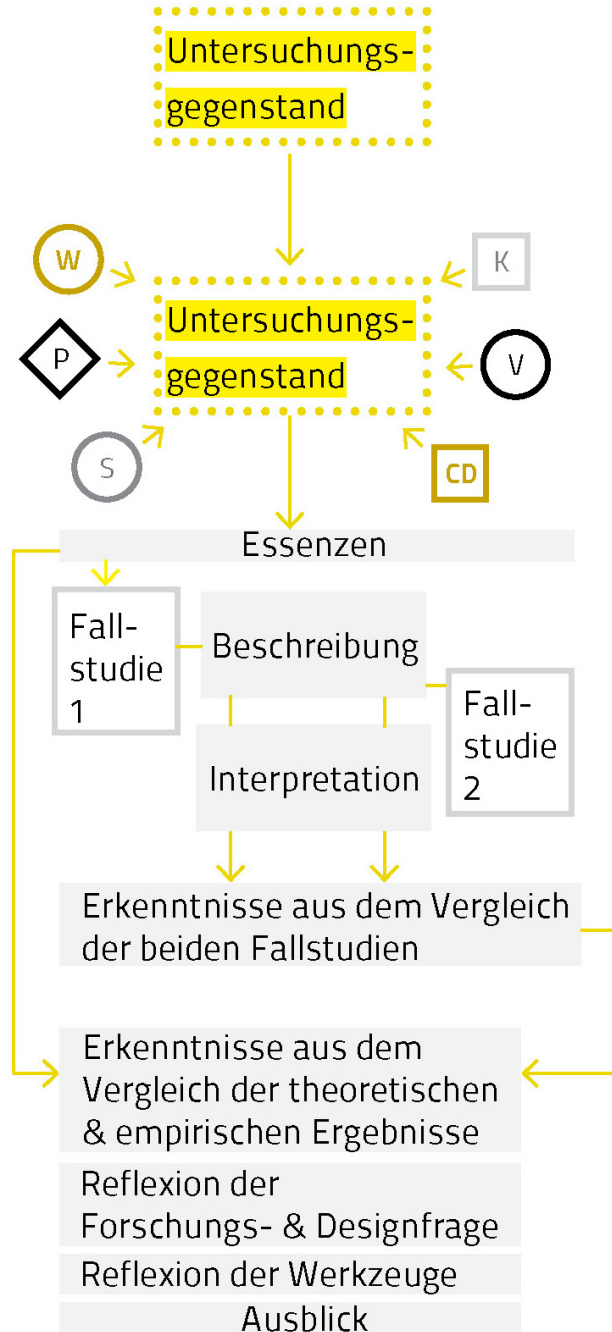


Abbildung 1.6: Aufbau dieser Dissertation

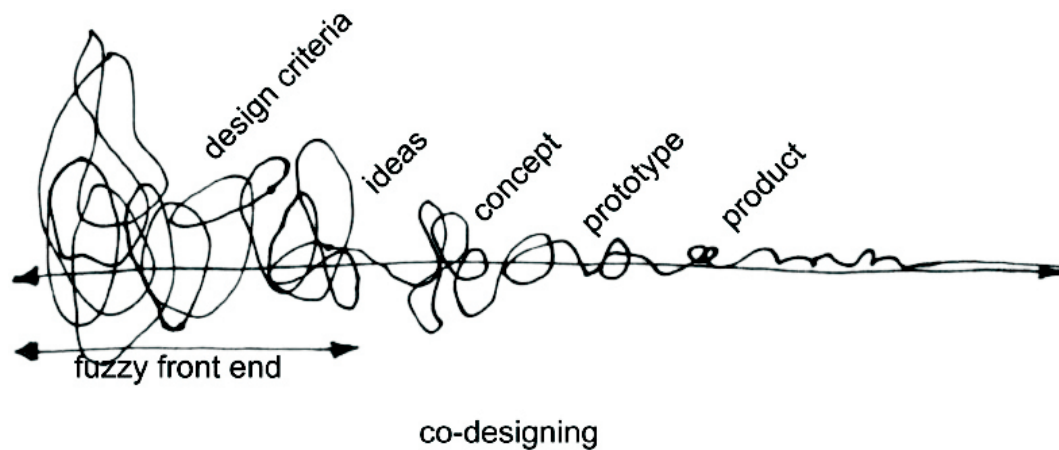


Abbildung 1.7: »Fuzzy Front End« nach Sanders und Stappers (2008, S.3)

ketisierten Ansatzpunkte und Fragestellungen, auf die nach der Dissertation eingegangen werden sollte, werden ausblickend formuliert.

Es ist wichtig noch einmal zu betonen, dass der Gesamtprozess nicht so linear verlief, wie es in der Verschriftlichung dieser Dissertation den Anschein macht. Vergleichbar mit dem *Fuzzy Front End* Sanders und Stappers (s. Abb. 1.7) verlief der Prozess offen und flexibel und dadurch oft fluktuierend. So haben beispielsweise die Literaturrecherche und die empirischen Fallstudien zur gleichen Zeit stattgefunden, werden aber in der schriftlichen Form nacheinander dargestellt.

Zudem bedient sich diese Dissertation nicht nur unterschiedlicher theoretischer Wissensgebäude, sondern auch methodischer Herangehensweisen. So wird sich in der Literaturrecherche nicht nur Texten der Designforschung, -theorie und -praxis bedient, sondern auch der Theorien der (Stadt-)Soziologie, der Medienwissenschaft, der Science and Technology Studies (STS), der Citizens Science sowie der Politikwissenschaft – und widmet sich so dem Ansatz transdisziplinärer Vielseitigkeit (vgl. Erlhoff und Marshall, 2007, S.91). Methodisch bedient sich diese Dissertation aus einer Fülle von unterschiedlichen Formaten und Zugängen, wie *gesprächsbasierenden* Methoden, wie Dialogformate, semi-strukturierte Interviews oder Ad-hoc-Befragungen, aus *visuellen* Methoden, wie teilnehmenden Observationen oder Videoaufnahmen, aus *eingreifenden* Methoden, wie öffentlichen Aktionen und Events oder aus *herstellenden* Methoden, wie Co-Creation-, Making- oder Paperprototyping-Einheiten inner-

halb von Workshops. Zudem wurden unterschiedliche Medien verwendet, wie Poster, Projektionen oder Soundaufnahmen.

Aus diesen verschiedenen Wissensquellen ergeben sich nicht nur die in schriftlicher Form verfasste Dissertation, sondern auch eine visuelle Analyse (Heft 1) sowie ein Überblick der entstandenen Werkzeuge (Heft 2).

Neben der textlichen Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgegenstand verwendet diese Dissertation auch Datenvisualisierungen, um zum einen die Komplexität bestimmter Zusammenhänge zu reduzieren und zum anderen Zusammenhänge klarer und verständlicher darzustellen. Die Visualisierungen werden sowohl in den theoretischen, als auch praktischen Bezügen als Mittel der Erkenntnisgewinnung genutzt.

Kapitel 2

Vom vernetzten Individualismus zu globalisierten Netzwerken: Die theoretischen Bezüge

In den folgenden Kapiteln findet eine Analyse des aktuellen Forschungsstandes sowie eine klare Positionierung innerhalb des zu untersuchenden Feldes statt. Die Darstellung des Forschungsstandes erfolgt aus fünf Perspektiven (s. Abb. 2.1), nämlich der Perspektive der Kollektivität, der Werkzeuge, der Partizipation, des Lokalen, sowie der Vernetzung. Abschließend werden die Hypothesen und Fragestellungen formuliert, die in der Empirie überprüft werden sollen.

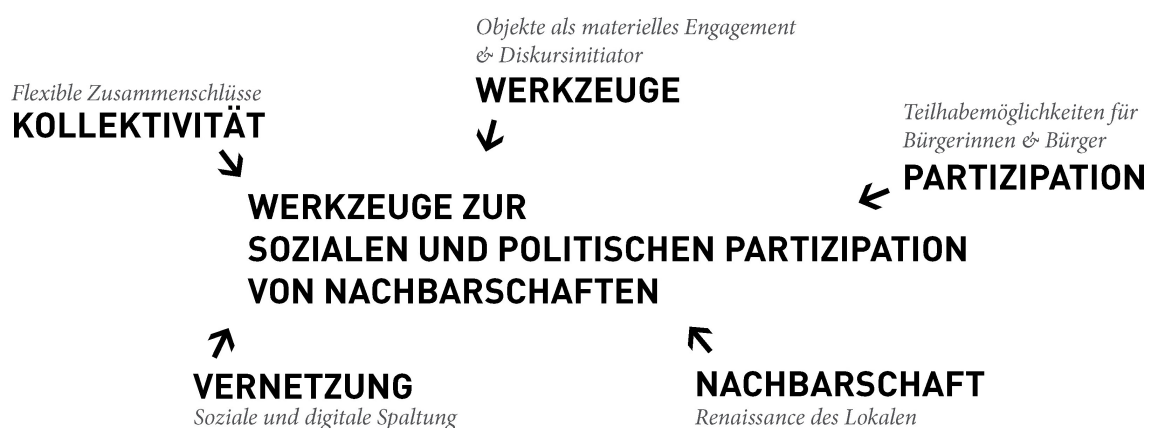


Abbildung 2.1: Unterschiedliche Perspektiven auf das Dissertationsthema

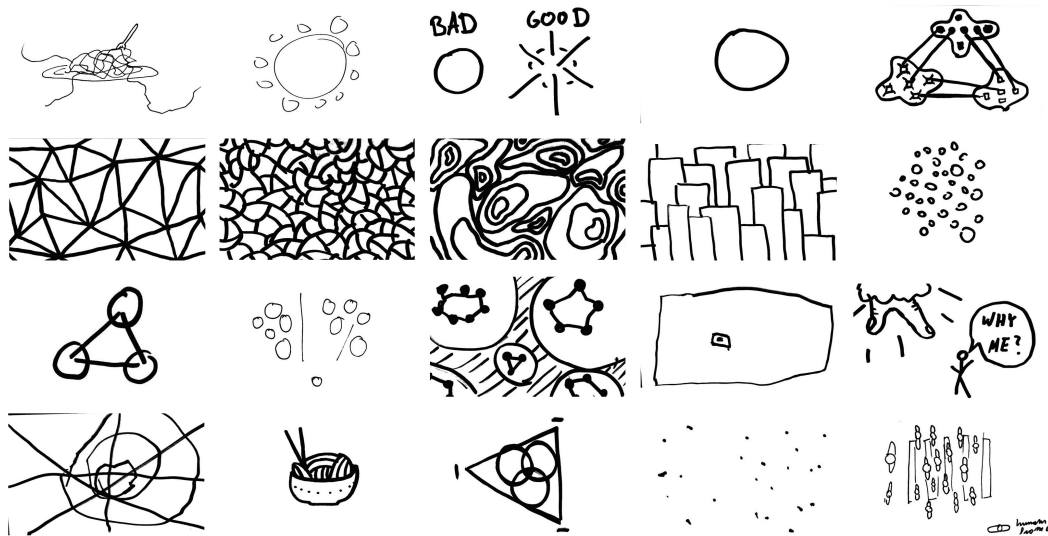


Abbildung 2.2: Sammlung von Besucherbeiträgen zum Thema »Community as drawing« gesammelt durch den digitalen Briefkasten während des 2015 stattgefundenen *Community-Now-Symposiums* im Jüdischen Museum Berlin

2.1 Flexible Zusammenschlüsse

Gemeinschaft | Vergemeinschaftung | Öffentlichkeit | Kollektiv | Netzwerk | Posttraditionale Gemeinschaft | Heterogenität | Pluralität | Individualität | Vernetzter Individualismus

Im folgenden Kapitel soll dargestellt werden, welche Begriffe für welche Arten von Zusammenschlüssen verwendet werden und unter welchen gesellschaftlichen Einflüssen sie in den letzten Jahrzehnten standen.

Der Begriff »Gemeinschaft« und »Community«

Etymologisch geht der Begriff *Gemeinschaft* auf den gotischen Begriff *gaimains* (von Loewenfeld, 2006, S.19) zurück, welcher »gemeinsam, gemeinschaftlich und teilhaftig«, »beteiligt«, aber auch »gemein« und »unheilig« bedeutet (Pfeifer, 1993). Nach dem Historiker Delbrück (1907, S.132, in: Heidermanns, 1993, S.376 ff.) entstammt das Wort *gemeinsam* der Redewendung

»worin man sich abwechselt, was man sich teilt«. ¹ Nach der Forschungsgruppe um Rosa u. a. (2010, S.11) weist der Wortstamm eindeutig auf etwas »Geteiltes« hin. Nach dem Wirtschaftswissenschaftler von Loewenfeld geht dies auf den indio-europäischen Wortstamm *mei* zurück, welcher *Tausch* oder *Kontraktion* (vgl. von Loewenfeld, 2006, S.19) bedeutet. Nach dem deutschen Wörterbuch (Paul u. a., 1992, S.333) beschreibt das Wort »Gemeinschaft« eine »durch etwas miteinander verbundene Gruppe«. Dieses geteilte, zu tauschende bzw. verbindende Element wird nach Goethe auch »elective affinity« genannt, also die gewählte und freiwillige Anziehung zu einem anderen Individuum. ²

Der englische Begriff »community« entstammt dem Lateinischen *communitas* und besteht aus den Wortstämmen *communis*, welches »gemeinsam«, »dienstbereit« und »mitverpflichtet« bedeutet, und *munire*, was mit »stärken« und »untermauern« übersetzt werden kann (von Loewenfeld, 2006, S.19). Laut von Loewenfeld (ebd., S.19) hat sich aus dem Begriff *communitas* ebenfalls die Bedeutung einer städtischen Gemeinde entwickelt, wodurch sich eine Verbindung zur Kategorie der Nachbarschaftsgemeinschaften (*neighborhood communities*) herstellen lässt. In der deutschen wie englischen Sprache ist er ein vielfach interpretierter Begriff, der einen Zusammenschluss von Einzelpersonen durch ein verbindendes Element beschreibt.

Einige Autoren, wie der Stadtsoziologe Dangschat (2009, S.6) nehmen keine Differenzierung zwischen dem deutschen und englischen Begriff vor. Für andere, wie die Soziologen Löwenthal (in: Gorz, 1997, S.119) und Etzioni (2009) ist die Differenzierung essenziell. Beispielsweise Löwenthal ist überzeugt, dass der angloamerikanische Begriff »community« durch die kulturellen und politischen Einflüsse der USA in kleineren, lokalen Einheiten zu denken, geprägt

¹Nach dem Etymologen Pfeifer (1993) wird der Begriff *gemein* seit dem 8. Jahrhundert im Wortschatz verwendet.

²In dem von Goethe 1809 verfassten Roman »Die Wahlverwandtschaften« (*elective affinity*) analysiert er die chemische Affinität zwischen Spezies, wodurch soziale Beziehungen, wie Freundschaften und Liebesbeziehungen, entstehen. Die soziologischen Ableitungen des Werks erfolgten durch Weber 1904 (»The Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism«) und Benjamin 1924 (»Goethe's Elective Affinities«)

ist.³ Dadurch sei nach Löwenthal eine Übersetzung des Wortes »community« ins Kontinentaleuropäische nicht möglich. Etzioni (2009) verwendet sogar in seinem englischen Text die deutschen Begriffe »Gemeinschaft« und »Gesellschaft«. Von Loewenfeld (2006) dagegen verwendet in seiner deutschsprachigen Dissertation den englischen Begriff »community«, was auf einer Linie mit der Interpretation Dangschat's liegen dürfte, welcher das englische Wort bereits als »neu-deutsch« deklariert (vgl. Dangschat, 2009, S.6).

Diese Dissertation verwendet den englischen Begriff »Community« lediglich bei disziplinär geformten Zusammenschlüssen, so beispielsweise Forschungscommunities. Zudem werden Gemeinschaften, die einer »Community of Practice« (CoP) nahe kommen, ebenfalls mit diesem Begriff umschrieben.

Bei der Verwendung des Begriffes »Gemeinschaft« ist sich diese Dissertation bewusst, dass es sich um einen höchst ambivalenten Begriff handelt, welcher in dieser Dissertation als ein Bündnis angesehen wird, welches sich dem Gemeinwohl (s. S.39) unterordnet und somit im demokratiebejahenden Sinne (Walter u. a., 2013, S.41) handelt. Außerdem sollte natürlich nicht die geschichtliche Prägung des Begriffes Gemeinschaft außer Acht gelassen werden, wodurch er unumgänglich politisiert ist (vgl. Rosa u. a., 2010, S.12).⁴

Dadurch soll dem naiven, romantisierenden Denken von Gemeinschaften (»Gemeinschaftsnostalgie«) durch eine kritische Forschungspraxis sowie durch eine ständige Reflexion des eigenen Handelns, entgegengewirkt werden. Der in die-

³Zudem ist die US-amerikanische Politik darauf ausgerichtet im sozialen Bereich, sowie Gesundheitswesen nicht ihren Bürgerinnen und Bürgern Vorgaben zu machen. Dadurch ist aber auch jede einzelne Bürgerin und jeder einzelne Bürger in der Pflicht Aufgaben, die sonst der Staat übernehmen würde, zu übernehmen, was im folgenden Zitat ebenfalls zum Ausdruck kommt: »[D]er Diskurs über Gemeinschaft in den USA [war] Bestandteil der Selbstverständigung einer liberalen Gesellschaft (Joas 1993:51). Er ist eher in eine lokal/global-Unterscheidung eingelassen, nach der die lokalen, örtlichen Gemeinschaften und ›neighborhoods‹ der amerikanischen Gesellschaft nicht gegenüberstehen, sondern deren Grundlage bilden. Der Begriff besitzt hier also eine andere Tradition als in Deutschland.« (Rosa u. a., 2010, S.46)

⁴»Gemeinschaft ist, wie das 20. Jahrhundert auf erschreckende Weise gezeigt hat, keineswegs ein neutraler oder rein deskriptiver Begriff. [...] er ist auf engste mit politischen Bedeutungen und Bewegungen verwoben und daher niemals zu reinigen von politischen Besetzungen.«

ser Dissertation zu initiierende Zusammenschluss soll auf der Tatsache beruhen, dass es bestimmte Aufgabenbereiche gibt, die nur mit der Unterstützung anderer zu meistern sind (vgl. Sennett, 2012, S.5, Dewey, [1927] 2001, S.131).⁵

Es soll im Folgenden, aber auch nach Ausdifferenzierungen des Begriffes gesucht werden, um präziser auf das Phänomen des Zusammenschlusses eingehen zu können und die verschiedenen Arten der Gemeinschaft voneinander abzugrenzen. Dazu werden nun weitere Begriffe, wie die Vergemeinschaftung nach Simmel und Weber, die Öffentlichkeit nach Dewey und das Kollektiv nach Latour dargestellt.

Vergemeinschaftung nach Simmel (1908) und Weber (1922)

Der Gemeinschaftsbegriff hat eine lange Entstehungsgeschichte: Unter Platon und Aristoteles (360 v.Chr.) wurden die Begriffe »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« noch als Synonym verwendet. Tönnies war 1887 der erste Soziologe, der den Dualismus zwischen »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« aufstellte und die beiden Begriffe differenziert darstellte.⁶ Die Soziologen Simmel ([1908] 1968) und Weber (1922) haben dagegen die beiden Begriffe als Prozesse beschrieben, die in gegenseitiger Wechselwirkung stehen (vgl. Rosa u. a., 2010, S.48). Die »Vergemeinschaftung« bzw. »Vergesellschaftung« hebt den Prozess, also das Werden oder den Zerfall einer Gemeinschaft bzw. Gesellschaft hervor. Die prozessualen Begriffe umschreiben zwei Entitäten, die nicht losgelöst voneinander zu betrachten sind, wodurch sich Simmel und Weber von Tönnies' Dialektik zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft abgrenzen (vgl. ebd., S.48). Eine Gemeinschaft existiert demnach nicht einfach aufgrund geteilter Eigenschaften, sondern die Mitglieder stehen im permanenten Prozess »ihr Verhalten aneinander orientieren [zu] müssen« (Weber, 1922, S.41).⁷

⁵Ohne Kontakt zu anderen sind Menschen weder sprach- noch identitätsfähig. Von Geburt an sind Menschen auf andere, wie die Eltern (vgl. Sennett, 2012, S.13), angewiesen.

⁶Detaillierte Datenvisualisierung s. S.288

⁷In dem späteren Werk Webers »Wirtschaft und Gesellschaft« wurden die beiden Grundbegriffe »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« durch das »soziale Handeln« abgelöst. Das »soziale Handeln« unterscheidet Weber von einem generellen Handeln, indem es sich nach *anderen* richtet (vgl. Weber, 1922, S.15), wodurch wiederum eine intensivere, »soziale Beziehung« ent-

Der Begriff »Öffentlichkeit« nach Dewey (1927)

Neben dem Begriff der »Gemeinschaft« hat sich vor allem *ein* Begriff im Designforschungsdiskurs etabliert, nämlich der Begriff der »Öffentlichkeit« (engl. *publics*). Dieser Begriff geht auf den pragmatistischen Philosophen, Psychologen und Pädagogen Dewey ([1927] 1954) zurück und wurde von Arendt ([1958] 2015), Habermas ([1962] 1990), Marres (2005), Di Salvo (2009), Binder u. a. (2011), De Waal (2014b) und Brynskov u. a. (2014) für ihre theoretischen Abhandlungen adaptiert.

Das 1927 erschienene Werk »The Public and its Problems« verfasste Dewey als Reaktion auf Lippmanns »The Phantom Public«. Dewey stimmte zwar mit der Auffassung Lippmanns überein, dass es immer weniger politische Auseinandersetzung seitens der Zivilgesellschaft gibt, jedoch wollte er aufzeigen, dass es – unter bestimmten Bedingungen – möglich sei, wieder mehr politischen Diskurs, in Form von Öffentlichkeiten bzw. »politischen Gemeinschaften«, zu führen. Eine Bedingung stellt für ihn die Kommunikation dar (vgl. Dewey, [1927] 2001, S.124), die bestenfalls lokal stattfindet, da sie so »von Mund zu Mund« (ebd., S.182) und durch den persönlichen »Dialog« (ebd., S.180), stattfinden kann. Diese Kommunikation – obgleich lokal, wenn auch nicht isoliert – dient dem Wissenszuwachs und bereichert durch direkte Erfahrung (vgl. ebd., S.179). Dadurch ist es nach Dewey möglich, den »auseinandertreibenden Reizen«, die auf Zusammenschlüsse einwirken »zu widerstehen« (ebd., S.179).⁸

Nach Dewey entstehen »Öffentlichkeiten« erst aus gemeinsamer politischer Handlung (Rosa u. a., 2010, S.114, Marres, 2005, S.10f.). Sie formen sich, wenn etablierte Institutionen oder bereits bestehende Gemeinschaften eine »politische Angelegenheit« (Dewey, [1927] 2001, S.121) nicht abdecken bzw. wenn die

steht (vgl. Weber, 1922, S.29). Das generelle Handeln wiederum nützt *alleinig* dem Individuum. Die Theorie des »sozialen Handelns« wurde zwischen 1909 und 1920 von Weber verfasst und posthum von seiner Frau veröffentlicht.

⁸Durch die Kommunikationskanäle sollen die lokalen Angelegenheiten dargestellt und die diesbezüglichen Informationen verbreitet werden (vgl. Dewey, [1927] 2001, S.124, S.154).

Angelegenheit zu komplex scheint (Marres, 2005, S.10f.).⁹ Darin sehen Dewey, wie auch Lippmann, ebenfalls die Motivation der Mitglieder eine Öffentlichkeit zu bilden. Die persönliche Betroffenheit führt meist zu einer heterogeneren Zusammensetzung (vgl. ebd., S.10), als es bei langjährig etablierten Gemeinschaften, die sich aufgrund ähnlicher Interessen bilden, der Fall ist.¹⁰

Die von Dewey formulierte »politische Gemeinschaft«, welche Resultat vieler aktiver Öffentlichkeiten ist,¹¹ fusst auf dem republikanischen Ideal, welches wiederum auf den römischen Begriff »res publica« zurückzuführen ist, was »das öffentliche Interesse« (vgl. De Waal, 2014b) bzw. das »was jeden im Volke offenkundig angeht« (vgl. Heidegger, 1950, S.177)¹² beschreibt. Nach De Waal (2014b, S.10) hält diese Ausrichtung einen Zusammenschluss zwischen individueller Freiheit und gegenseitiger Verantwortung in Balance. Diese Balance hat bereits Rousseau in seinem 1762 veröffentlichten Gesellschaftsvertrag (*Le contract social*) festgehalten. Nach ihm kann eine Bürgerin bzw. ein Bürger die Perspektive des *Bourgeois* einnehmen, also eines Individuums,¹³ welches im ökonomischen Eigeninteresse handelt, oder aber auch die Perspektive eines *Citoyen*, also des politischen (Stadt-)Bürgers, welcher seine Interessen nach

⁹ Je nach Autor wird die zur Rede stehende Sache entweder (politische) Angelegenheit (Dewey, [1927] 1954) oder »Dinge von Belang« (*matters of concern*) nach Latour (2005) bezogen auf Heidegger, genannt.

¹⁰ Bei Öffentlichkeiten stammen die Mitglieder meist aus unterschiedlichen »sozialen Welten« (Star und Griesemer, 1989, S.393) und setzen sich aus »fremden Charakteren« (Marres, 2005, S.9) zusammen, wodurch die häufige Verbindung zu »community of strangers« gezogen wird (Brynskov u. a., 2014, S.22 ff. De Waal, 2014b, Marres, 2005, S.9).

¹¹ Aus dem resultierenden Aufleben der Zivilgesellschaft, kann eine politisch aktive »Große Gemeinschaft« entstehen.

¹² Heidegger hat in seinem Artikel »Das Ding« das römische Wort *res* als »jegliches, was den Menschen in irgendeiner Weise anliegt, sie angeht, was demgemäß in Rede steht« (Heidegger, 1950, S.176) und »das Angehende« (ebd., S.177) beschrieben. Demnach bedeutet nach Heidegger *res publica* nicht »der Staat«, sondern »was jeden im Volke offenkundig angeht, [...] und darum öffentlich verhandelt wird.« Diese Dissertation grenzt sich von der politischen Einstellung Heideggers ab. Dadurch, dass sich verschiedene Autoren, wie Latour, Knorr Centina oder Tonkinwise, auf Heideggers Schriften beziehen, werden verschiedene Aspekte seiner Theorie angeführt, wodurch das Urheberrecht durch eine mögliche Nicht-Aufführung nicht verletzt werden soll.

¹³ »Individuum« bezeichnet »das Unteilbare« und ein »menschliches Einzelwesen« (Kluge, 1995, S.398)

dem Wohlergehen (und der Qualität) des Gemeinwesens richtet (vgl. Rosa u. a., 2010, S.112). Im Fall, dass ein Bürger bzw. eine Bürgerin im Sinne des Gemeinwesens – also im Sinne des »volonté de general« (der »Gemeinwille«) – handelt, kann er oder sie gegen das unmittelbare Eigeninteresse handeln (vgl. ebd., S.113).¹⁴ Das Ideal des *Citoyen*, sich am Gemeinwohl zu orientieren, wird als wichtige Instanz bei der Zielsetzung einer *Öffentlichkeit* in dieser Dissertation erachtet. Es wird versucht, diesen Aspekt in allen Prozessphasen der empirischen Untersuchung zu integrieren und zu reflektieren.

Wie bereits erwähnt, dient das theoretische Konzept der *Öffentlichkeiten* vielen Designforschenden als grundlegender Ansatz, um flexible interessensbasierte Vergemeinschaftungen zu adressieren. In dem 2014 veröffentlichten Buchsprint¹⁵ »Urban Interaction Design Reader« wurden sogar die beiden Begriffe der »Öffentlichkeit« und »Gemeinschaft« gegenübergestellt: Nach Brynskov u. a. (2014, S.23 ff.) formt sich eine Öffentlichkeit, wenn eine Angelegenheit in der Lage ist Individuen, Gruppen, Medien oder Organisationen zu aktivieren. Die betroffenen Akteure fühlen sich für die Angelegenheit verantwortlich, wollen ihr eine Stimme geben und sie repräsentieren (vgl. ebd., S.23). Diese Aktivierung kann sehr kurzfristig in Diskussionen oder Auseinandersetzungen passieren (vgl. ebd., S.23). *Gemeinschaften* dagegen formen sich typischerweise »vor Ort, durch gemeinsame Interessen oder geteilten Aktivitäten.« (ebd., S.23 f.).¹⁶

Durch Faktoren, wie die zunehmende Mobilität, die daraus resultierende geografische Ungebundenheit und Nicht-Identifikation mit einem Ort verschwimmen nach Brynskov u. a. (ebd., S.23) die Begriffsdefinitionen zwischen *Gemein-*

¹⁴Im Gegensatz dazu steht der »volonté de tous« (»Willen aller«, die Summe aller Einzelinteressen, wodurch er nicht dem Gemeinwohl der demokratischen Gesellschaft dient. Eine ähnliche Gegenüberstellung hat Tönnies mit dem »Wesenswillen« (gemeinschaftlicher Wille) und dem »Kürwillen« (nutzenbringender Wille für die Einzelnen) aufgestellt (vgl. Rosa u. a., 2010, S.40)

¹⁵In einem Buchsprint werden über mehrere Tage begriffliche Festlegungen verschiedener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vorgenommen, um darauf einen fortführenden Diskurs folgen zu lassen.

¹⁶Die Idee von distribuierten, verteilten oder virtuellen Gemeinschaften wird vor allem durch vernetzte Technologien ermöglicht.

GEMEINSCHAFT VS. ÖFFENTLICHKEIT



»Communities typically originate from **place, interest and/or shared activities**. The idea of distributed or virtual online communities is both made possible by and an interesting development for networked technologies. **Communities of practice** are based on **shared practice, shared goals, and shared activities** (discipline, workplace, education), with the focal point being the **shared practice, the knowledge, and the language and artefacts** attached to this.«

in: Urban Interaction Design Reader (UID), Brynskov, u.a., 2014, S.23

- »Shared concern«
→ gemeinsames geteiltes Interesse

»Publics form when something happens or becomes an issue that mobilises individuals, groups of people, media or organisations to take action and give voice/representation/face/body/corpus **to a given issue**. This can be **momentous or happen briefly** around controversies or along the boundaries of the many different ways of urban life.« UID, S.23

- »initial mobilizing issue« (Angelegenheit)
»making the issue of concern public«

BEISPIELE

»CoP are based on **shared practice, goals, activities**«

»Today's **fablab** [...] community can be seen as a **community of place, a community of interest, as well as a community of practice**; this illustrates the value of both the **physical location**, the fablab as a venue, as well as the global making-movement.« UID, S.23

»Communities of **stranger, place, interest, practice**« (UID, S.23)

- Langfristige Konstellation



- Kurzfristige Konstellation

»The lines are also blurring in how communities and publics are formed, shaped, and represented, and in the ways they meet and interact« UID

»Or a community of interest could also be seen as a public, where the community **mobilises and continuously seeks to make the issues of concern** **public**« UID, S.23

» and publics could take the form of a community, when the **initial mobilising issue makes their shared concerns visible**« UID, S.23

PROZESS

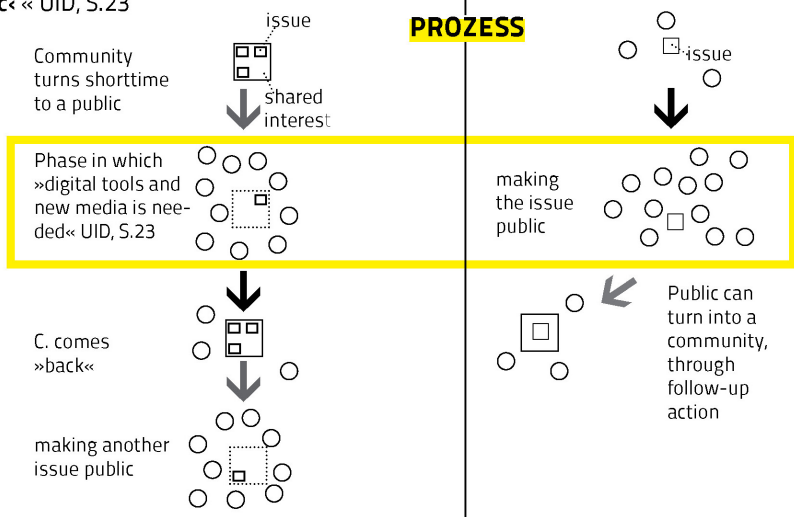


Abbildung 2.3: Gemeinschaft vs. Öffentlichkeit

schaft und *Öffentlichkeit* zunehmend. Durch eine Änderung der Zielsetzung und Herangehensweise können sich Kollektivitätsformen auch temporär verändern: So können *Communities of Practice* (Herleitung des Begriffes s. S.13) zu einer temporären *Öffentlichkeit* werden, wenn sie eine größere Menge an Menschen mobilisieren und kontinuierlich versuchen eine Angelegenheit öffentlich zu machen (Brynskov u. a., 2014, S.23) oder eine »Öffentlichkeit kann die Form einer Gemeinschaft annehmen, wenn die anfängliche, mobilisierende Angelegenheit, zu einem geteilten, sichtbaren Interesse [concern]« wird (vgl. ebd., S.23).

Die grundsätzliche Unterscheidung wird in dieser Dissertation vorgenommen, je nachdem ob es um eine *Gemeinschaft* mit einer übergeordneten Zielsetzung geht, welche durch langfristige Aktivitäten erreicht werden soll oder ob es sich um eine *Öffentlichkeit* handelt, bei der das Zusammenführen von Individuen zu einem bestimmten Thema bzw. einer Angelegenheit stattfindet und die Gruppe sich nach der Behandlung des Themas wieder auflöst.

In dieser Dissertation wird je nach Intention des Zusammenschlusses zwischen *Gemeinschaft* und *Öffentlichkeit* unterschieden, aber nicht per se einer der beiden Begriffe ausgeschlossen.¹⁷ Vor allem für die beiden Fallbeispiele der Empirie wird es interessant sein, die unterschiedlichen Formen der Kollektivität zu identifizieren und in die Tiefe gehend zu benennen.

Der Begriff »Netzwerk« nach Wellman (1979) und Kollektiv nach Latour (2005)

Ein Begriff, um die gegenseitige Beeinflussung von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren genauer zu beschreiben, ist das Netzwerk. Die Betrachtung in Netzwerkstrukturen zu denken, begann in den 1960er Jahren, um die gesellschaftlichen Bindungen unter Einfluss erhöhter Mobilität als auch zuneh-

¹⁷Der Designforscher De Waal (2014a, S.6), ebenfalls Co-Autor des *Urban Interaction Design Readers*, möchte sich von dieser Einstellung abgrenzen, indem er sich komplett von dem Begriff der »Gemeinschaft« löst, da der Begriff für ihn einen zu großen historischen Ballast, als auch eine Konnotation zu eher traditionellen Zusammenschlüssen mit sich bringt. Obwohl er sich ausschließlich auf den Öffentlichkeitsbegriff bezieht, verweist er im Ausblick auf Wellmans Konzept der »light communities« als anstrebenswerten Ansatz (s. S.51).

mender Technologisierung besser fassen und erklären zu können. Die Ursprünge des Netzwerkgedankens sind auf den Soziologen Simmel zurückzuführen, der bereits 1903 »eine große Anzahl an Verbindungsfäden und Verknötungen« (Simmel, [1903] 1995, S.209) beschrieb. Diese ersten Ansätze wurden seit den 1960er Jahren, vor allem seitens des Militärs,¹⁸ weiterverfolgt. Vor allem »distribuierte« Netzwerkstrukturen waren für das Militär von Interesse, da sie nicht so störungsanfällig wie zentralisierte oder dezentralisierte Netzwerke waren, da sie ohne Zentrum agierten (s. Abb. 2.4). Die gleiche Qualität, die durch die Forschung des Militärs begonnen hat, wird ebenfalls als strukturelle Ähnlichkeit zwischen digitalen Netzwerken und ehrenamtlichen Strukturen gesehen. So beschreibt die Enquete-Kommission (2002, S.124), dass das Internet für die Unterstützung von ehrenamtlichen Arbeiten geeignet sei, da sie ähnliche nicht zentralisierte Strukturen aufweisen.¹⁹

Seit 1973 hat der Soziologe Wellman zahlreiche Werke innerhalb der Netzwerktheorien veröffentlicht.²⁰ Mit diesen Werken begleitete er die Veränderung von Zusammenschlüssen durch den Einfluss von digitalen Technologien aus seiner soziologischen Perspektive seit 1973. Er leitete her, wie der Verlust von Gemeinschaft zu erklären ist und beschrieb als einer der ersten Forschenden die »glokalisierten« Netzwerkstrukturen (s. S.93). Latour (2005) schlägt als Beschreibung aktiver Einheiten innerhalb eines Netzwerks den Begriff der »Kollektive« vor, welche eine »Bündelung von Akteur-Netzwerken« beschreibt.²¹

¹⁸Beispielsweise in einer Studie, die der Informatiker Baran für das US-amerikanische Militär verfasste.

¹⁹So beschreibt die Kommission: »Das Internet ist auch von seiner Struktur her mit bürgerschaftlichem Engagement besonders kompatibel. Es hat kein Zentrum, sondern ist durch Netzknoten strukturiert. Der Zugang ist prinzipiell offen und kann durch niemanden reglementiert werden.«

²⁰Darunter »The Network City« (mit Craven, 1973), »Structural analysis: from method & metaphor to theory & substance« (1978), »The Community Question« (1979), »Networks In The Global Village: Life In Contemporary Communities« (1999), »Physical Place & Cyberplace: The Rise of Personalized Networking« (2001), »Little Boxes, Glocalization & Networked Individualism« (2002)

²¹Die Actor-Network-Theory (ANT) wurde seit 1980 innerhalb der *Science and Technology Studies* (STS) hauptsächlich von Callon, Law und Latour entwickelt. Die ANT beschreibt eine Theorie, in der die Akteure (nach Latour *Aktanten* genannt) durch Verbindungen (nach Latour basierend auf Dewey *Assoziationen* genannt) miteinander in Netzwerken agieren. Die Aktan-

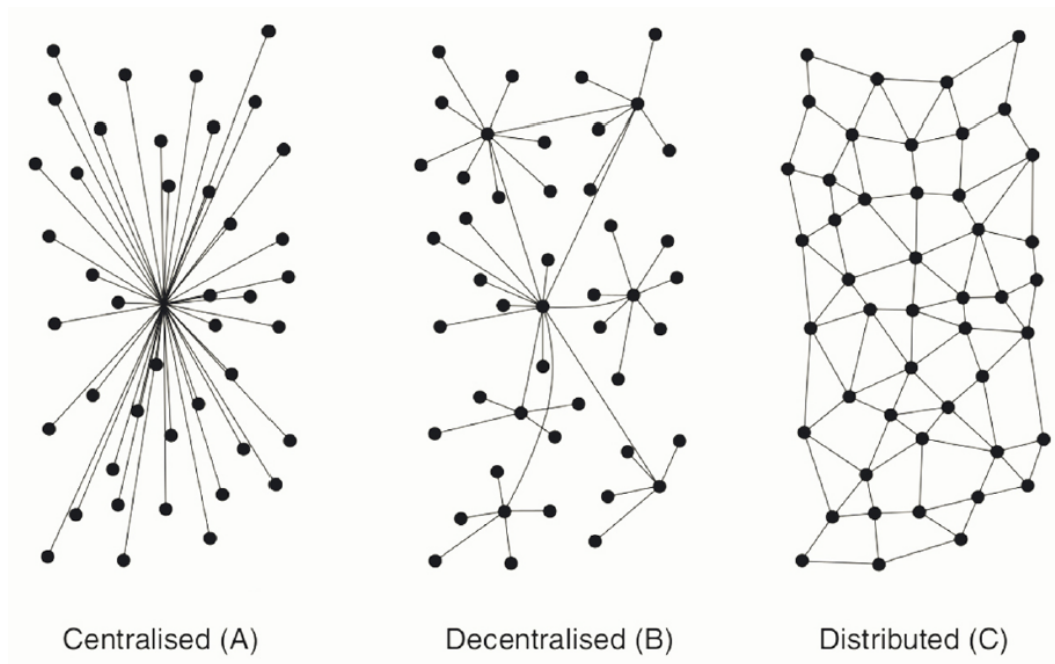


Abbildung 2.4: Zentralisierte, dezentralisierte und verteilte Netzwerke nach Baran (1964, S.2) in: Hoelscher, 2014, S.2, lizenziert unter CC BY NC 4.0

Daher wird der Begriff des Kollektivs innerhalb des Netzwerkgedankens – und in Bezug auf zunehmende gegenseitige Beeinflussung von digitalen und menschlichen Akteuren – in dieser Dissertation verwendet.

Abschließend kann gesagt werden, dass der Begriff »Gemeinschaft« in dieser Dissertation als historisch kritisch reflektierter Überbegriff und der Begriff der »Vergemeinschaftung« vor allem bei prozessualen Betrachtungen von Bündnissen und der Begriff der »Öffentlichkeit« vor allem bei thematisch basierten, flexiblen Zusammenschlüssen verwendet wird. Der Begriff »Kollektiv« soll vor allem bei Überlegungen, die den Netzwerk- bzw. Vernetzungscharakter betrachten, angewandt werden.

ten können menschlicher oder nicht-menschlicher Natur sein und die Verbindungen zwischen ihnen müssen fortwährend gepflegt werden, da sie sich sonst auflösen (vgl. Latour, 1996). Zudem lösen sich durch die Netzwerkstruktur bisherige Machtstrukturen und Dualismen auf. Sie werden von Unbestimmtheiten (*uncertainties*) abgelöst. So lösen sich Dualismen wie »global« und »lokal«, »Bottom-Up« und »Top-Down« oder die »Makro-« und »Mikroebene« zunehmend auf (vgl. Latour, 2005, 2010).

Formwandel* der Vergemeinschaftung

GRIECHISCHE ANTIKE
(Rosa 2010:16)

VOR-MODERNE

MODERNE
DURCH INDUSTRIALISIERUNG (19./20. JH)

POSTMODERNE
20./21. JH: »INDIVIDUALISIERUNG«
(HITZLER 2008, S. 81-89)

Traditionelle (Rosa 2010, De Waal 2014) / **konstitutive Vergemeinschaftung** (Gorz, 1997) →

- »contain all aspects of life« (DeWaal, S.5, abstract)
- »membership is pre-given and more or less compulsory« (De Waal, S.5 abstract)
- definieren sich **durch »gemeinsame Abstammung, das tradierte Brauchtum oder ein exklusives Territorium«** (Honneth, 1993)
- von Geburt oder Herkunft an vorbestimmt (Gorz)
- z.B. religiöse Gruppen (Gorz)

Posttraditionale (Hitzler et al. 2008, Rosa 2010, De Waal 2014)

/kooperative Vergemeinschaftung (Gorz)/

»Modern urban Community« (De Waal)/

Moderne Gemeinschaften (Honneth 1993)* →

Erläuterung zu »Formwandel« der Vergemeinschaftung

* die posttraditionale Form der Vergemeinschaftung hat nicht die traditionelle Form abgelöst. Es gibt sowohl die eine noch die andere Form. Jedoch trat in der Vor-Moderne die traditionelle Form häufiger auf und heutzutage die posttraditionale Form. Beide Formen sind den strukturellen Veränderungen der Gesellschaft unterworfen, daher findet eine zunehmende Überschneidung der beiden Formen statt. »Es ist kein Verlust von Gemeinschaft zu beobachten, sondern ein Formwandel von Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsprozessen« (Vgl Hitzler et al 2010 in Ismer, 2014:22)

Merkmale post-traditionaler Gemeinschaften (nach Hitzler et al 2010):

- Thematische Fokussierung des Zusammenseins
- ein von den Mitgliedern der Gemeinschaft geteiltes Interesse bzw. geteilte Angelegenheit
- Mitgliedern **zugängliche Interaktions(zeit-)räume**
- **Zu(sammen)gehörigkeitsgefühl**
- Eine von den Mitgliedern der Gemeinschaft anerkannte **Wertsetzung**
- Abgrenzung gegenüber einem »Nicht-Wir«
- freiwillige Zugehörigkeitsentscheidung
- **»Verführung«** (anstatt Verpflichtung) sich einer Gruppe anzuschließen, durch individuellen Interessensfokus
- Bildung von **»Komplitzenschaften«** (Hitzler 1998, S.83) oder Instantgemeinschaften (Baumann 2009:87 in Rosa)
- Bsp: »Neighborhood Dwellers who share a geographic location but not necessary a value system or common identity«; »Citizens with particular political outcomes« (De Waal)

Abbildung 2.5: Der Formwandel der Vergemeinschaftung – von traditionaler zu posttraditionaler Vergemeinschaftung

Formwandel seit der Moderne.

Die Entstehung der posttraditionalen Vergemeinschaftung

Parallel zu diesen Diskursen und gesellschaftlichen sowie strukturellen Veränderungen haben sich auch die Formen der Kollektivität - d. h. Gründe und Motivationen, warum sich Individuen zu einem Bündnis zusammenschließen - gewandelt. Der prägnanteste »Formwandel« (Rosa u. a., 2010, S.55) hat zwischen der *traditionalen* und *posttraditionalen* Vergemeinschaftung stattgefunden (s. Abb. 2.5), was nicht heißt, dass die eine Form die andere abgelöst hat, sondern dass sich lediglich der Schwerpunkt, von der einen Form zur anderen hin verlagert hat.²² Beide Formen waren fortlaufend der gesellschaftlichen Veränderung unterworfen, wodurch sich auch die *traditionale* Vergemeinschaftung durch Einflüsse der Moderne verändert hat, so dass vielseitige »Mischformen« entstanden sind.

²²So tritt die »traditionale« Vergemeinschaftung häufiger *vor*, und die »posttraditionale« Vergemeinschaftung öfter *nach* Beginn der Industrialisierung (ca. 1830) auf.

Der *traditionalen* Gemeinschaft entsprechend, verwendet der Philosoph Gorz in seinem 1997 veröffentlichten Essay »Gemeinschaft und Gesellschaft«²³ den Begriff der *konstitutiven* Gemeinschaft. In der *konstitutiven* Gemeinschaft wird »das Gemeinsame« durch die Geburt und Herkunft bestimmt (z. B. in religiösen Gruppen; Gorz, 1997, S.117). Der Sozialphilosoph Honneth (1993) nennt weitere für die Entstehung einer *traditionalen* Gemeinschaft notwendigen Charakteristika, wie ein »tradiertes Brauchtum oder ein exklusives Territorium«. Nach De Waal (2014b) umfasst die *traditionale* Gemeinschaftsbildung *alle* Aspekte des Lebens (vgl. De Waal, 2014a, S.5) und die Mitgliedschaft ist »vorgegeben« (ebd., S.5).

Der *posttraditionalen* Gemeinschaft entsprechend, prägt Gorz den Begriff der *kooperativen* Gemeinschaft, welche entsteht, wenn die Interessen, Ziele oder Anliegen der Mitglieder selbst gewählt sind. Honneth (1993) ist der Meinung, dass die *posttraditionale* Gemeinschaft lediglich einen »intersubjektiv geteilte[n] Wertehorizont [benötigt], der sich in einer kollektiven Lebenspraxis der betreffenden Personen widerspiegelt«. Nach De Waal (2014a) ist die *posttraditionale* Gemeinschaft eine »mehr oder weniger freiwillige Anordnung von Bürgerinnen und Bürgern, welche einen einzigen oder mehrere, aber selten alle Aspekte im Leben teilen« (ebd., S.5). Die individuellen Akteure einer Gemeinschaft haben zudem unterschiedliche Interessen, welchen sie gleichzeitig und in unterschiedlicher Intensität nachgehen. Sie gehören mehreren dieser Zusammenschlüsse an, welche sich nach dem Erledigen einer spezifischen Aufgabe wieder auflösen. Durch diese sehr flexible Struktur ist nach Wellman auch der Verlust des Gemeinschaftssinns zu erklären (vgl. Craven und Wellman, 1973, S.80).

Der Zusammenschluss von Individuen findet auf unterschiedliche Art und Weise statt und baut auf verschiedenen Gründen, Zielen und Motivationen auf. De Waal (2014a) differenziert zwischen drei Arten der Kollektivität. Erstens: »Nachbarinnen und Nachbarn, die eine geografische Lage teilen, aber nicht un-

²³Das Essay ist Teil Gorz' Buches »Reclaiming work - beyond the wage-based society« (»Arbeit zwischen Misere und Utopie« 1999 von Ulrich Beck veröffentlicht). Fragwürdig ist die Nicht-Nennung von Tönnies gleichnamiger Theorie.

bedingt ein gemeinsames Wertesystem oder eine gemeinsame Identität«. Zweitens: »Bürgerinnen und Bürger, mit einem spezifischen politischen Ziel«. Und drittens: »eine Gruppe von Menschen, die temporär ein gemeinsames Interesse oder Ziel teilen« (ebd., S.5 ff.). Für diese Dissertation sind alle drei Arten des Zusammenschlusses von Interesse. Welche spezifischen Zielsetzungen in den Zusammenschlüssen vorherrschen, und ob diese Zielsetzungen erreicht werden, wird in den beiden Auswertungen der Fallstudien im Detail betrachtet.

Folgende Merkmale charakterisieren nach dem Soziologen Hitzler (u.a., 2010) *posttraditionale* Gemeinschaften:

1. Thematische Fokussierung des Zusammenseins
2. Ein von den Mitgliedern der Gemeinschaft geteiltes Interesse bzw. geteilte Angelegenheit (ebenfalls Kaschuba: »ein konkretes Anliegen«)
3. Den Mitgliedern zugängliche Interaktions(-zeit-)räume
4. Ein Zu(-sammen-)gehörigkeitsgefühl
(ebenfalls Kaschuba: »ein mehr oder minder definiertes Wir-Gefühl«)
5. Eine von den Mitgliedern der Gemeinschaft anerkannte Wertsetzung
(ebenfalls Ostrom, 1990, S.91ff. & Ostrom, 2000, S.138: pro »Wertsetzung« bzw. Regeln;
Gorz, 1997, S.117: kontra »Wertsetzung« bzw. Regeln, s.)
6. Abgrenzung gegenüber einem wie auch immer gearteten »Nicht-Wir«
7. Freiwillige Zugehörigkeitsentscheidung
8. Zusammenschluss durch individuellen Interessensfokus,
»Verführung« anstatt Verpflichtung sich einer Gruppe anzuschließen
9. Bildung von »Komplizenschaften« (Hitzler, 1998, S.83),
(nach Bauman, 2009, S.87 »Instant-Gemeinschaften«).

Zu den *posttraditionalen* Gemeinschaften zählt diese Dissertation »Öffentlichkeiten« und »Kollektive«. Wie bereits vorher beschrieben, werden die Begriffe je nach Kontext und Zielsetzung des Bündnisses unterschieden.

ZUSAMMENSETZUNG VON KOLLEKTIVEN



Abbildung 2.6: Zusammensetzungen von Kollektiven

Zusammensetzung von Kollektiven und die Umschreibung des verbindenden Elements

Ähnlich wie die Kategorien der traditionellen und posttraditionalen Gemeinschaft haben Theoretiker unterschiedliche Begriffe aufgestellt, um die Zusammensetzung oder auch das verbindende Element von Gemeinschaften zu beschreiben. So hat der Soziologe Durkheim ([1893] 1992) die »mechanische« gegen die »organische Solidarität« gestellt, Putnam (2000) das »bindende« gegen das »brückenbildende« Sozialkapital, Wellman (2002) die »little boxes« gegen »glokalisierte Netzwerke« und Sennett (2012, S.5) den »Tribalism« gegen die »authentische Kooperation« (ebd., S.5, s. S.57).²⁴

Die zuerst genannten Begriffe (mechanische Solidarität, bindendes Sozialkapital, *little boxes* und *tribalism*) umschreiben eine traditionale, strikte, vorbestimmte und schwer veränderbare und daher meist homogen zusammengesetzte Vergemeinschaftung. Die zweitgenannten Begriffe (organische Solidarität, brückenbildendes Sozialkapital, glokalisierte Netzwerke, authentische Kooperation) beschreiben eine intrinsisch motivierte, flexible, freiwillige und vor allem durch eine heterogene Zusammensetzung charakterisierte Vergemeinschaftung.²⁵

Für viele der Autoren (Dewey, Latour, Sennett, Arendt, Wellman, Bauman, Mouffe) ist eine heterogene Zusammensetzung die hauptsächliche Zielsetzung von konstruktiven und zielführenden Vergemeinschaftungen. Somit ist die heterogene Zusammensetzung eines der vorrangigen Ziele, die in den beiden Fallstudien aufgezeigt werden soll.

»Real dialogue isn't about talking to people who believe the same things as you.« Bauman, in: De Querol, 2016

²⁴Zudem geht Putnam von einem kollektiv gebildeten Sozialkapital und Bourdieu von einem individuell gebildeten Sozialkapital aus.

²⁵Nun stellt sich die Frage, wie die verschiedenen Individuen Zugang zu Sozialkapital erhalten, ihr lokales Sozialkapital sichtbar machen und wie es langfristig – also auch nachdem die Gestaltenden das Feld verlassen haben - zugänglich wird. Diese Frage wird in beiden empirischen Fallstudien behandelt und am Ende des Kapitels »3.1. Fallstudien« ausgewertet.

Innerhalb dieser heterogen zusammengesetzten Vergemeinschaftungen gibt es aber auch unterschiedliche Ansichten, wie ein Bündnis dem Gemeinwohl (s. S.39) dienend agieren kann: Die Politikwissenschaftlerin Mouffe vertritt einen »konflikthaften Pluralismus« (Miessen, 2011, S.127), der nicht im Konsens endet, sondern in der Auseinandersetzung stehen bleibt.²⁶ Für einen konsensbasierten Pluralismus spricht sich dagegen der Theologe und Leiter des *Deutschen Instituts für Community Organizing* (DICO) Penta aus, welcher »nicht Unterschiede nivellier[t], sondern Gemeinsamkeiten herausfiltert« (Scheder, 2012, S.74).²⁷ Diese Dissertation achtet in den Fallstudien auf eine größtmögliche Pluralität der involvierten Akteure, welche auch ermutigt werden sollen, sich kritisch mit den Inhalten bzw. Aussagen anderer Akteure auseinanderzusetzen. Treffen und Auseinandersetzungen ohne finalen Konsens werden akzeptiert.

Wenn Bündnisse heterogen, wie auch plural aufgebaut sind, können die Akteure ihre individuellen Charakterzüge ausleben. So unterstützen diese Formen der Vergemeinschaftung eine stetige Individualisierung. Diese Individualisierung wird zusätzlich durch gesellschaftliche Tendenzen, wie die stetige und ortsunabhängige digitale Kommunikation, wie auch die fortschreitende Mobilität (vgl. Reutlinger u. a., 2015, Craven und Wellman, 1973, S.84, Wellman, 1999, S.xii) verstärkt. Über deren Auswirkungen auf Vergemeinschaftungen sind sich die Autoren uneinig. Manche Autoren, wie Bauman und Donskis (2013) warnen vor der zunehmenden Individualisierung und dem damit einhergehenden Verlust von Gemeinschaft.²⁸ Durch die zunehmende Fluidität al-

²⁶Mouffe stimmt in dieser Auffassung mit Sennett (2012, S.9) – und somit dem Ansatz des *dialogischen* Gesprächs (s. S.57) – und Binder u. a. (2011, S.192f.) überein.

²⁷Mouffe ordnet Arendt dem »konsensbasierten Pluralismus« zu (in: Miessen, 2011, S.125), für welche neben der *Natalität* (Geburt) und der *Mortalität* (Wissen um Sterblichkeit) die *Pluralität* (Vielfältigkeit) als »Grundvoraussetzungen menschlicher Existenz« gilt (vgl. Arendt, [1958] 2015). Gerade das Handeln (eine der drei Grundtätigkeiten des *aktiven Lebens*) erfolgt nach Arendt »immer in Pluralität, welche sich ›in der Gleichheit als auch Verschiedenheit der Menschen‹ (Roth, 2010, S.19) ›mit ihren jeweiligen individuellen Besonderheiten und Stärken‹ ausdrückt« (ebd., S.16).

²⁸Ein Grund für die zunehmend individualisierte Welt ist für Bauman die Digitalisierung, welche er mit dem Begriff der »Informationsrevolution«, als gesellschaftliche Epoche, in der Informationen als Wert und Ressource angesehen wird, beschreibt.

ler Lebensbereiche erhält das Individuum zwar jegliche Entscheidungsfreiheit, wird aber auch zunehmend entwurzelt. Soziale Bindungen und Arbeitsweisen werden zunehmend flexibel, Zeit und Ort lösen sich auf. Auswirkungen auf Zusammenschlüsse sind fehlende Verlässlichkeit und flüchtigere (*liquid*) Beziehungen, in denen die Fliehkräfte zunehmen. Die Aufgliederung von Individuen in unterschiedliche Netzwerke und Gruppierungen (vgl. Craven und Wellman, 1973, S.80), ist einer der Gründe für den gefühlten Verlust des Gemeinschafts-sinns (vgl. Wellman, 1979, S.1226).²⁹

Andere Autoren, wie Simmel,³⁰ De Waal, Wellman, Rosa u. a. (2010), Rothstein (2001) oder Miyata u. a. (2005), unterstützen dagegen den für sie nicht widersprüchlichen Dualismus zwischen »Individualisierung« und »Vergemeinschaftung«:

De Waal bezieht sich bei seiner Argumentation auf das *republikanische Ideal* (s. S.39), welches ebenfalls individuelle Bedürfnisse und Verantwortung am kollektiven Gemeinwohl verbindet.³¹ Auch für Wuthnow (1993), sowie Corsten u. a. (2007) schließen sich Individualisierung auf der einen Seite und »soziales Engagement« auf der anderen Seite keineswegs aus, sondern im Gegenteil – die beiden Bereiche unterstützen sich gegenseitig:

»Individualisierung im Sinne einer selbstbestimmten, aktiven Lebensführung steht dem sozialen Engagement keineswegs entgegen und ist mit dem Aufbau von Vertrauensbeziehungen eher positiv als negativ korreliert.« Rosa u. a., 2010, S.107.

²⁹Es fällt auf, dass Bauman die zunehmende Verflechtung von digitalen und persönlichen Verbindungen nicht ausklammert.

³⁰Die Wichtigkeit für das Individuum, seine Unabhängigkeit und Individualität »gegen die souveränen Mächte der Gesellschaft, die Last des geschichtlichen Erbes, der Kultur sowie der Lebensführung« zu erhalten, hat bereits Simmel in seinem 1903 veröffentlichten Text *The Metropolis and Mental Life* (Simmel, [1903] 2002, S.12, dt. Titel: »Die Großstädte und das Geistesleben«) hervorgehoben.

³¹De Waal stützt sich auf Wellmans Konzept der »light communities«, welches »noncommittal, flexible groups« (De Waal, 2014b, S.174) beschreibt. Diese »leichten Gemeinschaften« bilden zwar einen Zusammenschluss, welcher aber keine langfristige Verpflichtung mit sich bringt und eine flexible Organisationsstruktur aufweist.

Als verbindenden Begriff dieses Dualismus prägte Rothstein (2001, S.780) den »solidarischen« und Wellman (2002, S.15f.) den »vernetzten Individualismus« (*solidary* oder *networked individualism*).³²

»Theorists and researchers have been arguing the networked, individuating nature of the contemporary condition. [...] Ulrich Beck (1996), like Giddens and Parsons (1943) has argued that modern society is in a condition of individualism. [...] These arguments and evidence converge in thinking about the transformation of community from solidary groups to individualized networks. [...] people's structural positions in community networks affect the kind of resources they have access.« Wellman, 2001, S.227f.³³

Allerdings hat der »vernetzte Individualismus« nach Wellman nicht nur positive Seiten, sondern auch die Kehrseite von nicht verlässlichen und zu lockeren Beziehungen. Dennoch sieht Wellman (1979, S.1227) in den netzwerkförmigen, verzweigten Verbindungen neue Arten der Kollektivität, die die Diversität des Städtischen um ein Vielfaches realistischer darstellen. Auf der einen Seite steht die gewonnene Flexibilität des Individuums, auf der anderen Seite die Frage, was die neuen kollektiven Formen wirklich zu stemmen in der Lage sind, wenn ihre Mitglieder immer weniger Bindung eingehen wollen.

Es gilt in dieser Dissertation zu beobachten, ob und wenn ja wie, die Balance zwischen »Individualisierung« und »Kollektivität« in einem konstruktiven Maß auszuloten ist und ob die Fliehkräfte durch den persönlichen Dialog (Dewey, [1927] 2001) einzufangen sind. Zudem sollen *posttraditionale Gemeinschaften* (De Waal, 2014b, Gorz, 1997, Hitzler, 1998), hinsichtlich ihrer Tendenz zu Individualisierung oder Kollektivität, reflektiert werden.

³²Der Begriff des »networked individualism« wird auch von Miyata u. a. (2005) genutzt.

³³Nach Wellman lösen sich die sauber strukturierten, hierarchischen – in dieser Dissertation als »traditional« bezeichneten – Gemeinschaften zunehmend auf, wodurch das Gefühl des (Gemeinschafts-)Verlustes erklärt werden kann.

Essenz »Flexible Zusammenschlüsse«

In dieser Dissertation sollen **posttraditionale** (ebd., Gorz, 1997) **Vergemeinschaftungen** (Simmel, [1908] 1968, Weber, 1922), **Öffentlichkeiten** (Dewey, [1927] 1954) oder **Kollektive** (Latour, 2005) untersucht werden, die auf eine **heterogene** (Sennett, 2012) und **plurale** (Arendt, 1970, Mouffe) Zusammensetzung achten. Es sollen **Individualisierungstendenzen** (Rosa u. a., 2010, Wellman, 2001) betrachtet werden, indem **flexible** Zusammenschlüsse mobilisiert und begleitet werden. Gleichzeitig soll aber auch den **Fliehkräften** entgegengewirkt werden, indem ein **zuverlässiger** Zusammenschluss durch einen persönlichen Dialog (Dewey, [1927] 1954) initiiert wird.

Weiterführende Fragestellungen zum Thema »Kollektivität«:

Durch die Empirie soll in dieser Dissertation herausgefunden werden, wie der Kollektivitätsprozess in einem städtischen Umfeld stattfindet, welche Faktoren die Entstehung und Auflösung von Beziehungen *wie* beeinflussen und welche Form der Kollektivität für das Erreichen eines Ziels bzw. für die Bearbeitung einer Angelegenheit am Geeignetsten erscheint. Doch nicht nur die Art und Weise, wie Menschen zusammenfinden, sondern auch die Motivation, die Herausforderungen und Entscheidungsfindungen, welche hinter den kollektiven Angelegenheiten und Handlungen stecken, soll in dieser Dissertation beleuchtet werden. Das Ziel der hier betrachteten Vergemeinschaftungen soll ein »gemeinsames Verändern« der eigenen Situation sein, welches auf einer sozialen oder politischen Ebene angesiedelt ist. Welche Faktoren durch welche entstandenen Beziehungen verändert werden, sollen in dieser Dissertation ebenfalls untersucht werden.

»Eine derartige Wahrnehmung erzeugt ein gemeinsames Interesse, das heißt seitens eines jeden ihrer Mitglieder ein Interesse am vereinten Handeln und am Mitwirken an diesem. Dann ist etwas wahrhaft Soziales und nicht nur Assoziatives entstanden.« Dewey, [1927] 2001, S.158.

Die *Wirkung* der Kollektivität - im Englischen »Social Impact«³⁴ genannt - zu evaluieren, ist eine herausfordernde, aber nicht unmögliche Aufgabe dieser Dissertation. Es gilt herauszufinden, welche Wirkung durch die Etablierung der sozialen Beziehungen und dem aktiven Intervenieren im Feld entstanden ist. Folgende Fragen sollen in der Empirie adressiert werden: Welche Kontakte haben welche Wirkung gezeigt und eine Veränderung im Leben der einzelnen Akteure hervorgebracht? Konnte dadurch »soziales Kapital« gefördert werden? Wenn ja, konnte das soziale Kapital langfristig und somit nachhaltig etabliert werden? Welche Wirkung hat das Agieren und Intervenieren im öffentlichen Raum entfaltet? Durch welche entstandenen Beziehungen haben sich weitere Verbindungen ergeben?

2.2 Objekte als materielles Engagement & Diskursinitiator

Herleitung des Begriffes »Werkzeug« / Werkzeuge als kooperative & wissensgenerierende Instanz / Werkzeuge als materielles Engagement / Exkurs: formalästhetische Aneignung der Werkzeuge durch Mehrdeutigkeit und Informalität / Werkzeuge zur Vitalisierung und Stärkung demokratischer Strukturen

Diese Dissertation fokussiert sich auf die Betrachtung von sozialen, politischen sowie kommunikativen Strukturen von Nachbarschaften. Um diesen Ansatz für alle involvierten Akteure konkreter und verständlicher zu machen, sollen verschiedene Manifestationen in unterschiedlichen Prozessphasen der Fallstudien erstellt werden. Diese Manifestationen werden sowohl als intervenierende Objekte, aber auch Forschungsartefakte agieren (s. S.9).³⁵ Die Objekte sollen dem gewohnten Alltag in Nachbarschaften *entgegenstehen* (abgeleitet vom Begriff »Gegenstand« vgl. Flusser, 1999, Erlhoff, 2007, Heidbrink, 2007) und somit Alltagsmuster brechen, wodurch sie Aufmerksamkeit und Neugierde erzeugen sollen. Die herzustellenden Objekte werden in dieser Dissertation – aufbauend auf Sennetts Theorie – als *Werkzeuge* bezeichnet.

³⁴Die »Social Impact Theory« (SIT), aufgestellt von dem Sozialpsychologen Latané, bemisst den Einfluss (»Impact«), den eine Gruppe auf ein Individuum ausübt, aus der Stärke (»Strength«), der Unmittelbarkeit (»Immediacy«) und der Größe der Gruppe (»Number«)

³⁵Zudem werden sie sowohl eine physische Präsenz als auch digitale Funktionen inne haben.

Daher ist die detaillierte Betrachtung der Werke Sennetts für diese Dissertation unumgänglich. Vor allem in seinem 2008 erschienen Werk »The Craftsmen«³⁶ geht er auf das *Handwerk* (dt. Titel) und die dazu notwendigen Mittel, nämlich die *Werkzeuge*, im Detail ein. Darin beleuchtet er besonders die Fähigkeiten Objekte herzustellen (vgl. Sennett, 2008, S.18) und fokussiert dabei auf die »Verbindung zwischen Hand und Kopf« (ebd., S.20).³⁷ Um die praktische Arbeit genauer zu verstehen, legt er die Handhabung und Entwicklung von Werkzeugen im Detail dar. Dabei fasst er den Werkzeugbegriff sehr weit, (ebd., S.260) stellt begrenzte, als auch multifunktionale Werkzeuge dar (vgl. ebd., S.260). Er verwendet den Begriff *Instrument* als Synonym für *Werkzeug* (vgl. ebd., S.265, S.273), wodurch er sich von der Haltung dieser Dissertation³⁸ unterscheidet: Der Begriff »Instrument« (lat. *Īnstrūmentum*, 13. Jahrhundert, Paul u. a., 1992, S.501), welcher mit »Gerät«, »Beweismittel« oder »Dokument« übersetzt werden kann, bezeichnet ein »meist fein gearbeitetes, oft kompliziert gebautes Gerät« (Dudenredaktion, 2018), welches »besonders für wissenschaftliche, technische Arbeiten« (Kempcke u. a., 1999, S.515) verwendet wird. Daher lässt es eine detailliertere, spezialisierte Beschaffenheit und filigrane Anmutung eines Objektes assoziieren, die einer Einfachheit und schnellen Aneignung von Objekten entgegensteht. Da Letzteres eine notwendige Voraussetzung für das Werkzeug nutzende Akteure in dieser Dissertation darstellt, wird vorzugsweise der Begriff »Werkzeug« verwendet.

³⁶Das Werk stellt den ersten Teil der Trilogie des *Homo-Faber*-Projektes (Bezug zu Arendts Hauptwerk »Vita activa oder vom tätigen Leben«, 1958) dar. Die darauffolgenden Werke heißen »Together« und »Open Cities«, wobei Letzteres noch nicht veröffentlicht wurde. Sennett beginnt die Analyse mit der Betrachtung des menschlichen Handelns, führt diese mit der Betrachtung der Zusammenarbeit fort und analysiert im letzten Teil die Einflüsse der Stadt auf diese.

³⁷In diesem Punkt unterscheidet sich Sennett von Arendts Auffassung des *Homo Faber*: Arendt ([1958] 2015, S.33, S.103), die auch Sennetts Professorin war, stellte die Unterscheidung zwischen dem *Animal laborans*, als rein praktisch ausgerichtetem Wesen auf, dem der *Homo Faber* höhergestellt ist. Grund dafür sei seine Rolle: durch die Denkarbeit übernimmt der *Homo Faber* die Rolle des »Richter[s] über materielle Arbeit und Praxis« (Sennett, 2008, S.16). Es gab also die strikte Trennung zwischen dem Ausführenden (*Animal laborans*) und dem Denkenden (*Homo Faber*). Diese Unterscheidung hebt Sennett komplett auf, da seiner Meinung nach produzierend Handelnde im gleichen Maße »nachdenkend« (ebd., S.16) und ihren Verstand einsetzend Arbeit verrichten.

³⁸Diese Position vertritt ebenfalls Knorr Cetina (1997, S.14).

Das Wort »Werkzeug« stammt von dem mittelhochdeutschen Wort *wercziug* und *(ge)ziūc* (Benecke, 1854-1866) ab und beschreibt ein »Hilfsmittel für eine bestimmte (handwerkliche) Tätigkeit« bzw. einen »in bestimmter Weise konstruierte[n] Gegenstand, mit dem etwas hergestellt [oder] bearbeitet wird« (Kempcke u. a., 1999, S.1209). Der englische Begriff »tool« beschreibt »einen Apparat, wie eine Axt, einen Hammer oder einen Spaten, welcher in den Händen eine spezielle Aufgabe verrichtet« (*Longman Dictionary of Contemporary English* 1978, S.1167). *Tōl* ist auf das Wort *taw* zurückzuführen, welches im Germanischen die Grundbedeutung von »vorbereiten« (*prepare*) hat.³⁹ Da die Werkzeuge auch eine vorbereitende, aber auch herstellende und bearbeitende Rolle – in Bezug auf den Austausch in einer Nachbarschaft – innehaben, werden der deutsche Begriff »Werkzeug« und der englische Begriff »Tool« in dieser Arbeit als Synonyme verwendet – wenn auch der deutsche Begriff aufgrund des besseren Leseflusses bevorzugt wird.

Abgrenzen möchte die Dissertation den Werkzeugbegriff von dem Begriff »Methode« (spätlateinisch *methodus*; griechisch *méthodos*, Paul u. a., 1992, S.571), welcher wörtlich »das Nachgehen« (ebd., S.571, aus dem Jahr 1580), aber auch ein »System von Regeln« bezeichnet, durch welches wissenschaftliche Erkenntnisse erlangt und dargestellt werden können.⁴⁰ Wenn die Bedeutung des Begriffs »Methode« genauer betrachtet wird, ist es ein sehr prozessorientierter Ausdruck, der kaum Bezug zu einer physischen Beschaffenheit herstellt.⁴¹ Deshalb werden »Methoden« in dieser Dissertation zwar als begleitende Forschungselemente der Empirie verwendet (s. S.136), jedoch nicht als Synonym der Werkzeuge.

³⁹ *Taw* leitet sich von dem altenglischen Wort »tawian« ab, welches die »Vorbereitung eines rohen Materials für den weiteren Gebrauch oder Verarbeitung« beschreibt.

⁴⁰ Es beschreibt ein »systematisches Untersuchungsverfahren«, um verborgene Hintergründe darzustellen (vgl. Paul u. a., 1992, S.571).

⁴¹ Es wird lediglich die »Organisation und Durchführung praktischer Tätigkeit« (Kempcke u. a., 1999, S.669) fokussiert.

Unterschiedliche Betrachtungsweisen des Begriffes »Werkzeug«

Um die Wirkung und Intention der Werkzeuge besser zu verstehen, werden verschiedene theoretische Perspektiven auf Objekte beleuchtet, die eine Ausdifferenzierung der Wirkung vornehmen lassen.

1 | Werkzeuge als kooperative & wissensgenerierende Instanz

Nach Sennett (2012) müssen Wege der »Kooperation«⁴² wieder erlernt werden. Die Werkzeuge sollen diese Wege begünstigen und es möglich machen, einer diversen Bürgerschaft mit unterschiedlichen technologischen Fähigkeiten, Bildungsherkünften und Sprachkenntnissen zur gemeinsamen Diskussion zu verhelfen. Die Werkzeuge besitzen gemeinsame Nenner, sind aber auch in den unterschiedlichen »sozialen Welten« (Star und Griesemer, 1989, S. 387; S.393) interpretierbar. Sie sind zugleich abstrakt, wie auch konkret (ebd., S.408) und werden aus unterschiedlichen Perspektiven verstanden. Sie sind adaptierbar (ebd., S.387), aber gleichzeitig robust genug, um gemeinsame Identitäten über die unterschiedlichen Perspektiven hinweg zu bilden (ebd., S.387, S.393). Sie stellen »Grenzobjekte« dar – nach Star und Griesemer (ebd.) »Boundary Objects« genannt. Diese Objekte helfen inter- und transdisziplinäres Wissen kooperativ zu bündeln und eine überschneidende Erfahrungsinstanz zwischen inter- und transdisziplinären Akteuren herzustellen. Die Objekte bündeln »zentrale Spannungen« (ebd., S.387) zwischen den unterschiedlichen Auffassungen und Perspektiven der Akteure. Grenzobjekte schaffen es nicht nur individuelle Differenzen zu überbrücken, sondern auch lokale Bedürfnisse und Einschränkungen der involvierten Parteien zu adaptieren (vgl. ebd., S.393, Binder u. a., 2011, S.13). In dem von Star und Griesemer angeführten Fallbeispiel sind

⁴² Die »authentische Kooperation« baut nach Sennett (2012, S.9) auf lose Beziehungen (nach Granovettters »weak ties«) und eine heterogene Zusammensetzung (innerhalb eines Zusammenschlusses) auf, um mit der Komplexität der Moderne umzugehen. Eine der Voraussetzungen dieser authentischen Kooperation ist für Sennett die *dialogische* Gesprächsführung, welche auf gegenteilige Sichtweisen und einem offenen Ende aufbaut. Im Gegensatz dazu steht die *dialektische* Gesprächsführung, die auf klaren Aussagen aufbaut und immer zu einer Einigung führt. Miessen (2012, S.77) wendet er sich gegen das Konzept der *Kooperation* und bevorzugt stattdessen die *Kollaboration*, welche nach ihm »von komplexen Realitäten angetrieben und nicht von romantischen Vorstellungen einer gemeinsamen Grundlage oder Gemeinsamkeit« geleitet wird (basierend auf Schneider, 2006).

Boundary Objects beispielsweise Proben, Feldnotizen oder Landkarten, welche von verschiedenen Interessensvertretern, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Sponsoren und ehrenamtlichen Helfern, gleichzeitig verwendet und verstanden werden (vgl. Star und Griesemer, 1989, S.408).

Diese Dissertation bezieht sich vor allem auf die Heterogenität von Individuen mit unterschiedlichen Standpunkten, Wissensständen, Kenntnissen von Technologie. Deren Interessen sollen sich an einem spezifischen Ort bündeln und in kürzester Zeit durch die sich schnell verändernden Parameter des Städtischen an Komplexität zunehmen. Es geht also ausschließlich um »unterschiedliche soziale Welten, [die] das gleiche Territorium teilen« (ebd., S.411). Dieses gemeinsame Territorium stellen in dieser Dissertation die Nachbarschaften dar (s. S.87). Das »komplexe Management solcher überlappender Ortsperspektiven« (Gerson und Gerson, in: ebd., S.411) soll in den beiden empirischen Fallstudien untersucht werden. Die in dieser Dissertation zu entwickelnden Werkzeuge sollen die Funktionen von *Boundary Objects* für einen bestimmten lokalen Kontext mitsamt ihrer Anwohnerschaft innehaben. Gemäß der Forderung Ehns (2008, S.9) sollen vor allem Territorien ausgewählt werden, die bisher kaum identitätsstiftende Objekte vorzuweisen haben (vgl. Ehn, 2008, S.9). Durch die Werkzeuge sollen weniger Experten miteinander agieren, als Akteure unterschiedlicher Herkunft und sozialen Schichten, die ein gemeinsames Areal bewohnen (s. Kapitel »Renaissance des Lokalen«, S.89). Die Werkzeuge sollen somit als »glueing elements« und »bonding agent« (Huybrechts, 2014, S.171) agieren.

Diese Kooperation kann aber auch durch die Verhandlung von Gemeingütern (engl. *commons*), der sogenannten Allmende, entstehen. Die Grundlage dieser Betrachtung hat die Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom (1990) mit ihrer Studie »Governing the Commons« und den zahlreichen im Anschluss publizierten Werke gelegt. Dafür erhielt sie 2009 als erste Frau und studierte *Politikwissenschaftlerin* den *Wirtschaftsnobelpreis*. Sie erarbeitete zudem die erste Wirtschaftstheorie, welche sich auf Kooperation anstatt Konkurrenz fokussierte. Zudem widerlegte sie nicht nur theoretisch, sondern auch durch empirische Langzeitstudien, den bis dahin geltenden Stand der Forschung, welcher

hauptsächlich von dem Wirtschaftstheoretiker Mancur Olson und dem Mikrobiologen Garrett Hardins, geprägt wurde. Olson, welcher 1965 »Die Logik des kollektiven Handelns« verfasste, untersuchte zwar ebenfalls die Verhandlung von öffentlichen Gütern (»public goods«), konnte jedoch kein funktionierendes kollektives Handeln auf freiwilliger und selbstorganisierter Basis feststellen. Seine Untersuchungen fanden auf der Grundlage der »Theorie der rationalen Entscheidung« statt. Dadurch machte er vor allem die negativen Aspekte des freiwilligen Kooperierens ausfindig, wie die *Nullbeitrag-These* (Ostrom, 2000, S.137), das *Common-Pool-Resources-Problem* (Ostrom, 2002, S.2) oder das *Trittbrettfahrerproblem* (ebd., S.2, Rosa u. a., 2010, S.106). Das *Trittbrettfahrerproblem* beispielsweise beschreibt Individuen, die sich ihren Aufgaben für das Kollektiv entziehen und somit das Zusammenbrechen des Kollektivs auslösen. Hardins einflussreichster Artikel war »The Tragedy of the Commons« (Hardin, 1968), welcher durch das »n-person Prisoner's Dilemma Game« (Ostrom, 2000, S.137) beschrieb, dass Allmende nicht selbstorganisiert verteilt, sondern nur für Einzelne gewinnsteigernd verwaltet werden können. Olsons und Hardins Ableitung waren genau *die* Theorien, welche Ostrom durch ihre Arbeit widerlegte - und zwar durch die Definition klarer Regeln als Basis von Kooperation (ebd., S.138). Das Aufstellen von klaren Regeln widerspricht wiederum den Voraussetzungen der *kooperativen* Gemeinschaft nach Gorz (1997). Gorz ist überzeugt, dass ein Kollektiv nämlich ab dem Moment keine Gemeinschaft mehr ist, wenn sie durch Regeln »institutionalisiert und kodifiziert« wird (ebd., S.117). Wie viele und welche Regeln ein funktionierendes Kollektiv benötigt, soll in der Empirie dieser Dissertation untersucht werden.

Wichtig an dieser Stelle ist vor allem die Betrachtung der Gemeingüter selbst: die gemeinsame Ressource soll zum Wohle der Gemeinschaft verwaltet und genutzt werden. Die in dieser Dissertation zu entwickelnden Werkzeuge stellen in diesem Sinne auch eine gemeinsame Ressource dar, welche von dem Kollektiv auf unterschiedliche Art und Weise genutzt werden kann und der Kooperation dienen soll. Dabei beachtet werden muss, dass alle involvierten Mitglieder einen Zugang zu dieser Ressource erhalten.

Das Ziel der Werkzeuge ist es aber nicht nur Kooperation anzustoßen, sondern auch durch die Objekte Wissen herzustellen. Dadurch ist das Konzept der epistemischen, also wissensgenerierenden Objekte, interessant für diese Dissertation. Sie sollen nicht nur Wissen als Forschungsartefakte generieren, sondern auch als Wissensgenerator für die involvierten Akteure, die Bürgerinnen und Bürger der Nachbarschaften, agieren. Der von Rheinberger (1992, S.310) geprägte Begriff der »epistemischen Objekte« beschreibt Artefakte, die ständig im Prozess sind, »materiell definiert« (Knorr Cetina, 1997, S.13) zu werden.⁴³ Zudem sind sie »offen, fragengenerierend und komplex« (ebd., S.17) und weisen eine »structure of wanting« (nach Lacan, 1975) auf, durch welche Bedürfnisse oder auch Änderungswünsche artikuliert werden können. Diese Charakteristika, also zum einen die Doppelrolle des Objektes als Forschungsartefakt und technologisches Artefakt (Rheinberger), aber auch die wissensgenerierende und änderungsauffordernde Anmutung der Objekte (nach Knorr Cetina), sollen die Werkzeuge dieser Dissertation beinhalten.

Diese Dissertation betrachtet die Grenz- und Wissensobjekte als strukturell sehr ähnliche Konzepte.⁴⁴ Beide Manifestationen sind zu einem bestimmten Grad interpretierbar und offen angelegt, sodass sich Individuen verschiedener »sozialer Welten« darin wiederfinden und sie aus ihrer Perspektive interpretieren können.

2 | Werkzeuge als materielles Engagement

Nach Sennett sollen die Werkzeuge ein (kollektives) Herstellen »materieller Kultur« (Sennett, 2008, S.17f.) begünstigen. Nach Marres (2012) stellen die Werkzeuge sogar eine »materielle Form« des Engagements bzw. der Partizipation⁴⁵ dar. Foth u. a. (2011, S.X) möchte Technologien »in sinnvolle kulturelle Praktiken« einbetten. Dafür stellten die interdisziplinären Wissenschaftlerin-

⁴³Das Konzept der epistemischen, wissensgenerierenden Objekte wird von Knorr Cetina (1998) aufgegriffen. Dabei bezieht sie sich durchweg auf Rheinberger (1992).

⁴⁴Im Gegensatz zu Whyte und Ewenstein (2010, S.78), welche Grenzobjekte (*Boundary Objects*) eher als »stabil« und »konkret« beschreiben, und »Wissensobjekte« (*Epistemic Objects*) als »offen, dynamisch und abstrakt« charakterisiert haben.

⁴⁵Ab Seite 75 wird der Begriff *Engagement* in Relation zu *Partizipation* gesetzt.

nen und Wissenschaftler in ihrem 2011 veröffentlichten Werk »From Social Butterfly to Engaged Citizen« die Möglichkeiten des bürgerlichen Engagements durch digitale, meist physisch manifestierte Artefakte dar und legten damit einen Grundstein in einem so neuen, interdisziplinären Diskurs. Betrachtete Artefakte sind digitale Screens, geteilte Displays (*shared displays*) oder öffentliche Anzeigetafeln (*urban screens*), aber auch die mobile Interaktion mit urbanen Schnittstellen (vgl. ebd., S.XI). Gerade im internetfähigen Mobiltelefon sehen die Autorinnen und Autoren die einzigartige Möglichkeit nicht nur ortsungebunden mit anderen zu kommunizieren (was eigentlich der Ursprungsgedanke dieser Technologie war), sondern durch das Gerät wiederum mit ortsgebundenen Objekten, wie Straßenschildern oder Bushaltestellen, zu interagieren (ebd., S.XI). Gerade mobile Anwendungen bieten dabei das Potenzial neuartige Formen des Engagements mit ortsgebundenen Objekten und Umgebungen zu entwickeln (vgl. ebd., S.Xf.). Die Anwendungen fokussieren zudem nicht auf Effizienz und Produktivität, sondern auf Spiel, Kultur, Erfahrungen und Spontanität (vgl. ebd., S.XIf.). Die Technologien sind in der Lage Kopräsenz und Bewusstsein zwischen Menschen im öffentlichen Raum herzustellen (vgl. ebd., S.XIII).

Die Fragen, die sich daraus entwickeln, sind: Welches Level an Partizipation ist notwendig, um zivilgesellschaftliches Engagement entstehen zu lassen? Welche Rolle müssen die Werkzeuge einnehmen, um die Teilnehmenden kurz- als auch langfristig in das Engagement einzubinden?

Der Begriff der *Technologies of Engagement* wurde ebenfalls von der Soziologin Marres (2012, S.X),⁴⁶ im Zusammenhang mit dem von ihr vorgeschlagenen Begriff der »materiellen Partizipation« (ebd., S.2) verwendet.⁴⁷ In dem 2012 veröffentlichten Buch stellt sie zur Diskussion, welche Rolle Objekten innerhalb der politischen Partizipation zukommt (ebd., S.1), ob die Objekte eine eige-

⁴⁶Leiterin des »Centre for Study of Invention and Social Process« und des Masterprogramms »Digital Sociology« an der Goldsmiths University of London

⁴⁷Andere Begriffe für die physische Manifestation der Partizipation sind *Issue* (Niederer, 2016, S.19), *Medial* (Denecke et al., 2016) oder *Object-centered Participation* (Engeström, 2005, in: ebd., S.17)

ne Entität in politischen Diskursen einnehmen können (vgl. Niederer, 2016)⁴⁸ und ob materielle Partizipation als spezieller Modus von Engagement funktioniert. Für sie entsteht durch die Inklusion von Objekten eine erweiterte Ebene der Demokratie (vgl. Marres, 2012, S.1).⁴⁹ Neben dem Begriff »Technology of Engagement« verwendet sie ebenfalls den Begriff »Objects of Participation«.⁵⁰ Diese materielle Form des Engagements bzw. der Partizipation bringt für Marres eine spezielle Art der Partizipation, samt Problemen, Ansprüchen und Idealen, mit sich (vgl. ebd., S.1). Objekte, welche Engagement hervorbringen sollen, werden für sie als »Erfolg« betrachtet. Sie fragt sich aber auch, wie viel Kapazität den Objekten zugewiesen werden kann, um Öffentlichkeiten zu mobilisieren (ebd., S.1).

Nach Ehn und dem Kollektiv A.Telier⁵¹ kommt der Verdinglichung – bei ihnen *Reifikation* genannt – im partizipativen Gestaltungsprozess eine wichtige Rolle zu: Ideen und Erfahrungen werden materialisiert und *Angelegenheiten* (Dewey, [1927] 2001, S.149, S.153) diskussionsfähig gemacht. Diese Materialisierungen können nach Binder u. a. (2011, S.158) sowohl physische (Gebäude, Möbel, Türen, Bücher, Fahrzeuge) als auch digitale Formen (Computerapplikationen, Datenbanken) annehmen.⁵² Zur Entwicklung einer materialisierten Idee sind

⁴⁸Rollenteilung zwischen »Dingen, Menschen, Themen, Einstellungen, Technologien [oder] Institutionen«.

⁴⁹Marres folgt somit der Einstellung Latours und Weibels (in »Making Things Public«), zu dem sie auch den Artikel »Issues spark a public into being« (2005) beisteuert. Nach Niederer (2016, S.21) setzen sich die *Objects of Participation* bewusst mit der Umgebung bzw. dem Umfeld auseinander, wodurch Niederer die Objekte als »Issue Objects« oder »Issue-charged Objects« beschreibt. Diese müssen – gleich den Gruppenformationen Latours (Latour, 2005, S.32) – ständig gewartet werden, damit sie nicht die politische Aufladung verlieren (Marres, 2012, S.21). Nach Marres werden Öffentlichkeiten durch »Inhalte« (Marres, 2005, S.14) geformt – und umgekehrt. Durch die Präsentation und Verteilung der Inhalte wird das Thema greifbarer und verständlicher gemacht. Dadurch kommt den Artefakten die Rolle von *Objekt[en] der demokratischen Politik* (ebd., S.13) zu.

⁵⁰Ab Seite 75 wird der Begriff *Engagement* in Relation zu *Partizipation* gesetzt.

⁵¹Das Kollektive A.Telier besteht aus Thomas Binder, Giorgio De Michelis, Giulio Jacucci, Per Linde, Ina Wagner und Pelle Ehn. Viele der Argumente Ehns finden sich in dem gemeinsamen Werk »Design Things« (2011) wieder.

⁵²Zudem kann ein und dasselbe Ergebnis je nach Perspektive entweder ein »Device« (Ingenieperspektive) oder ein »Thing« (Architektur-, Sozial-, und Kulturperspektive) darstellen.

viele Vorstufen notwendig, welche nach Ehn (2008, S.5) *representatives* heißen.⁵³ Die Objekte formen nach Ehn (ebd., S.3) die Zusammenschlüsse – und umgekehrt – und sind dadurch mit Bedeutung aufgeladen.⁵⁴

Sobald außenstehende Akteure mit den Objekten interagieren, können nach Ehn (ebd., S.3) »kontroverse Ereignisse« entstehen. Durch die Materialisierung ist es möglich, Ideen zu kommunizieren, die mit Worten nicht auszudrücken wären (vgl. Jaccuci and Wagner, 2007, in: Binder u. a., 2011, S.29).

Gleich, ob die Werkzeuge als *Technologies of Engagement* (Foth u.a., Marres) oder *Objects of Participation* (Marres) bezeichnet werden, wichtig ist, dass sie die Rolle eines Objektes einnehmen, welches Partizipation fördert und Engagement hervorbringt.

Exkurs | Formal-ästhetische Aneignung der Werkzeuge durch Mehrdeutigkeit und Informalität

Nun stellt sich die Fragen, wie die Werkzeuge gestaltet sein müssen, um Engagement zu initiieren. Nach Sennett führt sparsames und bewusstes Integrieren von »Mehrdeutigkeit« (Sennett, 2008, S.308) in der Werkzeugentwicklung zu einem Aneignungs- und Lernprozess bei den Nutzenden. Zudem setzt die informelle Ästhetik des Werkzeugs die Hemmschwelle der Nutzenden herab (vgl. Willinger, 2014). Sobald »Mehrdeutigkeit« (Sennett, 2008, S.308) und »Modularität« (Huybrechts, 2014, S.216) in Kooperation mit den involvierten Akteuren integriert werden, kann von einer ausgewogenen Balance zwischen »Offenheit« und »Konkretisierung« (vgl. Star und Griesemer, 1989) gesprochen werden, die zwar eine »Umgestaltung des Gestalteten« (Brandes u. a., 2009a, S.10) durch den Gebrauch ermöglicht, aber trotzdem den Rahmen einer intuitiven Nutzung bietet.

⁵³Huybrechts (2014, S.32ff.) beschreibt alle Vorstufen von partizipatorischen Verdinglichungen als »Things«. Diese Dissertation sieht sowohl Vorstufen als auch ausgearbeitete Prototypen und finale Produkte als »Things« an, da sie als Diskursinitiator agieren sollen.

⁵⁴Nach Ehn (2008, S.3) bedingen sich Materialisierung und Partizipation (innerhalb von Kollektivitätsstrukturen) gegenseitig.

Nach Sennett (2008, S.308) fördert die *Mehrdeutigkeit* eines Objektes die Aufmerksamkeit, Neugier und Aneignung der Benutzenden. Diese wollen sich selbstverantwortlich dem Objekt nähern und sich dieses selbstständig aneignen, wodurch Erfahrungswissen generiert wird. Nach Huybrechts (2014, S.285) wird diese Aneignung zudem durch die »Unvollkommenheit« des Objektes (»imperfect objects«) stimuliert. Zudem sind sie auf die Kooperation mit anderen »Nicht-Wissenden« angewiesen, um sich gemeinsam dem neuen Terrain anzunähern und gleichzeitig Gefahren zu antizipieren (vgl. Sennett, 2008, S.316). Dadurch werden gemeinsam neue Fähigkeiten ausgebildet. Durch die Aneignung wird Wissen generiert, welches durch ein reines Befolgen von Regeln und Verboten nicht hergestellt worden wäre (vgl. ebd., S.308). Es geht darum einen »lebendigen Rand oder eine durchlässige Membran zu schaffen« (ebd., S.311). Sennett stellt aber auch klar, dass es sich bei Prinzipien, wie der *Mehrdeutigkeit*, nicht um ein spontanes Unterfangen handelt (vgl. ebd., S.315), sondern vielmehr um eine »verborgene Ordnung« (ebd., S.316), die »eine Bindung« (ebd., S.316) zwischen Menschen und ihren Umgebungen bzw. Objekten herstellt.

Die mehrdeutig und offen gestalteten Werkzeuge sollen Neugierde wecken und Aufmerksamkeit generieren. Trotzdem muss beachtet werden, dass sie nicht *zu* offen bzw. mehrdeutig gestaltet werden, damit die Benutzenden nicht zu stark verunsichert werden (vgl. ebd., S.307). Vor der Gefahr des zu großen Anspruchs gegenüber der Nutzerinnen und Nutzer, warnt auch Huybrechts (2014, S.286).⁵⁵ Die Benutzenden benötigen Anhaltspunkte für die Handhabung. Gestaltende müssen genau überlegen, wo und wie »unscharfe Ränder« (Sennett, 2008, S.312) gesetzt werden, um Objekte bewusst »ungenau« zu gestalten (vgl. ebd., S.308).

⁵⁵Nach Huybrechts (2014, S.288) sind Unbestimmtheiten in »risky trade-offs«, wie sie partizipatorische Projekte nennt, »Mehrbenutzbarkeit, Modularität [...] Abweichter« (S.288) (»shareability, modularity, and deviationism [Abweichtertum]«) wie auch »Flexibilität« (ebd., S.290). Sie gibt zudem zu bedenken, dass es ein Unterschied ist, ob die Partizipanten selbst eine gewisse Modularität in ihre Objektentwicklung integrieren, oder diese nur von den Initiatoren des Projekts eingebaut wird, und somit das Verständnis der Partizipanten durch zu hohe Komplexität gefährdet (ebd., S.295).

Werkzeuge als informelle Instanz

Eine wichtige Eigenschaft der im Rahmen dieser Dissertation zu entwickelnden Werkzeuge ist deren *Informalität*. Die *Informalität* beschreibt eine prototypische, flexible, anpassungsfähige⁵⁶ und kurzfristige Konzeption sowie Herstellung der Werkzeuge. Das Formelle hingegen beschreibt eine eindeutige, festgesetzte, formalisierte und dadurch gewohnte und referenzierbare Form.

In der Ausgabe »Informeller Urbanismus« des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) wird neben anderen Charakteristika ebenfalls die Ästhetik des Informellen betrachtet (Willinger, 2014, S.3).⁵⁷ Kritische Stimmen, wie die der Architektin Hagemann (2012), beanstanden, dass die Ästhetik des Informellen etwas »Gebasteltem« gleicht und an »Romantisierung grenzt« (Willinger, 2014, S.3 ff.). Sie gesteht aber auch, dass es einen Umgang mit informeller Ästhetik geben muss, da sie zunehmend in Erscheinung tritt.

Wie bereits im Erkenntnisinteresse dieser Dissertation aufgeführt (s. S.4), eröffnen informelle Formen neue Möglichkeitsfelder und flexible Strukturen (vgl. Koolhaas, 2009). Bezugnehmend auf die Werkzeuge bedeutet dies, dass sie eine Ästhetik des Informellen aufweisen sollten, um die Hemmschwelle der Nutzenden herunterzusetzen und einen Möglichkeitsraum zu eröffnen. Zudem soll bei den Nutzenden eine inhaltliche wie auch formal-ästhetische Aneignung der Werkzeuge assoziiert werden. Im Gegensatz dazu lässt ein professionelles Erscheinen der Objekte (z. B. mit glatten Oberflächen sowie industrieller Herstellung) bei den Betrachtenden assoziieren, dass Wissen vorhanden sein muss, um mit dem Werkzeug umgehen zu können und es zu bedienen. Bei einem prototypischen »gebastelten« Charakter mitsamt grober Materialwahl⁵⁸ soll sich spielerisch an das Werkzeug herangetraut werden.

⁵⁶Huybrechts (ebd., S.216) verwendet für diese Anpassungsfähigkeit den Begriff »repurposing« (Umnutzungen)

⁵⁷Die Kategorie des Informellen wird in dieser Publikation vor allem auf städtebauliche Strukturen angewandt. Diese Dissertation überträgt die Diskussion auf die Gestaltung von Werkzeugen, die im städtischen Raum eingesetzt werden sollen.

⁵⁸*Informelle* Bauart: unbehandeltes Holz oder Kappa, einfache Verarbeitung, reduziertes Interface

Wie die *Boundary Objects* von Star und Griesemer (1989) müssen die Werkzeuge »konkret« und »abstrakt« zugleich gestaltet sein (ebd., S.387, S.393), was bedeutet, dass sie auf der einen Seite so anschaulich und verständlich, und auf der anderen Seite so offen, adaptierbar und interpretationsfähig wie möglich gestaltet sein sollen. Dabei zielt Sennetts sparsame und gleichzeitig gezielte *Mehrdeutigkeit* darauf ab, die hergestellte Aufmerksamkeit des Benutzenden nicht in Frustration münden zu lassen.

4 | Werkzeuge zur Vitalisierung und Stärkung demokratischer Strukturen

Werkzeuge als diskursherbstellende und Öffentlichkeit generierende Artefakte

Nach Latour und Weibel (2005, S.22) muss die *Sache (res)* – die als Diskussionspunkt oder Werkzeug betrachtet werden kann – zurück zur *Öffentlichkeit (publica)* gebracht werden.⁵⁹ Im übertragenen Sinne heißt dies, dass die Werkzeuge als Auslöser für Diskussionen im öffentlichen Raum agieren sollen.⁶⁰ Diese Auslöser von Diskussionen in Form von Objekten werden als »Thing« bezeichnet (Dewey, Heidegger, Latour, Marres, Ehn, Hubyrecht). Nach Mareis (2013, S.14) verschiebt sich durch das theoretische Konzept des »Things« (Ehn, Latour) der Fokus der Betrachtung von finalen Objekten zu gesellschaftlichen Prozessen, was auch für diese Dissertation gilt.⁶¹

Heidegger (1950, S.176) bezeichnet das altdeutsche Wort *thing* bzw. *dinc* als eine »Angelegenheit, [die] den Menschen in irgendeiner Weise [...] angeht [und]

⁵⁹»Has the time not come to bring the *res* back to the *publica*?« Zu dieser Frage formulieren Latour und Weibel: »When [the *res*] appears in this function, it is not as a seat where the unilateral mastery of a subject is exercised [...]. If the *res* is an object, it has this function above all in a debate or argument, a common object that opposes and unites two protagonists within a single relation. [...] Its objectivity is ensured by the common agreement whose place of origin is controversy and judicial debate.«, s. Bezüge zu *res publica*, s. S.39

⁶⁰Durch die Diskussionsfähigkeit verschiedener Angelegenheiten werden die Werkzeuge von Niederer (2016, S.17) als »Issue Objects« (basierend auf Marres) oder »Objects of Citizen Participation« (basierend auf Engeström) bezeichnet

⁶¹Mareis bezeichnet das Konzept der *Things* als »sowohl gemeinschaftliche, politische Aushandlung von Sachverhalten und Fakten, als auch deren materielle Erzeugung und mediale Darstellung« (Mareis, 2013, S.14)

ÜBERSICHT ZU »THINGS«

Def. »things, the ancient governing assembly and place in Nordic and Germanic societies where disputes where solved and political decisions made« Design Things, A.Telier, 2011, S.186
 ▪ »althochdeutsches Wort thing [und dinc]« (Heidegger, Das Ding, S.176)



Abbildung 2.7: Überblick der Autorinnen und Autoren, die das Konzept der »Things« in ihren Theorien einbeziehen

was demgemäß in Rede steht« (ebd., S.176).⁶² Ehn und das Forschungskollektiv A.Telier (Binder u. a., 2011, S.186) beschreiben *things* ursprünglich als »eine Versammlung [oder] einen Ort [...], an welchen Dispute gelöst und politische Entscheidungen getroffen wurden«. Die Designforscherin Huybrecht bezieht sich ebenfalls auf Latour (2005) und bezeichnet *Things* und *thinging* als »sozio-materielle Zusammenkunft, eine Sammlung von Menschen und Objekten, die sich mit Angelegenheiten befassen« (Huybrechts, 2014, S.33f.). Nach Huybrechts (ebd., S.34) kann durch diese vernetzte Zusammenkunft von Teilnehmenden und Objekten keine Trennung vorgenommen werden, und somit auch das Scheitern oder Gelingen nicht von einzelnen Faktoren bzw. Personen abhängig gemacht werden. Somit ist jeder *Aktant* und jede *Assoziation* (Begriff der ANT s.S.43) für den Erfolg oder das Scheitern des Projekts mitverantwortlich. Nach Latour und Weibel (2005, S.19, S.24, S.40) soll sich die Perspektive auf Artefakte auf solch eine Art und Weise verschieben, dass nicht mehr »Objekte«⁶³ im Vordergrund stehen, sondern »Dinge« (*Things*), welche

⁶²Nach Heidegger ist das zur »Rede stehende« ebenfalls mit dem römischen Wort *res* zu übersetzen, welches auf Griechisch »über etwas reden, darüber verhandeln« (Heidegger, 1950, S.176) bedeutet. Die *res publica* bedeutet nach Heidegger nicht »der Staat, sondern das, was jeden im Volke offenkundig angeht und darum öffentlich verhandelt wird.« (ebd., S.176). Der Begriff *res publica* wurde bereits auf S.39 als »öffentliches Interesse« eingeleitet. Der Begriff Angelegenheiten bezieht sich dabei auf die Theorie Dewey ([1927] 2001, S.149, S.153).

⁶³Objekte beziehen sich auf Tatsachen (*Matter of Fact*)

sich auf Angelegenheiten beziehen («Matter of Concern«, Latour und Weibel, 2005, S.41). Diese Dinge agieren als politische Agenten aufgrund derer Menschen zusammenkommen (vgl. Davidson, 2006) und miteinander in den Austausch treten.

»[Things] are much more interesting, variegated, uncertain, complicated, far reaching, heterogeneous, risky, historical, local, material and networky that the pathetic version offered for too long by philosophers.« Latour und Weibel, 2005, S.20f.

So fordern Latour und Weibel die fortwährende Präsenz von Dingen (*Things*) in politischen Systemen ein. Sie streben nach einer »objektorientierten Demokratie« (ebd., S.18), wodurch politische Systeme nicht mehr auf Menschen reduziert, sondern durch Objekte ergänzt werden sollen (vgl. ebd., S.40).⁶⁴

Durch die Veröffentlichung »Making Things public« (2005) von Latour und Weibel wird nach dem Kunsthistoriker Heidbrink (2007) die »politische Relevanz« der Akteur-Netzwerk-Theorie (s.S.43) deutlich. Gerade in den Wirren und den »Unbestimmtheiten« (*uncertainties*) liegt nach Heidbrink das Potenzial der ANT. Für ihn entsteht »politisches Handeln« dort, »wo Identitäten zerfallen und die Menschen sich aneinander, an Ideen und Dingen reiben, die sich ihnen in den Weg stellen.« Diese Beschreibung von »Gegen-Ständen« (s. S.54) gleicht dem Konzept des *Things*. Nach Heidbrink kann der »Wille zum kollektiven Handeln«, die »schwachen Bindungen des modernen Daseins«⁶⁵ überwinden, indem Menschen »Unvoreingenommenheit« und »Engagement [...] kombinieren«. Die in dieser Dissertation zu entwickelnden Werkzeuge sollen ebenfalls unvoreingenommen Diskurse (mit diversen Akteuren) initiieren, woraus kollektive Handlungen folgen sollen.

⁶⁴Nach Latour und Weibel (2005) leitet sich »Things« von dem griechischen Wortstamm »pragmata« ab, wodurch der Pragmatismus (z. B. unter Dewey und Lippman) schon das empirische Austesten von Objekten und den angewandten politischen Bezug innehat.

⁶⁵Verbindung zur temporären, kurzlebigen, individuellen Kollektivität s. S.50, und Bezug zu Baumanns fluiden Beziehungen (Bauman, 2000) s. S.50

»[...] things are matters of concern insofar that they are able to offer people new possibilities of experience.« Binder u. a., 2011, S.77

Ehn (2008, S.1f., S.6, S.9) und Binder u. a. (2011, S.161, S.193) erweitern das Konzept der *Things* um die Dimension des öffentlichen Diskurses, indem sie den Begriff der »public controversial things«, also Dinge, die Diskurse auslösen sollen, einführen.⁶⁶ Sobald die in dieser Dissertation herzustellenden Objekte im öffentlichen Raum der Nachbarschaft ausgestellt werden, sollen sie als solche diskursinitiierenden Dinge (*public controversial things*) agieren, woraus Zusammenschlüsse entstehen können. Falls dies gelingt, kann es auch möglich sein, wie es das theoretische Konzept der Things vorgedacht hat, auf lange Sicht Auswirkungen auf demokratische Strukturen zu haben und diese zu vitalisieren.

5 | Werkzeuge zur Kompetenzgewinnung, Aneignung und »digitalen Souveränität«

Ein Parameter für die Wirkung auf demokratische Strukturen liegt im vereinfachten Zugang der herzustellenden Werkzeuge und den damit verknüpften Inhalten. Durch den Zugang soll ein neuer Möglichkeitsraum für Bürgerinnen und Bürger aufgezeigt werden. Es sollen Technologien entstehen, die *von* und *für* Bürgerinnen und Bürger entwickelt werden, was unter dem Begriff der »Democratic Technologies« beschrieben wird (vgl. Sennett, 2015). Durch das Austesten und Aneignen der Werkzeuge sollen Kompetenzen entstehen, die dazu befähigen, sich kritisch mit digitalen Technologien auseinanderzusetzen und eigenständige Anpassungen vorzunehmen. Dadurch soll auf lange Sicht eine Kontrolle über die eigenen Daten entstehen. Das alles soll durch eine Open-Source-Veröffentlichung der Werkzeugdateien ermöglicht werden.

Durch die Zurverfügungstellung der Werkzeuge als Open-Source-Technologie wird zum einen auf das zunehmende Bedürfnis nach Mündigkeit (vgl. Orofino, 2014, Sassen, 2015, Manzini, 2006, S.2) reagiert, zum anderen eine bewusste Ausrichtung in der Technologieentwicklung gewählt. Anders als Konzerne, die

⁶⁶Der Begriff basiert auf der Theorie Deweys (1927) und wird zuerst von Ehn (2008) und im Nachgang von seinem Forschungskollektiv *A.Telier* (Binder u. a., 2011) veröffentlicht.

sich meist auf Gewinnsteigerung und die kommerzielle Nutzung der Datensätze ihrer Kunden fokussieren, entsteht andernorts, parallel eine anwachsende Bewegung, Technologien nutzer- und so auch bürgerzentriert, zu entwickeln. Sie sollen flexibel an unterschiedliche Bedarfe und Zielsetzungen angepasst werden können. Nicht nur Foth u. a. (2011), sondern auch Sennett (2015), De Waal (2014b) oder Brynskov u. a. (2014) fordern eindringlich solch eine demokratische, bürgerbefähigende Art der Technologieentwicklung ein. Für Sennett (2015) sind wir genau an dem Punkt, an dem Technologie noch demokratisch, also für jeden zugänglich, gestaltet werden kann. De Waal (2014b, S.8) ist der Meinung, dass wir – gleich ob in der Rolle der Gestaltenden, der Bürgerschaft oder der politischen Entscheidungsträger – entscheiden können, wie Technologie gestaltet und eingesetzt werden soll. Nach Brynskov u. a. (2014, S.23) ermöglichen gerade »vernetzte Technologien« (*networked technologies*) die Befähigung von Bürgerinnen und Bürgern, indem sie »Meinungen bündeln und Zugang zu Stadtgestaltung« ermöglichen. Nach Sennett (2015) sind es gerade Unternehmen, wie SAP, Cisco oder Google, die durch vorgefertigte (»präskriptiven«) und nicht veränderbare Anwendungen die konstruktive Beurteilungskraft von Bürgerinnen und Bürgern verringern. Durch solche meist kostengünstig angebotenen, aber unflexiblen, unadaptierbaren und restriktiven Technologien unterdrücken sie die Meinungsbildung mündiger Bürgerinnen und Bürger und »überschreiben« sie mit eigenen Logiken. Als Beispiel kann hier etablierte Mappingtechnologie genannt werden, die nur den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten anbietet. Der errechnete Weg ist zwar die effizienteste Strecke, jedoch ist dabei die Stadt selbst gar nicht mitbedacht – es kann die langweiligste und uninformativste Variante des Weges sein. Den Nutzenden wird die Entscheidung über die Art und Weise des Weges nicht zur Auswahl gestellt. Auch Haklay (2016, S.154ff.) fordert beim Gebrauch weitverbreiteter Technologien ein »Level von bedeutungsträchtiger Partizipation« seitens der Bürgerschaft, welche wieder als aktive und mündige Nutzerinnen und Nutzer angesehen werden müssen, um ihr Handeln und ihre Umgebung ständige zu reflektieren und informiert zu urteilen.

Durch das vollständige Verstehen der digitalen Anwendungen soll mehr Bewusstsein über die eigene Nutzung generiert werden. Ziel ist es, dass die Bürger-

schaften ihre eigenen digitalen Anwendungen programmieren können, dadurch in den langfristigen Besitz der eigenen Daten kommen und dadurch »digitale Souveränität« (Lepping und Palzkill, 2017) erlangen.

Diese Forderung wurde aber nicht nur auf theoretischer Ebene diskutiert, sondern es folgten auch technologische Neuerungen, um auf diese Forderung einzugehen. *Open-Source*-Bewegung, der Errichtung von *Fab Labs* oder der Verbreitung von *Arduino*-Technologie, ist das Thema der »Demokratisierung von Technologie« in den letzten Jahren intensiv diskutiert worden.

Ein weiterer Begriff, welcher diese Demokratisierung von Technologien beschreibt, ist der Begriff der »Civic Technologies«, kurz *Civic Tech* (Patel u. a., 2013), welcher digitale Werkzeuge beschreibt, die sich ein zivilgesellschaftliches Ziel setzen.⁶⁷ Einer der Diskussionspunkte von *Civic Tech* ist, ob durch die vermehrte Implementierung von digitalen Technologien nicht noch mehr Bürgerinnen und Bürger – nämlich die, die aufgrund finanzieller oder bildungsrelevanter Gründe keinen Zugang zu digitalen Technologien haben – von zivilgesellschaftlichen Diskursen ausgeschlossen werden.⁶⁸ Vor dem Hintergrund der Ausrichtung des Begriffes »Civic Tech« auf rein digitale Werkzeuge, bevorzugt diese Dissertation eher Begriffe wie »Technologies of Engagement« (Foth u. a., 2011) oder »Objects of Participation« (Marres, 2012), da die Motivierung von Engagement und eine Teilhabe durch die physisch-räumliche Präsenz der Werkzeuge essenziell für diese Dissertation ist. Zudem achtet diese Dissertation auf eine Verbindung zwischen sozialer sowie digitaler Inklusion, um so Tendenzen der »digitalen Spaltung« (s. S.97) entgegen zu wirken.

⁶⁷Die *Knight Foundation* hat eine langjährige Studie durchgeführt, die die spezifischen Bereiche der *Civic Tech* untergliedert und ausdekliniert hat, s. S.71

⁶⁸Ein weiterer Diskussionspunkt im Bereich *Civic Tech* betrifft die Bandbreite der Nutzung des Begriffes. Die *Knight Foundation* fasst den Begriff sehr weit und integriert ebenfalls die kommerzielle Nutzung von *Civic Tech*, wie es bei großen Sharing-Unternehmen, wie *AirBnb*, der Fall ist. Andere sprechen sich klar gegen eine kommerzielle Nutzung aus. Diese Dissertation schließt sich der letzteren Position an und bezieht alle empirisch zu untersuchenden Parameter auf nicht-kommerzielle Anwendungen.

Exkurs: Smart und Social City

Der grundlegende Paradigmenstreit, wie Technologie unseren Alltag und dadurch auch unsere Städte beeinflusst, wird meist in zwei theoretische Konzepte unterteilt: dem *Smart* und *Social City*-Ideal (vgl. De Waal, 2014b, S.9). Laut Ryser (2014, S.447) wurde das Konzept der *Smart City*⁶⁹ zum ersten Mal in den 1990er Jahren verwendet und wird seitens der Befürworter als »vernetzt«,⁷⁰ »nachhaltig«⁷¹ und ressourcensparend, da effizient (vgl. ebd., S.448), beschrieben. Nach De Waal (2014b, S.8) ist bei der *Smart City* das Credo, dass »alle Facetten technologisiert und effizienter gestaltet werden, wodurch ausschließlich Fortschritt entsteht«. Die Gegner des Ansatzes bezeichnen das Konzept als ausschließlich technologie- und wirtschaftszentriert: die Stadt wird in fast allen Ebenen kontrolliert und Daten zentralisiert, Bürgerinnen und Bürger werden in die Rolle von passiven Konsumenten gezwungen, bereits getroffene Entscheidungen werden der Öffentlichkeit im Nachhinein präsentiert, wodurch eine In-Frage-Stellung der Vorhaben nicht möglich ist.

Diese Sichtweise auf das *Smart City*-Konzept fordert alternative Ansätze, wie den *Smart Citizen*-Ansatz nach dem Interaktionsdesigner Hill (2013) oder den »Social City«-Ansatz nach De Waal (2014a). In den beiden Ansätzen wird die Wichtigkeit der Menschen, die in der vernetzten Stadt leben, ins Zentrum gestellt. Die Bürgerinnen und Bürger werden als Produzenten und Entscheidungsträger mit zunehmend gestärkter »urbaner Kompetenz« (Laimer, 2014) angesehen. Nach Hill (2013) soll mithilfe bürgerzentrierter Technologie eine »urbane Kultur« entstehen.

⁶⁹Das Aufkommen des Begriffes kann auf den »Smart Growth« (in: Agenda 21, United Nations-Konferenz, 1992), die »Smart Communities« (1997) (Ryser, 2014, S.447), das Mercedesautomobil »Smart« (1995) (daher kann auch der bis heute bestehende Fokus der Smart City auf Verkehr und Mobilität erklärt werden, (vgl. Laimer, 2014, S.1)) oder die Entwicklung des »Smart Phones« (vgl. ebd., S.1) zurückgeführt werden. Ryser (2014, S.448) lässt anmerken, dass Personen »klug« sein können, aber nicht eine Stadt. Dadurch ist diese Attribuierung unscharf und an sich überflüssig.

⁷⁰Technische Informationsbibliothek, in: ebd., S.448

⁷¹UK Department for Business, Innovation and Skills, in: ebd., S.448

Gegenüberstellend und vereinfacht kann resümiert werden, dass in dem *Smart City*-Konzept eine sehr effiziente Technologienutzung den Bürgerinnen und Bürgern angeboten wird, diese aber durch die Nutzung ihr Recht an Daten abgeben, wie auch die Technologie nicht nach eigenem Bedarf adaptieren können. In dem *Social City*-Ansatz steht die Bürgerin und der Bürger im Mittelpunkt der Technologieentwicklung. Jedoch steckt diese Entwicklung noch in den Anfängen und kann mit dem Funktionsumfang der konzerngetriebenen Entwicklungskompetenz, wie von Google, Apple oder Cisco, nicht mithalten. Dadurch ist der Weg für Bürgerinnen und Bürger, die eine »digitale Souveränität« (Lepping und Palzkill, 2017) ansteuern, noch ein sehr langwieriger und zeitaufwendiger. Zudem muss erwähnt werden, dass die Abgrenzung dieser beiden Paradigmen nicht trennscharf verläuft und viele Abstufungen zwischen diesen Paradigmen auftreten. Beispielsweise setzte die städtische Verwaltung Barcelonas eine »digitale Agenda« (Morozov und Bria, 2017, S.63) auf, die bürgerzentriert, bedarfsorientiert und offen lizenziert vorgeht, aber sich selbst ebenfalls dem »Smart City«-Paradigma zuordnet und so beispielsweise als Gastgeber des 2017 stattgefundenen Smart City Expo World Congress (smartcityexpo.com) mit Partnern, wie SAP, Cisco und Microsoft, auftritt.

Einen weiteren Blickwinkel, der dem Diskursstrang an dieser Stelle hinzugefügt werden soll, ist die Verbindung des Netzwerkgedankens und der Stellung der Bürgerinnen und Bürgern gegenüber technologischen Entitäten. Dadurch, dass sich Machtverhältnisse in Netzwerken zunehmend auflösen – und so auch Dualismen wie *bottom-up* und *top-down* oder die Makro- oder Mikroebene (Latour, 2010) – verliert der menschliche Akteur innerhalb dieser Netzwerke zunehmend an Macht (*agency*). Auch um dieser Tendenz entgegenzuwirken, soll die Informierung, Befähigung sowie Ermächtigung (im positiven Sinne nach Latour und Arendt, s. S.80) der Bürgerinnen und Bürger durch demokratische Technologien greifen.⁷²

⁷²Auf den Aspekt, welchen Einfluss die Akteur-Netzwerk-Theorie auf partizipative Gestaltungsansätze hat, und wie mit dessen Konsequenzen in der Praxis umgegangen wurde, habe ich mich mit meiner Kollegin Bianca Herlo in der Veröffentlichung »Citizens, Power and Technology«, Nordes Konferenz Oslo (Schubert und Herlo, 2017), detailliert auseinandergesetzt.

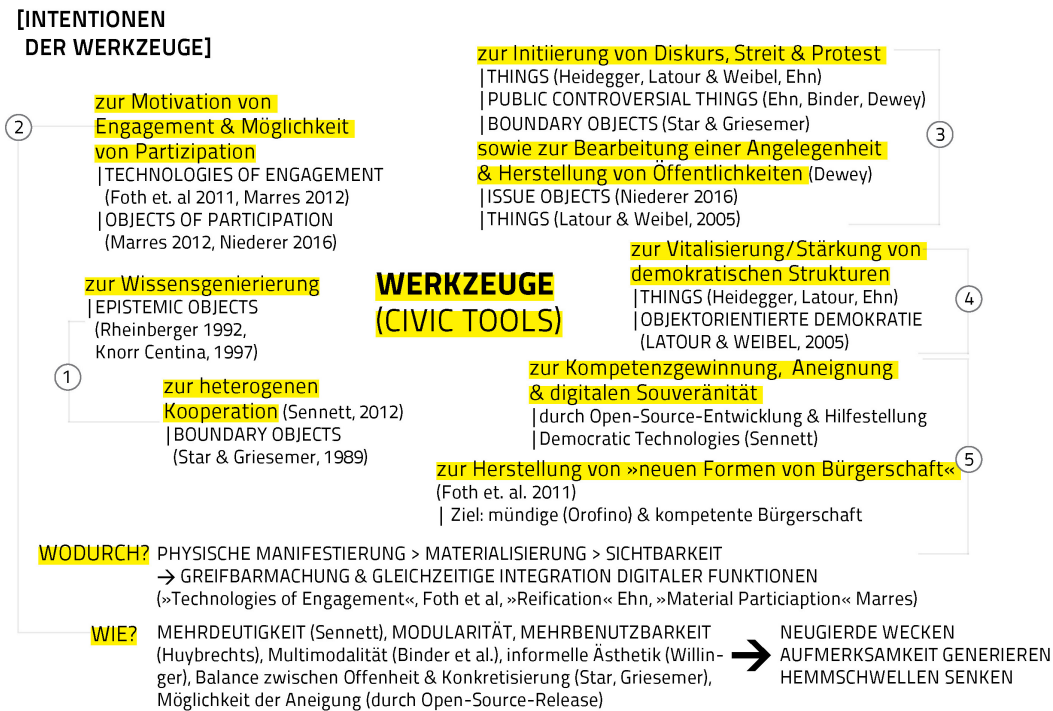


Abbildung 2.8: Intention der Werkzeuge

Essenz »Objekte als materielles Engagement & Diskursinitiator«

Aus den im Detail betrachteten Theorien werden für die zu entwickelnden *Werkzeuge* folgende Richtlinien abgeleitet, welche in der Prototypenentwicklung beachtet und in den Fallstudien überprüft werden sollen (s. Abb. 2.8):

1 | Die Werkzeuge sollen eine **heterogene Kooperation** initiieren (Sennett, 2012) und **Wissen generieren** (Rheinberger, 1992, Knorr Cetina, 1998).

2 | Sie sollen durch ihre **physische Manifestation** zum **Engagement motivieren** (Foth u. a., 2011) und **neuartige Möglichkeiten der Partizipation** darstellen (Marres, 2012).

Durch die **Materialisierung** (Ehn, 2008, Binder u. a., 2011) werden **Angelegenheiten greifbar** gemacht und **Aufmerksamkeit generiert**.

Durch die **Mehrdeutigkeit** (Sennett, 2008) und **Modularität** (Huybrechts, 2014) bieten sich unterschiedliche **Aneignungspraktiken** der Werkzeuge an.

Durch die **informelle Ästhetik** (Willinger, 2014) und den Gebrauch von Alltagsmaterialien sollen sie die Hemmschwelle der Nutzerinnen und Nutzer herabsetzen.

3 | Durch die Sichtbarkeit der Objekte soll **Diskurs und Auseinandersetzung** (Latour und Weibel, 2005, Ehn, 2008, Star und Griesemer, 1989) entstehen.

Durch die Werkzeuge sollen **Angelegenheiten bearbeitbar und Öffentlichkeiten hergestellt** werden (Dewey, [1927] 1954, Latour und Weibel, 2005, Marres, 2005).

4 | Auf lange Sicht sollen dadurch **demokratische Strukturen** gestärkt und eine **Vitalisierung des politischen Austauschs** entstehen (Dewey, [1927] 1954, Latour und Weibel, 2005).

5 | Durch die Open-Source-Veröffentlichungen sollen **Kompetenzen hergestellt**, eine **kritische Auseinandersetzung mit digitalen Technologien** und eine **Aneignung** derselben stattfinden. Die Bürgerinnen und Bürger sollen somit »digital souverän« (Lepping und Palzkill, 2017) agieren und auf lange Sicht sollen dadurch »neue Formen der Bürgerschaft« (Foth u. a., 2011) entstehen.

2.3 Teilhabemöglichkeiten für Bürgerinnen & Bürger

Bürgerpartizipation | soziale und politische Partizipation | Engagement | Ermächtigung | Abstufungen der Partizipation | Herausforderungen

»I am using a simple interpretation of the term ›democracy‹ in the sense of participation, so that dominated citizens transform themselves into subjects opening a space for self-determination, and that means ensuring room for a project of one's own accord. Formulated differently: democracy involves more than the formal right to vote. Similarly, freedom goes further than the right to choose between a hundred varieties of cellular telephones [...].« Bonsiepe, 2006, S.29

Im folgenden Kapitel wird die Partizipation der Bürgerinnen und Bürger an gesellschaftlichen Prozessen dargelegt, die sogenannte *Bürgerpartizipation* («Citizen Participation» nach Arnstein, 1969).⁷³ Unter *Partizipation* wird in diesem Vorhaben ein freiwilliger Prozess des aktiven Handelns (vgl. de Nève und Olteanu, 2012, S.13, *Oxford English Dictionary* 2005) bezeichnet, wobei der Fokus vor allem auf zwei Dimensionen des Begriffes liegt: der *sozialen* und der *politischen* Partizipation.⁷⁴ Die *soziale* Partizipation umfasst alle »freiwillige[n] und unentgeltliche[n] Tätigkeiten, deren ›Erfolg‹ ohne Bezug zu staatlichem Handeln, Einzelpersonen oder Gruppen zu Gute kommt« (Gabriel und Völkl, 2004, S.529). Die *politische* Partizipation beschreibt einen »Versuch der Einflussnahme auf staatliche Entscheidungen« (Büchy, 2012, S.11).⁷⁵ Da diese Dissertation das Politische als sehr weit gefassten Begriff begreift (vgl. Bonsiepe, 2006), erweitert sie die politische Partizipation ebenfalls um die städtische sowie kommunale Ebene. Gerade auf diesen Ebenen soll durch lokale Initiativen der Möglichkeitsraum durch das Einwirken von partizipativen Strukturen erweitert und somit langfristig Einfluss auf politische Entscheidungen genommen werden.

Nach Arendt ([1958] 2015) ist Partizipation per se politisch und integraler Bestandteil eines anzustrebenden politischen Systems, welches auf einem »direkt-demokratischen,⁷⁶ republikanischen Modell« (s. S.39; Roth, 2010, S.9) wie auch auf einem »gesamtgemeinschaftlichen Diskurs, der alle Politikbereiche glei-

⁷³Die Partizipation der involvierten Akteure am Designforschungsprozess wird in dem Kapitel »1.3.4. Partizipative und infrastrukturelle Gestaltung« (s. S.11) beschrieben. *Bürgerpartizipation* kann auch durch andere Begrifflichkeiten, wie *Collective* (Wallerstein 2006 in: von Unger, 2014, S.45) oder *Civic Participation* beschrieben werden.

⁷⁴Die dritte Dimension, die »ökologische« Partizipation, wird in dieser Dissertation nicht fokussiert.

⁷⁵Es ist zu beachten, dass es vielfältige Formen und Facetten der Partizipation gibt, und somit auch zahlreiche Mischformen zwischen der *sozialen* und *politischen* Partizipation.

⁷⁶»Direkte Demokratie zielt auf eine vornehmlich herrschaftsfreie Selbstregierung des Volkes und ist gekennzeichnet durch eine weitreichende Kompetenz der Bürger in allen sie betreffenden Angelegenheiten« Roth, 2010, S.9. Dabei müssen aber auch die Herausforderungen der direkten Demokratie bedacht werden. Das Prinzip der direkten Demokratie setzt eine stetige Informierung der Beteiligten voraus, damit keine eindimensionalen Entscheidungen getroffen werden.

chermaßen thematisiert« (Becker 1998, S.174, in: ebd., S.28f.) basiert. Die Grundkritik Arendts bezieht sich dabei auf das menschliche Tätigkeitsfeld, welches ausschließlich auf Arbeit und Konsum ausgerichtet ist und dadurch kaum Freiraum für politisches Handeln lässt. Zudem sorgen Verwaltungs- und Bürokratieprozesse, Anonymisierung von Verantwortung (vgl. ebd., S.29), wie auch eine »Professionalisierung der Politik« (ebd., S.28) zur Lähmung des »vernunftbegabten Bürgers« (ebd., S.28).

Der Politikwissenschaftler Barber sieht das Mittel der Partizipation als wirksamstes »gegen politischen Verdruss« an (Barber, 2003, in: Scheder, 2012, S.77), welcher sich, wenn man Faktoren, wie die sinkende Wahlbeteiligung und die abnehmende Anzahl der Parteimitgliedschaften zugrunde legt, verstärkt hat (Albert u. a., 2015, S.23).

Nach dem Architekten Miessen muss dringend darauf geachtet werden, dass Partizipation nicht zu romantisiert (vgl. Miessen, 2011, S.13, S.127) und auf Konsens aufbauend betrachtet wird (vgl. ebd., S.20f.). Demnach ist er »gegen das Konzept der demokratischen Schlichtung« (Miessen, 2012, S.16). Anstatt eines »politisch motivierten Modells der Pseudo-Partizipation« (Miessen, 2011, S.14), welches laut Miessen nur der politischen Legitimation nützt, schlägt er eine echte Teilhabe vor, die auf »persönliche Verantwortung und Beschäftigung mit dem Thema« (Miessen, 2012, S.9) baut. Er möchte eine Politik verhindern, die ihre Verantwortung durch Votings auf eine anonyme Menge verschiebt⁷⁷ und so »hinter einer Mitmach-Fassade in einer pseudo-partizipativen Scheindemokratie endet« (vgl. Auer, 2013). Dadurch verkomme »Partizipation zu einer nützlichen Methode der Beschwichtigung« (ebd.), was Arnstein (1969, S.217, S.220) bereits 1969 reflektierte, worauf im zweiten Teil dieses Kapitels genauer eingegangen wird (s. S.82). Miessen sieht Partizipation nicht als »von oben herab genehmigte Öffnung von Entscheidungsprozessen« an, sondern als »Partizipation von unten, als individuelle Zugangsstrategie« (Miessen, 2012,

⁷⁷Miessen (2012, S.8) spricht den sogenannten »Klick-Aktivismus« an, welcher bereits in der Einleitung dieser Dissertation angeführt und kritisiert wurde. Er fügt hinzu, dass die Piraten [bezogen auf ihr Liquid Democracy Modell] die »Basisdemokratie als Abstimmung über vorhandene Menü-Möglichkeiten, als simplen Knopfdruck mit schlaffem Finger, – möglichst ohne persönliche Konsequenzen [da mit Pseudonym eingeloggt]« angesehen haben.

S.10). Zusätzlich möchte er aber auch die bereits bestehenden Machtstrukturen durch Quereinstiege beeinflussen, indem »ungeladene Außenseiter« (Miessen, 2011, S.191)⁷⁸ einem Prozess hinzugefügt werden und dadurch die Debatte durch eine distanzierte, parteilose Stimme ergänzt wird. Durch kritische Einwände soll die Qualität des Austauschs gesteigert werden.

Diese Dissertation fördert »produktive Nicht-Übereinstimmung« (Miessen, 2012, S.75), durch Auseinandersetzung und Diskussion. Sie achtet darauf keine romantisierende und idealisierende Sichtweise auf das Prinzip der Teilhabe einzunehmen und möchte Konflikte und Diskussionen sichtbar machen (ebd., S.86). Wie bereits vorher eingeführt, fokussiert sich diese Dissertation nicht so sehr auf Quereinstiege in bereits bestehende politische Strukturen, sondern mehr auf eigens initiierte Bottom-Up-Initiativen, die durch selbstorganisatorisches Handeln Einfluss auf soziale und politische Strukturen nehmen möchten.

Etymologische Herkunft

Obwohl die Herleitung des Wortes von dem spätlateinischen *participatio* (Lenz und Ruchlak, 2001, S.166) aus *pars* (Teil) und *cipere* (nehmen), eine Gleichsetzung mit dem deutschen Wort »Teilnahme« nahelegt, ist die Partizipation ein aktiverer und bewussterer Prozess, als es die *Teilnahme* assoziieren lässt (ebd., S.13). Ein besseres Synonym ist daher die gleichwertige und aktive *Beteiligung*⁷⁹ oder auch die *Teilhabe*: Ein Individuum *hat aktiv Teil* an dem Diskurs.

⁷⁸Nach Miessen (2012, S.18; 158) auch *Crossbench-Praktiker* genannt

⁷⁹»Partizipation (lat. participatio: Teilnahme), Beteiligung der Bürger am politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozess. Die P. ist wesentlicher Bestandteil und Voraussetzung einer Demokratie, wobei jedoch unterschieden werden muss, hinsichtlich der Formen und Gründe der Partizipation. Sie kann einerseits als Instrument zur Durchsetzung von Interessen innerhalb eines Gemeinwesens benutzt, andererseits jedoch um ihrer selbst willen (etwa als Ausdruck der Selbstbestimmung) erwünscht werden. In Bezug auf ihre Formen beginnt P. bereits beim Verfolgen des politischen Geschehens, von P. im eigentlichen Sinne kann allerdings erst bei aktiver Mitgestaltung des politischen Umfeldes die Rede sein. Dazu gehören u.a. Teilnahme an Wahlen, Demonstrationen, Bürgerinitiativen und Gründung von Verbänden.« (Lenz und Ruchlak, 2001, S.166)

Begriff: Engagement

In dem Kontext der Partizipation gilt es ebenfalls den Begriff des »Engagements« zu betrachten.⁸⁰ Wie bereits eingeleitet, beschreibt die Partizipation einen freiwilligen Prozess des aktiven Handelns (vgl. de Nève und Olteanu, 2012, S.13). Diese *Freiwilligkeit*, welche dem Engagement inherent ist, ist die grundlegende Voraussetzung des aktiven Handelns (innerhalb der Partizipation). Die Voraussetzung besteht darin, dass Menschen aufgrund ihrer persönlichen Motivation Zeit aufbringen, um ein gewisses Ziel zu verfolgen. Dadurch weisen sie Motivation auf, mit anderen in den Dialog zu treten, sich mit gegensätzlichen Meinungen auseinanderzusetzen, um zu guter Letzt gemeinsame Handlungen anzustreben und gewünschte Veränderungen herbeizuführen.

Begriff: Ermächtigung

Das übergeordnete Ziel dieser Arbeit ist es, Zusammenschlüsse zu befähigen ein selbst definiertes Ziel durch kollektives Handeln zu erreichen. Diese Befähigung wird im Englischen als *Empowerment* oder im Deutschen als *Ermächtigung* bezeichnet. Es ist umstritten, ob *Ermächtigung* eine passende Übersetzung des englischen Wortes darstellt, da es das Wort »Macht« enthält. Jedoch versteht diese Dissertation *Macht* im Sinne Arendts, Deweys (1927)⁸¹ und Arnsteins

⁸⁰ Etymologisch stammt der Begriff von dem französischen Wort *engager* ab, welcher im 17. Jahrhundert mit »verpflichten, binden« (vgl. Hohe Luft, 2013, S.61) übersetzt wurde. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich der Begriff jedoch dahingehend gewandelt, dass er eine intrinsisch motivierte Handlung beschreibt. Von den Bedeutungen »sich auf etwas einlassen« bis hin zu »berührt, unmittelbar betroffen« sein – Mitte des 19. Jahrhunderts – und in »sich mit innerer Anteilnahme für etwas einsetzen« (DWDS, 2018) – Anfang des 20. Jahrhunderts – an dem in dieser Dissertation verwendeten Gebrauch gelangt.

⁸¹ Auch Dewey ([1927] 1954) ist überzeugt, dass Macht »naturgemäß« aus dem Kollektiv entsteht (vgl. Marres, 2005). Zudem sehen Arendt als auch Dewey die »politische Gemeinschaft« als »Ursprung von Macht« an, woraus wiederum eine Gesellschaft entsteht. Roth verweist auf Arendt ([1970] 2000) wie folgt: »Denn Macht hat nach Arendt ihren Ursprung in einer politischen Gemeinschaft [gleich Dewey] und drückt sich aus in der Fähigkeit einer Gruppe, sich selbst gewaltfrei zu steuern. In der Kommunikation wird Macht kanalisiert und mündet in einem Konsens über die Frage ›Wie wollen wir gemeinsam leben?‹ sowie in einer Einigung auf ein gemeinsames Handeln, das gemeinwohlorientiert ist.« Roth, 2010, S.22

(1969),⁸² und somit als Eigenschaft, die ausschließlich durch kollektives Handeln entstehen kann.⁸³

»Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, [...] sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln. Über Macht verfügt niemals ein Einzelner, sie ist im Besitz einer Gruppe und bleibt nur so lange existent, als die Gruppe zusammenhält.« Arendt, [1970] 2000, S.45

»New technologies have played a part in expanding the possibilities of citizen involvement in initiatives with ›crowdsourcing‹ and ›citizen science‹ engaging new publics to generate new or expanded data sets. But familiar issues of power arise within this expanded terrain of participation.« Beebejaun, 2016, S.9

Dimensionen der Partizipation

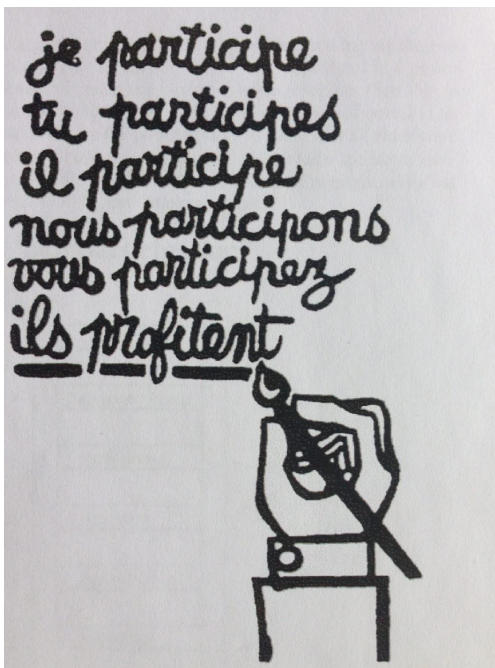
Um die Komplexität von Partizipation herunterzubrechen und den detaillierten Unterschied zwischen Partizipation und Nicht-Partizipation aufzuzeigen, betrachtet diese Dissertation zwei Modelle. Das erste Modell, die *Leiter der Partizipation*, hat Arnstein⁸⁴ bereits 1969 entwickelt. Sie bezieht sich dabei auf die französischen Studierendenproteste von 1968, die damals mehr Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen einforderten (s. Abb. 2.9).⁸⁵ Ohne die Verteilung von Entscheidungsgewalt (»redistribution of power«) ist Partizipation nur ein leerer und frustrierender Prozess. Die Entscheidungsgewalt liegt nach Arnstein (1969, S.217) in den meisten Fällen bei den »traditionel-

⁸²Auch Arnstein (1969, S.216 f.) sieht Macht als kollektives Gut und kollektive Entscheidungsmacht (»citizen power«) an.

⁸³Iveson (2011, S.67) stellt einen Zusammenhang zwischen der Ermächtigung und der Partizipation her. Nach ihm folgt aus ermächtigenden Prozessen immer Teilhabe, da es sich in diesen Fällen um authentische Partizipationsverfahren handelt. Aber aus Partizipation folgt nicht unbedingt Ermächtigung, da es sich um pseudopartizipatorische Verfahren handelt und dadurch die Rolle der Bürgerschaft sogar geschwächt werden kann. Ein Beispiel für pseudopartizipatorische Verfahren ist das Erheben (meist durch DIY Sensorik) oder Abfragen von Daten seitens der Stadtverwaltung ohne Ergebnistransparenz für die Bürgerschaft (vgl. Sengers, 2011) oder das zu späte Einbinden der Bürgerschaft bei Entscheidungen der Verwaltung (vgl. Orofino, 2014)

⁸⁴Sozialarbeiterin und Direktorin der NGO *The Commons*

⁸⁵Wellman (1999, S.8) beschreibt einen »new zeitgeist of community optimism«, der mit den Studierendenrevolten und Bürgerrechtsbewegungen in den 1960er Jahren begonnen hat.



»There is a critical difference between going through the empty ritual of participation and having the real power needed to affect the outcome of the process. This difference is brilliantly capsulized in a poster painted last spring by the French students to explain the student-worker rebellion. [...] The poster highlights the fundamental point that participation without redistribution of power is an empty and frustrating process for the powerless.«

Arnstein, 1969, S.216

Abbildung 2.9: Poster der französischen Studentenrevolte, Paris, 1968, Atelier Populaire, Sorbonne École des Beaux Art und Arts Decoratifs in: Arnstein (1969, S.216)

len Machthabern« (»traditional power holders«), wobei sie nach Arnstein den »Bürgerinnen und Bürgern« (»have not citizens«, ebd., S.216) zugeteilt werden sollte.⁸⁶

»In most cases where power has come to be shared it was taken by the citizens and not given by the city.« Arnstein, 1969, S.222

Arnsteins Modell reicht von der *Nicht-Partizipation*⁸⁷ über *verschiedene Grade von Alibiaktionen* (»Tokenisms«)⁸⁸ bis zu den authentischen Stufen der

⁸⁶Arnstein ist bewusst, dass die Unterscheidung zwischen diesen beiden Gruppen eine starke Vereinfachung und Stereotypisierung darstellt. Starke hierarchische Ebenen sieht sie in Kontexten, wie in Universitäten, in der Kirche oder bei der Polizei (vgl. Arnstein, 1969, S.217).

⁸⁷Die Nicht-Partizipation teilt sich in *Manipulation* und *Therapie* (S.217 f.) auf. In diesen Phasen sollen die Bürgerinnen und Bürger nicht befähigt werden, sondern eher »erzogen« bzw. »geheilt« werden (vgl. ebd., S.217).

⁸⁸Alibiaktionen sind bspw. die *Informierung* oder die *Konsultation* (S.217, S.219). In diesen beiden Phasen wird die Meinung der Bürgerinnen und Bürger zwar gehört, jedoch wird ihnen keine Macht bzw. Entscheidungsgewalt noch Einfluss auf weiterführende Handlungsoptionen

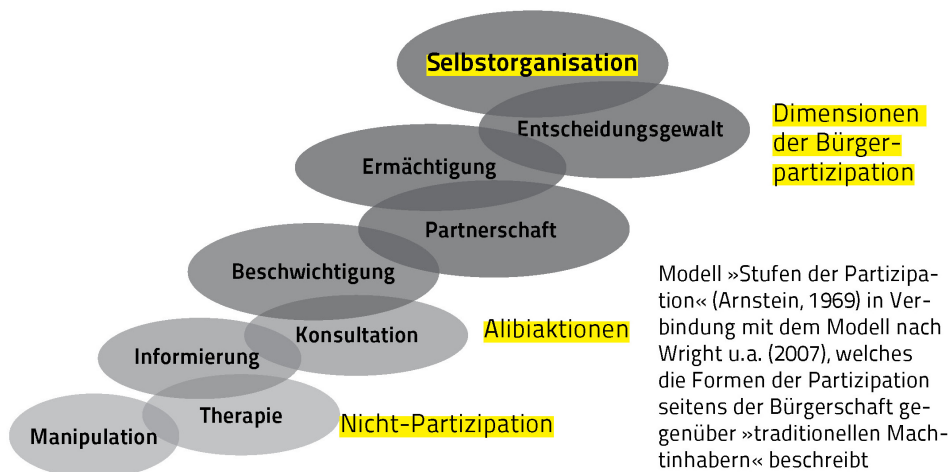


Abbildung 2.10: Stufenmodelle der Partizipation nach Arnstein, 1969, und Wright u. a., 2010, eigene Darstellung

»Bürgerpartizipation«.⁸⁹ Nur in der Phase der »Bürgerpartizipation« haben Bürgerinnen und Bürger die Mehrheit der Entscheidungsmacht auf ihrer Seite.⁹⁰ Auf dem Modell Arnsteins aufbauend, entwickelten Wright u. a. (2010, S.42) das »Stufenmodell der Partizipation« (s. S.290). Sie übernehmen die Dimensionen Arnsteins, ergänzen jedoch eine zusätzliche Dimension, nämlich die Ebene der Selbstorganisation, die nach Wright, Block und von Unger über die Partizipation hinausgeht.

Für diese Dissertation beginnt die Partizipation ebenfalls mit der Informierung möglicher Interessierter, dem Aufzeigen von fortführenden Handlungsoptionen und endet bestenfalls in der Selbstorganisation, was Abdulla (2014, S.248) als Phase des »Selbst-Managements« (»self-managing«) bezeichnet.⁹¹ Die Phase der Selbstorganisation wird in dieser Dissertation zwar von den Forschenden

zugesprochen. Die dritte und letzte Stufe innerhalb der *Alibiaktionen* ist die *Beschwichtigung* (*Placation*, S.217, S.220). Darin können Bürgerinnen und Bürger zwar Ratschläge geben, jedoch entscheiden ausschließlich die Machtinhaber.

⁸⁹Die Bürgerpartizipation wird in *Partnerschaft* (S.217, S.221f.), also einem Dialog auf Augenhöhe, *Ermächtigung* (»Delegated Power«, S.217, S.222) und *Entscheidungsmacht* seitens der Bürgerschaft (»Citizen Power«; S.217, S.223) eingeteilt.

⁹⁰Für Haklay (2016, S.154f.) stellt Arnsteins Modell eine ständige Erinnerung dar, »dass Partizipation bedeutungsvoll sein muss«.

⁹¹Ehn verwendet für das Konzipieren und Mitbedenken dieser herausfordernden Phase das Konzept des »Design-after-Designs« (auf Redström, 2008, bezogen, in: Ehn, 2009, S.55)

mitgedacht und vorbereitet, jedoch ziehen sie sich nach der Erläuterung allmählich aus dem Feld zurück. Die Möglichkeit von Rückfragen an die Forschenden bleibt zwar bestehen, es wird jedoch von Seiten der Forschenden deutlich an die Verantwortung der teilnehmenden Akteure appelliert.

Herausforderungen der Partizipation und die Essenz des Kapitals

Wichtig ist es klarzustellen, dass es Grenzen innerhalb der Partizipation gibt. Durch ihre komplexe Struktur führt die Partizipation zu vielen Fehlentscheidungen und Vertrauensbrüchen gegenüber den teilnehmenden Akteuren. Abschließend sollen die Herausforderungen in Bezug auf Partizipation – unter Einbeziehung der Digitalisierung im urbanen Raum – betrachtet werden:

1 | Es ist einfacher Vertrauen, Solidarität und Engagement auszunutzen, als es aufzubauen. Nach Rosa u. a. (2010, S.106) ist das »Beunruhigende« bei der Betrachtung von Zusammenschlüssen, und dem daraus entstehenden sozialen Kapitals, dass dessen Vernichtung sehr leicht sei, da für dessen »Erosion [...] noch nicht einmal Betrug und Korruption erforderlich« sei. Nach Rosa reiche es aus, »im Sinne des ›Trittbrettfahrers‹ (Olson, [1965] 1971) das Vertrauen und Engagement der anderen auszunutzen«. Im Gegensatz dazu scheint »es ungeheuer schwierig« soziale Beziehungen und daraus generierendes »soziales Kapital aufzubauen«. Zu starken Vertrauensbrüchen kann es nach Marsden (2011, S.200f.) auch kommen, wenn die langfristige Auswirkung von *citizen-based technology* auf die Nachbarschaft seitens der Projektinitiatoren nicht mitbedacht wird.⁹² Nicht nur die Phase innerhalb der Projektlaufzeit, sondern auch nach dem Projekt – mit möglicher sinkender Einsatzbereitschaft seitens der involvierten Akteure – muss bei der Projektplanung mitbedacht werden (vgl. *Design after Project Time* nach Ehn, s. S.15). Haklay (2016, S.154) gibt ebenfalls zu bedenken, dass Vertrauensbrüche auch dann zustande kommen, wenn Ergebnisse des gemeinsamen Partizipationsprozesses nicht an die Beteiligten zurückgespiegelt werden. In den beiden Fallbeispielen dieser Dissertation soll vor allem auf die Transparenz der Ergebnisse und Nutzung von Daten gegenüber den teilnehmenden Akteuren geachtet werden, um Möglichkeiten der Partizipation langfristig aufzubauen.

⁹²Die Wirkungsanalyse der eingesetzten Technologien schlägt auch Tonkinwise und Irwin innerhalb des »Transition Designs« vor, s. S.23

2 | Das idealisierte, romantisierte Bild von Partizipation muss aufgebrochen werden. Ein Problem kann sein, dass Initiatorinnen und Initiatoren partizipativer Formate diese nur als Legitimationsgrundlage für Entscheidungen verwenden, aber nicht, weil sie wirklich an diversen Meinungen und Ideen interessiert sind (vgl. Beebeejaun, 2016, S.10, vgl. Miessen, 2011, S.14, vgl. Arnstein, 1969). Ein Indiz dafür ist beispielsweise, dass Bürgerinnen und Bürger erst viel zu spät in Entscheidungsprozesse eingebunden werden, nachdem grundlegende Entscheidungen bereits getroffen wurden (Orofino, 2014). Ein weiteres Aufkommen von Bürgerteilnahme an Aktionen der Stadt – die eher eigenen Interessen dienen, als dass sie den Bürgern Mitsprache verschaffen – ist das Sammeln von Stadtdateen durch DIY Sensorik (Sengers, 2011, S.4, Orofino, 2014, vgl. Holtkamp und Bogumil, 2007, S.17).⁹³ Nach Sengers (2011, S.4) wird den Bürgern durch solche Aktionen nicht ausreichend die Möglichkeit gegeben am »Politikmachen« der Stadt teilzuhaben. Um diesen »Alibiaktionen« (Arnstein, 1969) entgegenzuwirken, müssen systematische, langfristige und transparente Mitbestimmungsformate entwickelt werden. Es gilt auch transparent zu machen, welche Informationen an welche Interessensträger fließen und welchen Einfluss sie jeweils haben sollen.

Zudem muss gegenüber teilnehmenden Akteuren klargestellt werden, dass ein partizipativer Prozess nicht immer harmonisch ablaufen kann. Es sollen keine »idealisierenden Annahmen über Partizipation wie die Außerachtlassung von ungleichen Machtverhältnissen« (Mareis, 2012) stattfinden. Im Gegensatz dazu soll im Rahmen eines zunehmend konsensorientierten Ansatzes durch eine ausreichende Diversität der Teilnehmenden auf ein »konfliktorientiertes Verständnis von Partizipation« (Miessen und Grassegger, 2012)⁹⁴ fokussiert werden.

⁹³In diesem Zusammenhang wird im Designforschungsdiskurs oft vom »Participatory Sensing« (Burke u.a. 2006, in Haklay, 2016, S.152) oder »Urban Sensing« gesprochen, welche ein kollektives Datensammeln von Bürgerinnen und Bürgern zu unterschiedlichen Zwecken und Zielen beschreiben. Erheben von Daten, die lediglich zugunsten von Verwaltungen genutzt werden »ohne Umsetzung von Ergebnissen« (Holtkamp und Bogumil, 2007, S.17)

⁹⁴nach Mouffe, Dewey und Sennett vs. Arendt und Habermas (»rationaler Konsens«)

3 | Das zunehmende Bedürfnis nach Mündigkeit seitens des Stadtbürgers (vgl. Manzini, 2006, S.2, vgl. Orofino, 2014; vgl. Sassen, 2015) muss durch verschiedene partizipative Formate aufgefangen werden. Repräsentative Formen der Demokratie, wie die Wahl der Regierenden alle vier Jahre, reichen vielen Bürgerinnen und Bürgern, die sich zunehmend sozial und politisch einbringen wollen, nicht mehr aus.⁹⁵ Als eine Art des Protestes gegen diese eingeschränkten Formen der Partizipation kann die sinkende Wahlbeteiligung sowie der Rückgang von Parteimitgliedschaften angesehen werden, obwohl gleichzeitig das Interesse an politischen Inhalten wächst (vgl. Albert u. a., 2015, Walter u. a., 2013). Die fehlenden Mitbestimmungsmöglichkeiten münden in Frustration seitens der Bürgerinnen und Bürger, da Entscheidungen gefühlt über deren Köpfe hinweg getroffen werden (vgl. Beebeejaun, 2016, S.10, Balestrini, 2016). Der Wunsch der Bürgerschaft nach direkten Mitbestimmungsmöglichkeiten wächst stetig (Orofino, 2014). Nach dem Geografen und Politikwissenschaftler Schnur resultiert dieser Wunsch nach Mitbestimmung aus einer »neue[n] Lust auf Zivilgesellschaft« (Scheder, 2012, S.77). Arendt (1969, S.83) hat bereits in den 1970er Jahren eine »Mitbestimmungsdemokratie« (*Participatory Democracy*) gefordert, welche den Repräsentativsystemen (vgl. ebd., S.83) entgegensteht. Sie fordert nicht nur »freie«, sondern »mitentscheidende« Bürgerinnen und Bürger (»Citizen-Co-ruler«). Auch nach Schnur sind »die Zeiten des Planes von oben [...] vorbei« (Scheder, 2012, S.77). Dadurch sei die Stadtentwicklung ohne die Zivilgesellschaft längst undenkbar. Diese Veränderung der Machtstruktur hat für ihn »nicht nur Folgen für Entscheidungsträger, sondern verändert auch die politische Kultur«. Diesen Wandel bezeichnen die Politikwissenschaftler Holtkamp und Bogumil (2007, S.17) als auch die Stadtplanerin Beebeejaun (2016, S.10) als Verschiebung von der staatlichen Führung (»government«) zur verantwortungsbewussten Lenkung (»governance«). Daher könnte dieses neue Bürgerbewusstsein »die Politikverdrossenheit,⁹⁶ die Krise der repräsentativen

⁹⁵Dadurch werden diese Formen die Bürgerschaft nicht mehr ausreichend genutzt, was wiederum zu Unverständnis seitens der Politik führen kann.

⁹⁶»Politikverdrossenheit ist sicherlich vorurteilsbeladen. Dem hierbei zum Ausdruck kommenden fehlenden Vertrauen und dem Defizit an Glaubwürdigkeit wird man allerdings kaum mit Gegenvorwürfen oder dem Hinweis auf fehlendes Differenzierungsvermögen entgegenwirken

Demokratie« auflösen (Scheder, 2012, S.77). Miessen und Grassegger (2012) lassen ebenfalls bedenken, dass ein »Mitmachrecht«, eine »Partizipationserlaubnis« von »oben« nach »unten«, nicht ausreicht. Ganz nach Latour und der ANT soll sich in dieser Dissertation der Dualismus zwischen »top-down« und »bottom-up« netzwerkartig auflösen und so langfristige Mitbestimmungsstrukturen, auf verschiedenen Ebenen, aufgebaut werden.

Partizipation wird in dieser Dissertation als Möglichkeitsraum von Mitbestimmung und Einfluss angesehen. Es soll eine Öffnung von bestehenden Strukturen stattfinden und kritisch reflektiert werden, welche Art der Partizipation, in welcher Phase der Fallstudien angebracht ist und die Ergebnisse fortlaufend transparent den beteiligten Akteuren zur Verfügung gestellt werden. Die Informationen des partizipativen Formats sollen nicht nur den teilnehmenden Akteuren zur Verfügung gestellt werden, sondern auch den institutionellen Akteuren (Ämter, Quartiersmanagements, usw.), um eine langfristige Wirkung zu erzielen. Diese Weitergabe findet nur mit der Einwilligung der beteiligten Akteure statt.

Essenz »Teilhabemöglichkeiten von Bürgerinnen und Bürgern«

Abschließend kann gesagt werden, dass in den Fallstudien dieser Dissertation Möglichkeiten der **Bürgerpartizipation** (Arnstein, 1969) aufgezeigt und entwickelt werden sollen, indem **Vertrauen** und **Transparenz** aufgebaut (Rosa u. a., 2010), das **idealisierte, romantisierte Bild** von Partizipation aufgebrochen (Miessen, 2012) und dem **zunehmende Bedürfnis nach Mündigkeit und Verantwortung** begegnet (Orofino, 2014) wird.

können. Den Jugendlichen in Deutschland mangelt es nicht an Demokratieakzeptanz und auch nicht an Problembewusstsein. Vielmehr werfen sie der Politik eine Orientierung primär an den eigenen Organisationsinteressen sowie eine fehlende Verlässlichkeit vor. Wenn Politik Vertrauen zurückgewinnen will, wird sie vor allem in diesen Punkten mit überzeugenden Argumenten für sich werben müssen.« Albert u. a., 2015, S.23

2.4 Renaissance des Lokalen

Wichtigkeit des Lokalen / steigendes lokales Engagement / Nachbarschaft / soziales Milieu / lokal-globale Vernetzung

Die Betrachtungen dieser Dissertation finden im Kontext des urbanen Raums⁹⁷ statt. Genauer gesagt im öffentlichen Raum,⁹⁸ für welchen Arendt die Metapher eines Tisches verwendet, an dem sich diverse Bürgerinnen und Bürger in der gleichen Position – und somit in ähnlichen Ausgangslagen – über die Bedingungen des Zusammenlebens in der Stadt austauschen, als »Vorbedingung des Handelns« (Roth, 2010, S.24). Nach Roth (ebd., S.24) stellt Arendts Tisch gleichzeitig eine Diskursplattform, eine Öffentlichkeit oder auch einen Versammlungsort (nach Aristoteles *polis* bzw. nach Ehn und Binder »Thing« genannt) dar. Diese Dissertation möchte sich die Metapher Arendts zum Ziel setzen: es sollen diverse Akteure dazu motiviert werden, sich auszutauschen, miteinander zu diskutieren, und daraus kollektive, gemeinwohlorientierte Handlungen folgen zu lassen.⁹⁹

Es gibt viele Gründe, warum gerade dieser Raum sich für das Themenfeld dieser Dissertation eignet: Die Stadt wird als »Platz für Wut, Protest und politischen Gestaltungswillen« (Rauterberg, 2013b, S.12f.), wie auch zum »Ort des Raisonnements über alles, was wichtig ist« (ebd., S.12f.), betrachtet. Nach dem Stadtsoziologen Kaschuba hat sich – wie im Partizipationskapitel bereits erläutert – das Selbstverständnis der Großstädter geändert: »[S]ie wollen sich nicht so einfach regieren lassen. Und so werden städtische Großprojekte [...] nicht stumm hingenommen: Die ganz normalen Bürger von nebenan reagieren

⁹⁷ »urban«: lat. *urbānus*, von *urbs* Stadt = großstädtisch (Paul u. a., 1992, S.1303)

⁹⁸ »öffentlich« stellt das Gegenteil von »privat« dar und leitet sich von dem Adjektiv »offen« ab, im Sinne von »vor den Augen liegen« (Kluge, 1995, S.514). Aber welcher öffentliche Raum ist wirklich noch offen? In dieser Diskussion beschreibt Erlhoff u. a. (2008, S.8) den öffentlichen Raums als »Zentrum aller Forderungen«, als auch der Vorstellung vom freien Raum, welcher »von Diskurs, Politik und mündigen Bürgern« geprägt sein soll. Diese Forderungen sind bis heute von enormer Relevanz.

⁹⁹ Die in dieser Dissertation zu entwickelnden Werkzeuge stellen den Tisch dar, um welchen sich die Anwohnerschaft versammelt und durch welchen angestoßen wird, gemeinsam Themen zu diskutieren.

mit Protesten und der Forderung nach zivilgesellschaftlicher Mitbestimmung« (in: Scheder, 2012, S.75). Eine erste Auswirkung, die sich nach dem Kunst- und Architekturkritiker Rauterberg (2013a) im öffentlichen Raum erkennen lässt, ist ein *Urbanismus von unten*: »[A]uf mannigfache Weisen beginnen viele Bürger, sich die Stadt anzueignen und zu verändern. In Zeiten des Hyperindividualismus wird sie zu einem Raum geteilter Erfahrungen, zu einem Forum, in dem sich kollektive Interessen bündeln und neues Gewicht erlangen.« Rauterberg spricht dabei von einem »Mitmach-Urbanismus«, der sich – ähnlich wie die pluralisierte Gesellschaft – sich in »diversen Formen und Funktionen von Gemeinschaft« (Rauterberg, 2013b, S.14) im öffentlichen Raum ausdrückt.

Ein weiterer Grund für das neu entstandene Selbstverständnis der Großstädter ist nach Kaschuba (2013, S.9) die »Kulturalisierung der Städte«, welche eine Wiederentdeckung der Städte, Viertel und Kieze als Lebensraum beschreibt und dadurch eine Identifizierung mit dem Umfeld verstärkt.¹⁰⁰ Auch nach Schmid (2001, S.40) ist es in Deutschland zu einer »Wiederentdeckung des Städtischen« (*urban renaissance*) wie auch einem Wiederauftreten des Slogans »Recht auf Stadt« (ebd., S.25) gekommen. Der Begriff dient somit als »Sammelbegriff für alle Arten von politischen und sozialen Forderungen, die generell Probleme ansprechen, die heute in städtischen Gebieten auftreten« (ebd., S.25). Der Slogan wurde Ende 1960 von dem Philosophen Lefebvre »als eine Antwort auf die urbane Krise dieser Jahre«¹⁰¹ geprägt. Dabei bezog sich der Slogan vor allem »auf Teilhabe am urbanen Leben« sowie »auf Orte des Zusammentreffens und des Austausches« (ebd., S.27). Zudem forderte Lefebvre einen »Zugang zu den Ressourcen der Stadt für alle Teile der Bevölkerung, die Möglichkeit alternative Lebensentwürfe auszuprobieren und realisieren zu können« (ebd., S.27). Anstelle des Begriffes »Stadt« (ebd., S.30) bevorzugt Lefebvre den Begriff »Urbanisierung« als Prozess, der auf die Menschen, die in einer Stadt zusammenleben, fokussiert ist. Nach dem Kunsttheoretiker Brock

¹⁰⁰Insbesondere für das beschriebene Aufleben der Viertel hat der Politikwissenschaftler Schnur (2013) den Begriff »Renaissance des Lokalen« verwendet, welcher ebenfalls in der Überschrift dieses Kapitels verwendet wird.

¹⁰¹Migration von ländlichen zu städtischen Gebieten, Massenwohnungsbau, Krise der Stadt durch Homogenisierung der Lebensbedingungen, Vertreibung aus den Innenstädten (vgl. Schmid, 2001, S.25f.)

ist die »Urbanität die Leistung der Bewohner einer Stadt und nicht die der Qualität geordneter Baumaterialien« (Brock in: Bruns, 2014, S.6). Deshalb ist für Schmid (2001, S.35, S.38) der urbane Raum ein Ort »der materiellen Interaktion und des physischen Zusammentreffens« sowie »der Bewohnerinnen und Bewohner, die ihn benutzen und ihn sich in ihren Alltagspraktiken aneignen«, der zusätzlich mit einer digitalen Ebene durchzogen ist.

Laut Schmid (ebd., S.46) kommt es erneut zum Auftreten des Claims »Recht auf Stadt«, da es wieder um eine »Befriedung der Grundbedürfnisse« (ebd., S.47) geht, eine »Reaktion auf den Rückzug des (nationalen) Staates aus vielen Bereichen des sozialen Lebens«, wie auch der Möglichkeit »neue[r] kollektive[r] Momente« (ebd., S.46). Diese haben nach Schmidt das Potenzial »Freiräume zu schaffen, um andere Entwürfe des Urbanen zu denken und zu leben« (ebd., S.46). Lefebvres Forderungen gehen sogar einen Schritt weiter: er fordert eine »allgemeine Selbstverwaltung« (Lefebvre 1972, S.160; in: ebd., S.47), mit dem sich diese Dissertation unter dem Aspekt der »Selbstorganisation« beschäftigt (s. S.82).

Die lokale Dimension: Die Nachbarschaft

»Die Bedeutung der Mikroebene liegt darin, dass sie stark lokalisiert werden kann und daher spezifisch für die Hervorbringung einer Veränderung ist, sie kann greifbar sein durch die Artikulierung ganz spezifischer Ziele, die schnell mit der Realität angeglichen werden können.« Miessen, 2012, S.194

Diese Dissertation fokussiert sich auf die lokale Ebene der Stadt, nämlich auf Nachbarschaften und Viertel. Grund dafür ist, dass diese genau die Ebene darstellt, »an der wir unsere Demokratien neu aufstellen und verorten müssen« (Barber, 1984 in: Scheder, 2012, S.77).

Das Agieren im lokalen Umfeld scheint ein effektiveres Mittel zu sein, als das Bewältigen langwieriger bürokratischer Prozesse. Im Lokalen werden Antworten auf globale Fragen gesucht. Daraus entsteht spezifisches Wissen (»locally specific forms of knowledge«, Beebeejaun, 2016, S.10), worauf in erster Instanz nur die lokal Ansässigen zugreifen können. Es entsteht ein »privater Aktions-

raum« (Schnur, in: Scheder, 2012, S.76), in dem man sich mit der Umgebung identifiziert und sich zunehmend verantwortlich fühlt (vgl. Rauterberg, 2013b, S.11 ff.). Es bilden sich lokale Bündnisse, welche in der Lage sind, nicht nur soziale, sondern auch politische Strukturen zu verändern, wodurch *soziales Kapital* entsteht, welches wiederum Auswirkung auf die wirtschaftliche Ebene hat (vgl. Scheder, 2012, S.77). Ob so neue Arten einer »politischen Kultur« (Schnur, in: ebd., S.77) entstehen können, wird in den Fallstudien untersucht.

Begriff: Nachbarschaft

»Auf jeden Fall wird deutlich, dass Nachbarschaft und Quartier als alltagsweltliches Experimentierfeld für Gemeinschaftlichkeit und Individualismus, Nähe und Distanz, für Öffentlichkeit und Privatheit, Anonymität und Intimität, für Ortsbindung und Entankerung zugleich gelten können – Ambivalenzen, die sich auch im wissenschaftlichen Bereich in kontroversen Debatten niederschlagen (müssen) (vgl. Blokland 2003).« Schnur, 2012, S.151

Ähnlich wie bei dem Begriff »Gemeinschaft« oder »Partizipation« (Miessen, 2011, S.33), tritt ebenfalls bei dem Begriff »Nachbarschaft« eine Gefahr der Romantisierung und Idealisierung (vgl. Reutlinger u. a., 2015, S.26; Hamm 1998, S.173 in: Geiling, 2015, S.209) auf. Deshalb soll sich im Folgenden dem Begriff genähert und dessen Gebrauch in dieser Dissertation detailliert geklärt werden:

Als *Nachbarschaft*¹⁰² wird in dieser Dissertation ein geografisch begrenztes Gebiet im städtischen Umfeld bezeichnet, welches von Individuen mit unterschiedlichen Interessen und Eigenschaften bewohnt wird. Die sich ähnelnden Ausgangslagen bieten die Grundlage für die Entstehung kollektiver »Angelegenheiten« (Dewey, [1927] 2001, S.149, S.153), welche in einem kollektiven Handeln (Olson, [1965] 1971) münden sollen.

¹⁰²Begriff »Nachbar«: altdeutsch (ca. 750 - 1100) *Navigur(o)* setzt sich aus »nah« und »Bauer« zusammen. Der Bezug zum Bauer ist dabei historisch bedingt; bezeichnete »den nahebei Wohnenden« (Essenfelder in: Schnur, 2012, S.47)

Im Englischen wird zwischen den Begriffen »neighborhood« und »neighborship« unterschieden. Ersteres bezieht sich auf den städtischen Raum, letzteres auf das soziale Gefüge zwischen den lokalen Akteuren. In dieser Dissertation wird der deutsche Begriff »Nachbarschaft« verwendet, welcher beide Dimensionen umfassen soll.

Da das Zusammenleben in Nachbarschaften oft auf begrenztem Raum stattfindet, werden ihre Bewohnerinnen und Bewohner in ähnliche Ausgangslagen versetzt. Durch die geografische Abgrenzung einer Nachbarschaft distanziert sich die aktuell verwendete Arbeitsdefinition von der Theorie des Stadtsoziologen Dangschatz, der eine Nachbarschaft als viertelübergreifende *Interessengemeinschaft* ansieht (Scheder, 2012, S.75). Diese Positionierung soll nicht die Behauptung aufstellen, dass diese Art der Vergemeinschaftung nicht auftritt, sie nimmt sich jedoch zur Aufgabe, der Anwohnerschaft eines geografisch begrenzten Gebietes die Möglichkeit anzubieten, über soziale Hintergründe hinweg, sich mit lokalen, sie betreffenden Problemen auseinanderzusetzen und dabei eine »Gleichgesinntheit« außer Acht zu lassen.¹⁰³ Die Wichtigkeit der Heterogenität des intendierten Zusammenschlusses lehnt sich dabei an die theoretische Auffassung Deweys (1927), Arendts (1958), Latours (1996) und Baumans (2000) an (s. S.50).

»Die Beziehungen, die aus einer freiwilligen oder erzwungenen räumlichen Nähe am Wohnort entstehen, können sehr vielfältige Ausprägungen annehmen: freundschaftlich oder konflikthaft, oberflächlich oder intensiv, distanziert oder nah, kontrollierend oder rücksichtsvoll. In einer Nachbarschaft überschneiden sich dabei räumliche, als auch soziale Kategorien konkreter als in anderen Situationen, so dass mit gängigen Konzepten wie ›Sozialraum‹ häufig auch ›nachbarschaftliche‹ Kategorien assoziiert werden.« Schnur, 2012, S.149

¹⁰³Die derzeitige Arbeitsdefinition lehnt sich an Sennetts Theorie der »authentischen Kooperation« (Sennett, 2012, S.5, s. S.57 an, in welcher fremde, heterogene Menschen miteinander agieren und zu solchen kollektiven Handlungen fähig sind, die sie allein nicht hätten bewältigen können.

Die Unterscheidung zwischen viertelübergreifender Interessengemeinschaft und geographischer Nachbarschaft wird auch in dem Diskurs um »soziale« und »räumliche Nähe« (Geiling, 2015, S.210) geführt. Die Argumente dieser Diskussion sind, dass sich *räumliche Nähe* durch die voranschreitende Digitalisierung zunehmend auflöst. Daher ist das Argument, dass für die *soziale Nähe* der *Nachbarschaft* – kurz *soziale Nachbarschaft* – besser der Durkheim'sche Begriff des *sozialen Milieus* (Vester, 2008, S.189) verwendet werden soll, da sich die räumlichen Faktoren zunehmend auflösen. Diese Dissertation stellt jedoch den Versuch dar, durch digitale als auch soziale Vernetzung wieder eine Rückkopplung zur »räumlichen Nähe« herzustellen.

2.4.1 (G)lokale Vernetzung

Neben der Face-to-Face-Kommunikation der Akteure im lokalen Raum, hält die digitale Vernetzung zunehmend Einzug. Vor allem durch die anwachsende Anzahl mobiler, internetfähiger Geräte wird das Internet »Teil des öffentlichen Raums« (Rauterberg, 2013b, S.56) und somit ein Teil des Lokalen. Dadurch entsteht eine interessante Dialektik zwischen dem physischen und dem virtuellen Raum:¹⁰⁴ »Auf vielfältige Weise beeinflussen sich der urbane und der digitale Raum gegenseitig; [...] In der Summe erweist sich dabei das Internet, das dank Smartphones und ähnlicher Devices mobil und ein Teil des öffentlichen Raums wird, eher als Stadterquicker [...]« (ebd., S.56 ff.). Doch auch Autoren wie Rauterberg sind sich über die Konsequenzen dieser Dialektik noch nicht im Klaren: »Es ist noch längst nicht ausgemacht, ob die Freiheiten, die aus dem Miteinander von Stadt und Internet entstehen [...] vornehmlich genutzt werden, um das Ego der Individuen zu kitzeln oder ob das Interesse an der Gemeinschaft überwiegt.« (ebd., S.56 ff.). Ob die digitale Vernetzung im öffentlichen Raum eher Individualismus oder Kollektivität fördert,¹⁰⁵ steht auch aus dieser Perspektive zur Diskussion.

¹⁰⁴Carstean u. a. (2015) verwendet für diese beiden Kategorien die Begriffe »real-öffentlich« und »virtuell«

¹⁰⁵Castells (2004b, S.85) verwendet für diesen Dualismus die Begriffe »individuation« und »communalism«

»Die Nachbarschaft sollte zum aktiven Teil der Stadt gemacht werden, [...] aber auf der Augenhöhe der Menschen. Die Menschen merken immer mehr: Das ist meine Stadt. Sie verstehen, dass nicht nur Geld und Reichtum wichtig sind, sondern auch Teilhabe, die Verantwortung übernehmen und das Verständnis, dass jeder Einzelne einen Unterschied machen kann. Es geht nicht darum: Wie mache ich einen 3D-Druck und mein eigenes Ding. Es geht darum: Wie eigne ich mir den urbanen Raum selbst an?« Sassen, 2015

Durch die physische Präsenz der Werkzeuge im öffentlichen Raum ergibt sich zudem eine weitere interessante Dimension, die der »lokal-globalen Vernetzung«. Durch diese Art der Vernetzung werden Informationen, welche im Lokalen entstehen, global weitergegeben. Nach Manzini (2006, S.4) wird dadurch »ortsungebundene[s] Potenzial von Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT)« freigelegt. Bei der Rückkopplung der Informationen wird wiederum das Lokale bereichert. Diese Vernetzungsdimension wurde bereits aus unterschiedlichen Disziplinen sowie Perspektiven betrachtet.¹⁰⁶

Der Soziologe Wellman (2002) bezeichnet diese Vernetzungsdimension als »glokalisierte Netzwerke«, der Designforscher Manzini (2006, S.4) als »long global and short local networks«, der Soziologe Castells (2004b, S.92) als »global space of flows and local space of places«. Im folgenden Abschnitt werden diese Begriffe genauer beleuchtet und in Relation gesetzt. Nach Wellman (2001, S.247) verbinden glokalisierte Netzwerke eine Verortung im physischen Raum mit den Vorzügen der digitalen Vernetzung. Glokalisierte Netzwerke eröffnen zudem die Möglichkeit ein »individuelles Mitbestimmungsrecht« (»individual agency«) in »Teilkollektiven« auszuleben (vgl. Wellman, 2002, S.15). Es ist möglich, sich ein eigenes, personalisiertes Netzwerk zusammenzustellen.¹⁰⁷

¹⁰⁶Zudem wird diese Vernetzungsdimension in Lehr- und Diskussionsformate aufgenommen, wie an der Universität Bozen 2015 eine Konferenz zum Thema »glocal design« (glocaldesign.unibz.it) durchgeführt wurde und das »Conceptual Lab Bukarest« das Thema »Local Design in Global Context« im Mai 2016 diskutierte.

¹⁰⁷Dadurch weisen glokalisierte Strukturen Ähnlichkeit mit *posttraditionalen* Vergemeinschaftungen auf, wie sie im Kapitel »Flexible Zusammenschlüsse«, S.45 betrachtet werden.

Manzini ergänzt diese Dimension der globalisierten Netzwerke mit der Beschreibung der »kurzen, lokalen«, wie auch »langen, globalen« Verbindungen innerhalb der Netzwerke und stellt damit eine Metapher zur Verfügung, die die Vernetzungsdimensionen bildlich vorzustellen hilft. Er weist darauf hin, dass die lokalen Verbindungen nicht unbedeutender eingestuft werden sollten wie globale Strukturen, und gleicht damit der Argumentation Latours, dass auch dieser Dualismus (zwischen global und digital) durch die Netzwerkstruktur obsolet wird. Der Ausgangspunkt Manzinis sind lokale Vergemeinschaftungen, die sich an einem Ort verwurzeln, aber auch offen für »globale Ströme an Ideen, Menschen, Dingen und Geld« (Appandurai, 1990 in: Manzini, 2006, S.4) sind. Er untersucht und belegt aus Sicht des »Designs für nachhaltige Innovation« (*Design for Social Innovation*) neue Arten der Produktions- und Distributionsmöglichkeiten dieser lokal ansässigen Zusammenschlüsse. Durch die Vernetzung dieser Vergemeinschaftungen hat sich die ursprüngliche Bedeutung des Begriffes »lokal« nach Manzini verändert: Aus den dörflichen, provinziellen und isolierten Orten haben sich kulturell, sozio-ökonomisch und global vernetzte Orte entwickelt.

»Today the small can be influential at the large scale as a node in a global network. And the local can break its isolation by being open to the global flow of people, ideas and information. In other words, today we can say that the small is no longer small and the local is no longer local, at least in traditional terms.« Manzini, 2011, S.104

Castells (2004a, S.431 ff.) erweitert diese Einordnung mit den Einflussmöglichkeiten, die auf den »lokalen Raum der Orte« (»local space of places«) und den »globalen Raum der Ströme« (»global space of flows«) einwirken können.

»But day to day work, private life, cultural identity, political participation are essentially local. Cities, as communication systems, are supposed to link up the local and the global, but this is exactly where the problems start since these are two conflicting logics that tear cities from the inside when try to respond to both, simultaneously.« Castells, 2004b, S.85

Viele Anforderungen für ein stimmiges Zusammenleben in der Stadt sollten nach Castells von der lokalen Ebene ausgehen. Doch die lokalen Ströme sind ständig den globalen Einwirkungen, die meist technologischer Natur ist, ausgesetzt und werden dadurch beeinflusst. Dadurch sind die Städte und Kommunen zwischen diesen Strömen (*flows*) zerrissen.

Gerade das mobile Internet verursacht globale Ströme. Daraus resultieren starke Fliehkräfte, die sich wiederum auf die lokale Dimension mit ihren sozialen Verbindungen auswirkt. Nach Manzini kann durch die Netzwerkstruktur das Ungleichgewicht ansatzweise ausgeglichen werden (»subsidiary principle«), jedoch würde ein zu großes Ungleichgewicht beiden Dimensionen schaden (vgl. Manzini, 2006, S.4). Vorzustellen ist, dass gerade persönliche und lokale Vernetzungsdimensionen zerbrechen, da zu starke Fliehkräfte – vor allem ausgelöst durch die Möglichkeit des ständigen Zugangs zum Internet – kein verlässlicher Verbund aus Individuen möglich macht und erst recht keine gemeinsamen Ziele erreicht werden können.

Diese Tendenz wiederum spiegelt eine ähnliche Problematik wider, wie die bereits im Kollektivitätskapitel diskutierte Problematik zwischen »Individualisierung« und »Vergemeinschaftung«. Diese Dissertation möchte Fliehkräfte der Digitalisierung verringern, indem sie lokal gebundene Vergemeinschaftungen initiiert, die Themen adressieren, die sie allein nicht in der Lage wären zu bearbeiten.

Herausforderungen bei dem Begriff »Nachbarschaft«

Die Herausforderung des Begriffes »Nachbarschaft« liegt nicht nur in der Romantisierung und in überhöhten Heilsversprechen des Lokalen, sondern auch in der kaum noch zwischen »virtuell« und »physisch-real« trennbaren Dimension der Vernetzung. Viele Autoren, wie Hamm, Geiling oder Dangschat, sprechen durch erhöhte Mobilitäts- und Vernetzungsmöglichkeiten (vgl. Reutlinger u. a., 2015, Craven und Wellman, 1973, S.84, Wellman, 1999, S.xii, Wellman, 2002, S.13, Wellman, 1979, S.1202, Castells, 2004b, S.86) von der zunehmenden Auflösung des lokalen und räumlichen Bezugs. Diese Dissertation schließt sich jedoch den bereits dargestellten Autoren Manzini, Dewey oder Sennett

an, die davon ausgehen, dass das Lokale durch verschiedene gesellschaftliche Tendenzen – wie der Reduzierung von Komplexität als auch einem steigenden Verantwortungs- und Mündigkeitsgefühl der Bürgerinnen und Bürger – zunehmend an Bedeutung gewinnt. Diese Dissertation stellt den Versuch dar, neuartige Vernetzungsmöglichkeiten zu nutzen, um Menschen in ihrem physisch-realen Umfeld auf persönlicher, *Face-to-Face*-Ebene zusammenzuführen und zur Reflexion ihrer Umgebung anzuregen. Wie auch schon die digitale Vernetzung nicht zum Auflösen von *Face-to-Face*-Beziehungen geführt hat,¹⁰⁸ so wird sie auch nicht zur Auflösung des lokalen Raums führen, sondern diesen eher um eine zusätzliche Dimension erweitern. Dies soll möglich sein, indem die Werkzeuge leichte Zugangsmöglichkeiten zu »Bürgerpartizipation« (Arnstein, 1969) bieten. Das Werkzeug – frei zugänglich im öffentlichen Raum situiert – wird so zum Arendt'schen Tisch: Zum Ort des sichtbaren Diskurses und Austauschs. Die Werkzeuge sollen dadurch die Bedarfe der »Stadtbürgerinnen und -bürger« nach mehr Mündigkeit und Teilhabe stillen.

Essenz »Die Renaissance des Lokalen«

Die **Beeinflussung der Digitalisierung**

und den damit einhergehenden **Fliehkräften**

möchte diese Dissertation entgegenwirken, indem sie den **lokalen Bezug** – in Form von **Nachbarschaften** – ins Zentrum der Betrachtung stellt (Manzini, 2006, Dewey, [1927] 1954, Sennett, 2012).

Dieser bedeutsame **lokale Bezug** wird durch ein **vertrauensvolles,**

transparentes und persönliches Agieren gefestigt

und durch **globale Vernetzungsdimensionen**

(in Form von hybriden Werkzeugen) erweitert.

Durch die Werkzeuge soll der öffentliche Raum

zum Arendt'schen Tisch werden, zum **Ort des sichtbaren Diskurses.**

¹⁰⁸Die digitale Vernetzung hat nicht zum Auflösen von *Face-to-Face*-Beziehungen geführt, da sie die bestehenden Beziehungen eher durch den ständigen digitalen Kontakt verstärkt hat.

2.5 Soziale und digitale Spaltung

»[T]he term ›community‹ also remains a contested and expansive concept. There has been too much emphasis on only certain parts of the city, and certain city dwellers as having value. Power relations infuse processes of public involvement, and the challenges of empowerment for marginalized citizens remain only partially addressed.« Beebeejaun, 2016, S.10

Die Digitalisierung durchzieht zunehmend unseren Alltag. Dieses Ineinandewirken zwischen dem digitalen und physischen Raum nennt Castells (2008) die »Kultur der realen Virtualität«, welches viele Vor- und Nachteile mit sich bringt. Neue Wege der dezentralen Kommunikation, neuartige und skalierbare Teilhabeformate, örtliche und zeitliche Unabhängigkeit in Arbeits- und Lebenswelten, sind nur einige der Vorteile. Fehlende Datenkontrolle, die Zusammenführung unserer Daten (»Big Data«) seitens gewinnorientierter Unternehmen oder Institutionen, der zensierte oder gefilterte Zugang zu Informationen des Internets,¹⁰⁹ sind nur einige der Nachteile. Aber gleich ob staatlich zensiert oder durch Algorithmen und Filtermechanismen beeinflusst, eines der grundlegendsten Probleme der fortschreitenden Digitalisierung ist, dass bestimmte Bevölkerungsschichten nicht einmal über einen Zugang zu digitalen Informationen verfügen. Dieses Phänomen wird »digitale Spaltung« oder »Ungleichheit« (*digital divide, digital inequality*) genannt. Der Begriff tauchte ab den 1990er Jahren in verschiedenen Diskussionen und Präsentationen auf und wird seitdem beforscht, ausdifferenziert und konkretisiert. Nach der OECD (2001, S.5) beschreibt die »digitale Ungleichheit« einen »Spalt zwischen Individuen, Haushalten, Geschäften und geografischen Gebieten aus unterschiedlichen sozio-ökonomischen Schichten hinsichtlich ihrer Möglichkeiten des Zugangs zu Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) und Internetnutzung«. Aus Sicht der Netzwerktheorie beschrieb Castells 2004, dass sich die durch die Digitalisierung beeinflussten Gesellschaftsformen durch Inklusion und Exklusi-

¹⁰⁹Filtermechanismen führen dazu, dass ähnliche Inhalte, sowie gleichgesinnte Nutzerinnen und Nutzer, zusammengeführt werden, wodurch wiederum zunehmend Homogenisierungsprozesse angestoßen werden. Diese Prozesse gilt es im virtuellen als auch urbanen Raum aufzulösen.

on (von Informationen) kennzeichnen lassen (Castells, 2004b, S.528).¹¹⁰ Nach Kruger (2004, S.321) sind vor allem ärmere, ältere und ungelernete Akteure von diesem Ausschluss betroffen,¹¹¹ was auch die D21-Studie (2015) über die Gesamtbevölkerung Deutschlands bestätigt.¹¹² Dieser digitale Ausschluss betrifft nicht nur den Zugang zu nützlichen Alltagsinformationen, sondern auch zu Arbeitsstellen, Miet- oder Weiterbildungsangeboten. Auch die Möglichkeit der Beteiligung und des Mitdiskutierens bleibt dadurch aus.¹¹³

Die Mehrheit der Studien zeigen, dass diese digitale Ungleichheit nicht nur durch die zunehmende Digitalisierung zunimmt, sondern zusätzlich die soziale Spaltung verstärkt (vgl. Kruger, 2004, S.321, vgl. Schweitzer, 2016, S.5, D21-Studie, 2015, DIVSI-Studie, 2016), wodurch sich gesellschaftliche Spaltungstendenzen verhärteten.

Gerade was die Initiierung und Begleitung eines Zusammenschlusses in der Empirie dieser Dissertation angeht, sollte fortwährend reflektiert werden, ob alle möglichen Teilhabenden in den Prozess eingebunden wurden, um so den Tendenzen der sozialen, wie auch digitalen Exklusion entgegenzuwirken. Das Ziel dieser Dissertation ist es, durch offene Workshopformate und einer persönlichen Ansprache, eine niederschwellige Teilnahme von diversen interessierten Akteuren zu erzeugen, und dadurch »die Lücke zu verkleinern und Partizipation für solche zu ermöglichen, die aktuell abgehängt sind« (National Democratic Institute, 2016).

¹¹⁰So formuliert Castells (2004b, S.528) »Die Inklusion und Exklusion aus Netzwerken und die Architektur der Beziehungen zwischen Netzwerken, die durch Informationstechnologien in Lichtgeschwindigkeit in Gang gesetzt werden, konfigurieren die beherrschenden Prozesse und Funktionen in unseren Gesellschaften.«

¹¹¹Dieser verwehrte Zugang hat Kruger mit der Metapher »Access Denied« mit dem gleichnamigen Essay beschrieben. Zu diesem Thema habe ich mit meinem Kollegen Andreas Unteidig an der Köln International School of Design im Sommersemester 2016 einen Kurs durchgeführt.

¹¹²2015 zählten zu den »digital weniger Erreichten« 64% der Gesamtbevölkerung Deutschlands, welche aus Personen bestand mit niedrigem bis mittlerem Einkommen und Bildungsstand oder Nichtberufstätige, sowie ältere Menschen über 50.

¹¹³Eigene Publikation zu diesem Thema: »Digitale Spaltung und ihre Bedeutung für die Stadtentwicklung. Aus Sicht der Designforschung.«, S.11f., in: Schweitzer, 2016, BBSR

Essenz »Soziale und digitale Spaltung«

Die Lücke zwischen technologiefernen Akteuren und Möglichkeiten der Teilhabe soll verringert werden, indem digital-analoge Werkzeuge **einen spielerischen, niederschweligen Zugang** über den physischen zum virtuellen Raum eröffnen.

Durch die kurzfristige Interaktion sollen **technologieferne Akteure** an digitale Schnittstellen herangeführt werden und so bemerken, dass eine (informelle, flexible) Teilhabe an lokalen Angelegenheiten durch digitale Schnittstellen, **passfähig mit ihren Bedarfen** sind.

2.6 Konklusion der theoretischen Perspektiven

Das Einnehmen von unterschiedlichen theoretischen Betrachtungsweisen auf das spezifische Thema »Werkzeuge zur sozialen und politischen Partizipation von Nachbarschaften« soll nun als Basis der Überprüfung für die empirischen Fallbeispiele dienen.

Essenz »Flexible Zusammenschlüsse«

In dieser Dissertation sollen **posttraditionale** (Hitzler, 1998, Gorz, 1997) **Vergemeinschaftungen** (Simmel, [1908] 1968, Weber, 1922), **Öffentlichkeiten** (Dewey, [1927] 1954) oder **Kollektive** (Latour, 2005) untersucht werden, die auf eine **heterogene** (Sennett, 2012) und **plurale** (Arendt, 1970, Mouffe) Zusammensetzung achten. Es sollen **Individualisierungstendenzen** (Rosa u. a., 2010, Wellman, 2001) betrachtet werden, indem **flexible** Zusammenschlüsse mobilisiert und begleitet werden.

Gleichzeitig soll aber auch den **Fliehkräften** entgegengewirkt werden, indem ein **zuverlässiger** Zusammenschluss durch einen persönlichen Dialog (Dewey, [1927] 1954) initiiert wird.

Essenz »Objekte als materielles Engagement & Diskursinitiator«

Die Werkzeuge sollen eine **heterogene Kooperation** initiieren (Sennett, 2012) und **Wissen generieren** (Rheinberger, 1992, Knorr Cetina, 1998).

Durch die **physische Manifestation** soll sie zum **Engagement motivieren** (Foth u. a., 2011) und **neuartige Möglichkeiten der Partizipation** veranschaulichen (Marres, 2012).

Durch die **Materialisierung** (Ehn, 2008, Binder u. a., 2011) werden **Angelegenheiten greifbar** gemacht und **Aufmerksamkeit generiert**.

Durch die **Mehrdeutigkeit** (Sennett, 2008) und **Modularität** (Huybrechts, 2014) bieten die Werkzeuge unterschiedliche **Aneignungspraktiken** an.

Durch die **informelle Ästhetik** (Willinger, 2014) und den **Gebrauch von Alltagsmaterialien** sollen sie die Hemmschwelle der Nutzenden herabsetzen.

Durch die Sichtbarkeit der Objekte soll **Diskurs und Auseinandersetzung** (Latour und Weibel, 2005, Ehn, 2008, Star und Griesemer, 1989) entstehen, sowie **Angelegenheiten bearbeitbar** werden (Dewey, [1927] 1954, Latour und Weibel, 2005, Marres, 2005).

Auf lange Sicht sollen dadurch **demokratische Strukturen** gestärkt werden und eine **Vitalisierung des politischen Austauschs** entstehen (Dewey, [1927] 1954, Latour und Weibel, 2005).

Durch den Zugang zu den Werkzeugen (über Open-Source-Veröffentlichungen) sollen **Kompetenzen hergestellt**, eine **kritische Auseinandersetzung mit digitalen Technologien** und eine **Aneignung** derselben stattfinden.

Die Bürgerinnen und Bürger sollen somit »digital souverän« (Lepping und Palzkill, 2017) agieren können. Auf lange Sicht sollen dadurch »neue Formen der Bürgerschaft« (Foth u. a., 2011) entstehen.

Essenz »Teilhabemöglichkeiten von Bürgerinnen & Bürger«

In den Fallstudien sollen Möglichkeiten der **Bürgerpartizipation** (Arnstein, 1969) aufgezeigt und entwickelt werden, indem **Vertrauen** und **Transparenz** aufgebaut (Rosa u. a., 2010), das **idealisierte, romantisierte Bild** von Partizipation aufgebrochen (Miessen, 2012) und dem **zunehmenden Bedürfnis nach Mündigkeit und Verantwortung** begegnet (Orofino, 2014), wird.

Essenz »Renaissance des Lokalen«

Die Beeinflussung der **Digitalisierung** und den damit einhergehenden **Fliehkräften** möchte diese Dissertation entgegenwirken, indem sie den **lokalen Bezug** – in Form von **Nachbarschaften** – ins Zentrum der Betrachtung stellt (Manzini, 2006, Dewey, [1927] 1954, Sennett, 2012).

Dieser bedeutsame **lokale Bezug** wird durch ein **vertrauensvolles, transparentes und persönliches Agieren** gefestigt und durch **globale Vernetzungsdimensionen** (in Form von hybriden Werkzeugen) erweitert.

Durch die Werkzeuge soll der öffentliche Raum zum Arendt'schen Tisch werden, zum **Ort des sichtbaren Diskurses**.

Essenz »Soziale & digitale Spaltung«

Die Lücke zwischen technologiefernen Akteuren und Möglichkeiten der Teilhabe soll verringert werden, indem digital-analoge Werkzeuge **einen spielerischen, niederschweligen Zugang** über den physischen zum virtuellen Raum eröffnen.

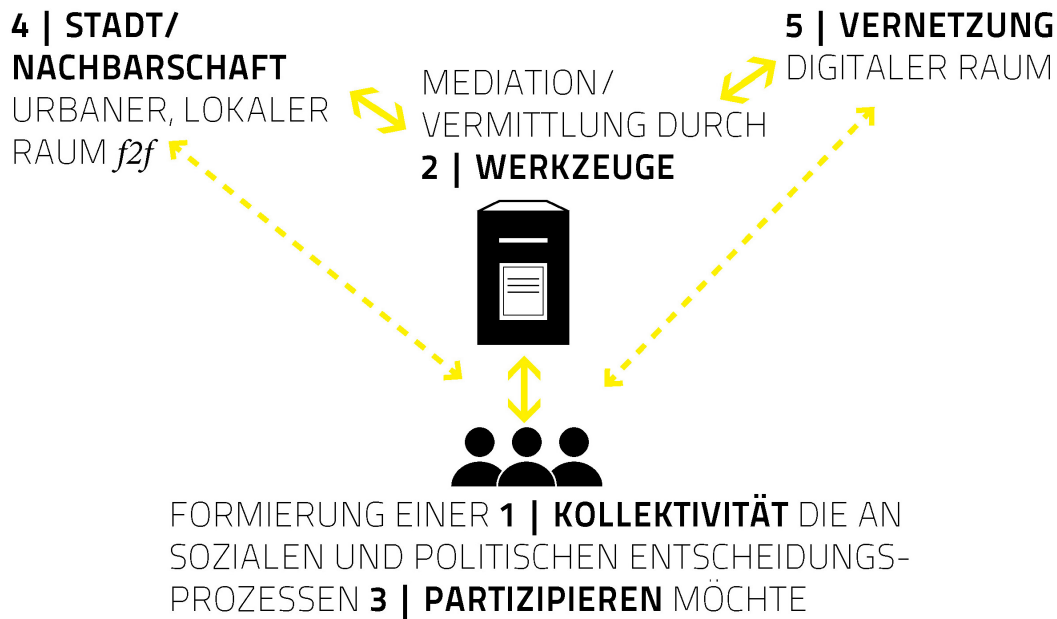


Abbildung 2.11: Kontext der Dissertation

Durch die kurzfristige Interaktion sollen **technologieferne Akteure** an digitale Schnittstellen herangeführt werden und so bemerken, dass eine **informelle, flexible Teilhabe** an lokalen Angelegenheiten durch digitale Schnittstellen, **passfähig mit ihren Bedarfen** sind.

»Knowledge Gap«

Zu den bereits etablierten formellen Formen der Partizipation, sollen **informelle Formen** hinzukommen, die das gesamte Teilhabesystem aus Perspektive der Bürgerschaft ergänzen werden. Dadurch soll dem Bedürfnis der Bürgerinnen und Bürger nach mehr **Mitbestimmung** entgegengekommen werden.

Die entstandenen Ideen und Aktivitäten sollen zum einen für Kommunen, Städte und Institutionen als **Ideengeber** dienen, zum anderen als **Inspiration und Vorlage für Gesetzesänderungen** für Verwaltungen und Regierungen.

Es soll eine **Verstetigung der Bottom-Up-Aktivitäten** (vgl. *Design Activism*, s. S.20) als auch eine **vergrößerte und stetige Einflussnahme auf politische Strukturen** erreicht werden (vgl. *Design for Democracy*, Manzini & Margolin, s. S.21).

Kapitel 3

Nachbarschaft im Wandel: Die Empirie

3.1 Fallstudien

Im Rahmen der Dissertation werden zwei Fallstudien (s. Abb. 3.1) in lokalen Nachbarschaften in Berlin durchgeführt. In einer empirischen Untersuchung geht es darum, Gruppen von Akteuren im Prozess der Vergemeinschaftung im Sinne einer aktiven Nachbarschaft zu begleiten. Durch kurzfristige und spielerische Möglichkeiten der Teilhabe sollen auf lange Sicht auch bisher nicht aktive Nachbarinnen und Nachbarn motiviert werden, sich für die eigene Umgebung zu interessieren und engagieren. Ihre Stimme soll Gewicht finden und Einfluss auf Entscheidungsprozesse nehmen. Auf diese Art und Weise sollen zivilgesellschaftliche Strukturen gestärkt und die jeweilige Nachbarschaft gemäß den Wünschen ihrer Bewohnerschaft verändert werden. Diese Zielsetzungen sollen vor allem anhand unterschiedlich gestalteter Werkzeuge adressiert und auf diese Art und Weise beforscht werden.

Die beiden Fallstudien sind zeitlich hintereinander geschaltet. Dadurch dient die erste Fallstudie dazu Begrifflichkeiten abzustecken, einen ko-kreativen Prozesses auf Augenhöhe zu durchlaufen, sowie niederschwellige Methoden auszutesten. Die zweite Fallstudie soll diese Erkenntnisse noch einmal vertiefen und Ergebnisse der ersten Fallstudie veri- oder falsifizieren.

Lokaler Kontext: Berlin

Was macht Berlin als Kontext beider Fallstudien so besonders? Fest steht: Berlin ist eine politisch relevante Stadt. Durch ihre geschichtlichen Phasen, wie die Besetzung der Alliierten (1945-1949), die Spaltung der Stadt (1948-1949) sowie den Mauerbau (1959-1961), haben die Bürgerinnen und Bürger der Stadt erlebt, wie schnell das gemeinsame Miteinander der Stadt zerbrechen kann.

Berlin ist aber nicht nur aufgrund der Historie ein besonderer Ort, sondern auch, weil es im Vergleich zu anderen europäischen oder internationalen Metropolen noch Freiflächen und Umnutzungsmöglichkeiten bietet (vgl. Sassen, 2015). Jedoch nahmen in den letzten Jahren die finanziellen Interessen vor allem von ökonomischen Akteuren, wie Investoren und Bauunternehmen, stetig zu (vgl. Herzog, 2015).¹ Dadurch wird der Möglichkeitsraum für Menschen, die in der Stadt leben, immer kleiner, umkämpfter und kostspieliger. Auch wenn der Berliner Senat noch nicht sehr partizipationserfahren scheint, fordern immer mehr Bürgerinnen und Bürger an den Entscheidungen teilzunehmen, oder wehren sich gegen pseudopartizipatorische Verfahren (vgl. Miessen, 2011, S.14), indem sie bestehende, politische Instrumente, wie Bürgerentscheide, dazu verwenden, Entscheidungen des Senats zu blockieren, wie es 2011 beim Volksentscheid über das Tempelhofer Feld der Fall war.² Die aktuelle Berliner Regierung reagierte darauf, indem sie im Bereich Stadtentwicklung ein Partizipationsverfahren eröffnete. Im *Stadtforum Berlin*³ soll herausgefün-

¹So wurden laut Herzog (2015) »seit 2001 [...] 16 Mio. Quadratkilometer öffentlichen Grundbesitzes verkauft.«

²Der Gesetzesentwurf der Bürgerinitiative »100% Tempelhofer Feld« wurde am 25. Mai 2014 von mehr als 64% der Wählerinnen und Wähler angenommen, wodurch die vom Senat geplante Bebauung (Neubauten der Landesbibliothek, Wohn- und Gewerbeimmobilien, noch der internationalen Gartenausstellung) abgelehnt wurde. Bürgerinnen und Bürger stimmten dem Gesetzesentwurf zu, nicht weil sie grundsätzlich gegen eine weitere Umnutzung der Fläche waren, sondern weil sie zu wenig in die Planung integriert waren (vgl. Deutschlandfunk, 2014).

³Das Format »Stadtforum Berlin«, von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin initiiert, gibt es bereits seit 1991, wurde aber in zeitlichen Abständen zu unterschiedlicher Intensität mit einem variierenden Grad der Partizipation (je nach adressierten und eingeladenen Akteuren) genutzt und bespielt. Zwischenzeitlich pausierte es auch. Das aktuelle Stadtforum wird gemeinsam mit dem Berliner Stadtentwicklungsbüro *Urban Catalyst* und dem Münsteraner *Büro frauns* konzipiert und durchge-



Abbildung 3.1: Lokale Verortung der beiden Nachbarschaften innerhalb Berlins

den werden, »wie die Stadtgesellschaft über Stadtentwicklung reden möchte und wie ›Gemeinsam-Stadt-machen‹ wirksam in der Berliner Planungs- und Beteiligungskultur verankert werden kann«. Die erste öffentliche Veranstaltung fand am 27. Juni 2017 in der Markthalle Neun im Berliner Bezirk Kreuzberg statt. Viele Initiativen haben sich eingebracht, andere haben parallel Gegenveranstaltungen organisiert, da sie sich von dem Partizipationsverfahren nicht adressiert fühlten.⁴

Ob die angekurbelten Prozesse wirklich positive Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten der Bürgerinnen und Bürger Berlins haben, bleibt abzuwarten. Für Sassen (2015) steht fest, dass Berlin immer noch ein Ort des Experimentierens ist, durch welchen sich ein »Kult des Selbermachens« etabliert hat.

führt (www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/stadtforum/de/beteiligen/index.shtml [zuletzt am 30.6.2017 gesichtet]) und ist ein sehr großflächig angelegtes Vorhaben, welches alle Berliner Initiativen adressieren möchte.

⁴Zusammenschlüsse, wie der »Bizim Kiez« oder die »Stadt von unten«-Initiative des Dragoner Areals, veranstalteten parallel das »Stadtforum von unten«.

Dabei spielt auch eine Rolle, dass sich die Sichtweise der Menschen verändert hat: »Menschen verstehen, dass nicht nur Geld und Reichtum zählt, sondern auch Teilhabe«. Für sie liegt die Lösung des Problems in der Fokussierung auf Nachbarschaften:

»Nachbarschaften müssen eine wichtigere Rolle in den Städten einnehmen. Noch konzentrieren wir uns auf das Zentrum der Stadt. Die Nachbarschaft sollte zum aktiven Teil der Stadt gemacht werden. Beispielsweise durch den Einsatz digitaler Open-Source-Technologien, wodurch für einkommensschwache Nachbarschaften ein soziales Back-Up-System entwickelt werden kann. Dadurch können einfache Familien, Firmen, Arbeiter und andere Individuen unterstützt werden.« Sassen, 2015

Da sich diese Dissertation ebenfalls auf Nachbarschaften und die mögliche Etablierung von »Back-Up-Systemen« fokussiert, wird im Folgenden die erste involvierte Nachbarschaft, die Fischerinsel, genauer betrachtet. Nach der Beschreibung und Auswertung dieser Fallstudie wird die zweite Nachbarschaft rund um den Mehringplatz, im Detail beleuchtet.

3.1.1 DDR-Geschichte trifft Technologieverdrossenheit.

Fallstudie 1: Die Fischerinsel-Nachbarschaft in Berlin-Mitte

Die Fischerinselnachbarschaft liegt im Berliner Bezirk Mitte am südlichen Ende der Spreeinsel, welche besonders durch das im Norden lokalisierte Museumsareal (»Museumsinsel«) Bekanntheit erlangte. Bis zum 15. Jahrhundert beherbergte die Nachbarschaft angesehene Fischer- und Schiffer-Familien, im 17. und 18. Jahrhundert siedelten sich zusätzlich niederländische und französische Handwerker an und seit Mitte des 19. Jahrhunderts – durch starke Überbauung und wachsende Industrialisierung – verkam die Nachbarschaft zu einem »Arme-Leute-Viertel« (Schwenk, 2002, S.56). Dieser starke Wandel setzte sich fort (Bauer, 2004, S.52), indem von 1967 bis 1972 das gesamte Viertel samt Straßennetz abgerissen wurde, und der Wiederaufbau nach »Leitbild der sozialistischen Stadt« (ebd., S.61) folgte. Nah an der innerdeutschen Grenze entstanden sechs Hochhäuser sowie flache Versorgungseinrichtungen (ebd., S.52),

die zum einen zur Repräsentation der DDR als starken, modernen Staat, zum anderen als Pilotprojekt für weitere Bauvorhaben (vgl. Berning und Braum, 2003, S.186) dienen sollten. In dieser zentralen Lage durften nur privilegierte, regimetreue Bürgerinnen und Bürger, wie Honneckers Tochter, wohnen. In der Kelleretage befanden sich Gemeinschaftsräume und sonntags fand ein gemeinsames Aufräumen des öffentlichen Raums, der sogenannte »Subbotnik«, statt. Neben dem Hochhauskomplex befand sich das gesellschaftliche Zentrum der Nachbarschaft, das Großrestaurant »Ahornblatt«, welches 1973 von Lehmann, Plaethe und Stingl entworfen und umgesetzt wurde. Obwohl es nach der Wiedervereinigung unter Denkmalschutz stand, wurde es 2000 verkauft und trotz Protesten kurz darauf abgerissen.

Heute gehören fünf der Hochhäuser der Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Mitte mbH (WBM), eines wurde privatisiert. Die nach außen gelegenen Erdgeschossflächen der Hochhäuser sind für den öffentlichen Gebrauch ausgelegt. Trotz der zentralen Lage sind nur wenige Ladenlokale vermietet, darunter ein Kiosk und mehrere Versicherungen. In der gesamten Nachbarschaft gibt es lediglich einen Supermarkt mit einer Bäckerei und einem Café. Obwohl einige Gebiete, wie der historische Hafen, autofrei gehalten sind und zum Spazieren einladen, fehlen bei Observationen verlassene Spielplätze und kaum genutzter öffentlicher Raum auf.

Fast die Hälfte der heute dort lebenden Bevölkerung (46%) ist über 55 Jahre alt (vgl. Amt für Statistik Berlin-Brandenburg, 2011).⁵ Jedoch ändert sich – aufgrund der allgemeinen Wohnungsknappheit und dem kontinuierlichen Anstieg der Mieten – die Bewohnerstruktur stetig. Gerade Studierende und junge Familien ziehen in die zentral gelegene Nachbarschaft. Diese Veränderung der Bewohnerstruktur verläuft nicht ohne Konflikte. Teile der alteingesessenen Bewohnerschaft beklagen die mangelnde Interaktion der Zugezogenen. Letztere mahnen wiederum die fehlende Offenheit und Flexibilität der Alteingesessenen an.

⁵Es gibt nur schwer zugängliche demografische Daten über die Fischerinselnachbarschaft, da sie offiziell zum Bezirk Mitte gezählt wird und so keine alleinstehenden Daten erhoben wurden oder diese nicht offengelegt sind.

3.1.2 Kollektive Themenidentifikation: Planung Fischerinsel

Das Modellprojekt »Neighborhood Labs«, welches 2011 bis 2016 von meinen Kollegen Florian Sametinger, Andreas Unteidig und mir, durchgeführt wurde, hatte das Ziel, die soziale wie auch digitale Vernetzung der Nachbarschaft voranzutreiben. Es sollten lokale Themen ausfindig gemacht und eine gemeinsame Bearbeitung angestoßen werden. Auf lange Sicht sollte dadurch »zivilgesellschaftliches Kapital« entstehen und damit die Nachbarschaft gestärkt und resilienter gegen äußere Einflüsse gemacht werden, indem der Alltag für die Anwohnerschaft nach und nach zufriedenstellender gestaltet wird.

Die Fallstudie war in einem selbstinitiierten Forschungsprojekt eingebettet, welches zeitweise über eine Förderung der EIT ICT Labs⁶ und Wettbewerbsgeldern, wie vom Lübecker Nachbarschaftspreis (s. S.148), unterstützt wurde.

3.1.3 Die Bankangelegenheit und der digitale Briefkasten: Durchführung Fischerinsel

Der erste Kontaktpunkt in der Fischerinselnachbarschaft war der »Senioren-Computer-Club Berlin-Mitte«, kurz SCC. In diesem Club wird das Wissen über den Computer und das Internet von einem Senioren zum nächsten weitergegeben (s. Abb.3.2). Die Initiative wurde 2009 unter dem Trägerverein »Kreativhaus e.V.«, einem theaterpädagogischen Zentrum und Mehrgenerationenhaus, gegründet und hat aktuell 55 Mitglieder, bei einem Frauenanteil von 65%. Der Verein weist eine Altersspanne von Anfang 60 bis Ende 80 auf, wodurch sich ein Durchschnittsalter von 72,8 Jahren ergibt.

Nach anfänglichen Einzelinterviews⁷ wurde deutlich, dass in dieser Initiative durch das Teilen von Computerwissen ein starker Zusammenhalt entstanden ist, welcher die reine Vereinstätigkeit bei Weitem übersteigt: die gemeinsamen Aktivitäten reichen von Wochenendausflügen bis zur Hilfestellung im Krankheitsfall.

⁶www.eitdigital.eu [zuletzt gesichtet am 19.8.2017]

⁷Die Einzelinterviews wurden am 19.7.2011 in den Räumlichkeiten des SCCs durchgeführt. Es wurde nach der Motivation, der Einstellung gegenüber Technologie, dem Tätigkeitsumfang innerhalb des Vereins sowie der Vereinsstruktur gefragt. Das Interviewskript befindet sich im Anhang auf S.236.



Abbildung 3.2: Erster Kontaktpunkt: Senioren-Computer-Club Berlin-Mitte

Im Gegensatz dazu stand die gesammelte Erfahrung in der Nachbarschaft selbst. In Ad-hoc-Gesprächen im öffentlichen Raum wurde häufig ein fehlender Zusammenhalt zwischen neuzugezogenen und alteingesessenen, zwischen technologienahen und technologiefernen als auch zwischen aktiven und nicht-aktiven Nachbarinnen und Nachbarn geäußert. Oft wurde die »frühere« Nachbarschaft als positiver Referenzpunkt angeführt, in der die Nachbarschaft noch mit Leben erfüllt war und es einen Zusammenhalt gab. Ein mehrfach genannter Referenzpunkt waren dabei die eigenen Kinder, durch welche das Kennenlernen der benachbarten Eltern auf den Spielplätzen, in den Schulen oder bei der Freizeitbeschäftigung »ganz nebenbei« stattfand. Diese Beschreibungen wurden durch die von uns durchgeführten Observationen des öffentlichen Raums bestätigt, in denen die sonst belebten Orte in Nachbarschaften, wie Spielplätze, auf der Fischerinsel verlassen wirkten. Diese Kommunikationsbarrieren, Differenzen der vorhandenen Bewohnergruppen sowie Herausforderungen des öffentlichen Raums sollten durch das Projekt adressiert werden.

Um diesen ersten Eindruck mit weiteren lokalen Akteuren abzugleichen und zu vertiefen, initiierten wir von Juli bis November 2011 ein monatliches Treffen. Die naheliegendste Möglichkeit war es, dieses Treffen in den Räumlichkeiten des Senioren-Computer-Clubs stattfinden zu lassen.⁸

Nach einigen Monaten bemerkten wir jedoch, dass die offen ausgesprochenen Einladungen nur bereits aktive Mitglieder des Clubs ansprachen. Um das Thema der Vernetzung jedoch in die komplette Nachbarschaft zu übertragen, verlegten wir die monatlichen Treffen in die Räumlichkeiten des Kreativhauses, welches von verschiedenen Freizeitgruppen genutzt sowie von individuellen Akteuren für das kostengünstige Essen im integrierten Café Coco aufgesucht wurde. Durch die räumliche Umorientierung sollte die Unabhängigkeit unseres Vorhabens verdeutlicht und ebenfalls kommuniziert werden, dass es sich um einen flexiblen Zusammenschluss auf Zeit handelt, der auf diese Art und Weise nicht nur die individuellen, unabhängigen und jungen, sondern auch die technologiefernen sowie -ablehnenden Anwohnerinnen und Anwohner ansprechen sollte.

1. Kreidewand

Um unsere Aktivität in der Nachbarschaft bekannt zu machen, führten wir mehrere öffentliche Interventionen durch. So auch das Aufstellen einer Kreidewand (s. Abb. 3.3), welche dabei helfen sollte, die bestehende Kommunikationsstruktur zu analysieren. Es wurde abgefragt, welches Wissen an die Nachbarschaft weitergegeben und welches selbst angeeignet werden möchte, indem die Antworten auf eine Kreidewand geschrieben werden konnten.⁹

Die Wand wurde kaum in ihrem beabsichtigten Zweck – die Antworten zu den jeweiligen Fragestellungen zu sammeln – verwendet. Jedoch half sie bei den lokalen Akteuren Neugier zu wecken und Interesse für das Projekt zu

⁸In den ersten Treffen wurden Analysen der Problemlagen und des Kommunikationsverhaltens der Nachbarschaft durchgeführt.

⁹Auf der einen Seite der Wand war der Halbsatz »Darüber weiß ich gut Bescheid« und auf der anderen Seite »Darüber würde ich gern mehr wissen« zu lesen. Die Wand wurde im öffentlich zugänglichen Außenbereich des Kreativhauses aufgestellt.



Abbildung 3.3: Interventionen mit Kreidetafel und Sticker

erzeugen. Dadurch kamen wir mit vielen unterschiedlichen Nachbarinnen und Nachbarn ins Gespräch. Der Grundtenor der Gespräche ähnelte den vorherigen Aussagen zu den Diskrepanzen der unterschiedlichen Nachbarschaftsgruppen und Interessen. Hinzu kam die Thematik der steigenden Mieten.¹⁰

Bei der zweiten Aktion¹¹ wurde das Aufstellen der Kreidewand mit postkartengroßen Stickern erweitert, die ähnliche Fragestellungen zur subjektiven Wahrnehmung der Nachbarschaft, abfragten.¹² Da die Sticker im persönlichen, geschützten Raum ausgefüllt werden konnten, funktionierten sie besser, als die von allen Seiten einsehbare Kreidewand. Der Begriff »Nachbarschaft« wurde mit »Zusammenhalt« und »Zusammengehörigkeit« assoziiert, aber auch mit einem »gefühlten Verlust von Nachbarschaft«. Zudem wurde die hektische Grundstimmung, als auch die Intoleranz gegenüber Lautstärke, als störende Faktoren in der Nachbarschaft beschrieben.¹³

¹⁰Den genauen Wortlaut der Antworten finden Sie im Anhang auf S.235.

¹¹Bei dieser Aktion hat der studentische Mitarbeiter Max Schächl das Forscherteam unterstützt.

¹²Die Phrasen der Sticker waren: »Nachbarschaft ist...«, »Der Fischerkiez ist...«, »Mich stört...«, »...ist mir wichtig.« und »Meine Frage:...«.

¹³Der Wortlaut aller Antworten befindet sich im Anhang auf S.235.



Abbildung 3.4: Auftaktworkshop mit Materialkarten und geografischem Mapping

2. Auftaktworkshop mit kollektivem, geografischem Mapping

Nach diesen Aktionen sollte ein intensiv beworbener Workshop¹⁴ unterschiedliche Akteure der Nachbarschaft zusammenbringen und zum Austausch anhalten. Um auf das Treffen hinzuweisen, wurden alle zur Verfügung stehenden Kommunikationskanäle der Nachbarschaft genutzt.¹⁵ Der Workshop sollte vor allem bewirken, dass sich – losgelöst von Mitgliedschaften in Initiativen oder politischen Zugehörigkeiten – ein »neutraler« Raum des Austauschs entsteht. Gleichzeitig sollten die teilnehmenden Akteure von dem Projektziel der »Vernetzten Nachbarschaft« überzeugt werden, damit sie im Nachhinein als Multiplikatoren¹⁶ agieren würden.

¹⁴Bei diesem Workshop hat die stud. Mitarbeiterin Veronika Aumann und der stud. Mitarbeiter Max Schäth wichtige Gesprächsinhalte notiert und den Workshopverlauf fotografisch festgehalten.

¹⁵Es wurde über die persönliche Ansprache in der Nachbarschaft, über die Websites des Kreativhauses und des SCCs, über E-Mail sowie über das Verteilen und Auslegen eines Flyers, eingeladen.

¹⁶Als Multiplikatoren würden sie agieren, indem sie in ihrem Bekanntenkreis von der Initiative berichten und dadurch neue Interessenten gewonnen werden könnten.

Zwanzig Interessierte sind der Einladung gefolgt. Ein Drittel der Teilnehmenden waren Mitglieder des SCCs, ein weiteres Drittel mit dem Kreativhaus assoziierte Personen und das letzte Drittel machten individuelle Anwohnerinnen und Anwohner der Fischerinselnachbarschaft aus.

Durch die Diskussionen rund um die Materialkarten und das geografische Mapping, wurde deutlich, dass die Anwohnerschaft und Interessierten ein zwiespältiges Verhältnis zur Nachbarschaft aufweisen. Auf der einen Seite schilderten sie eine tiefe Verbundenheit zur Nachbarschaft, was auf Orte, wie den historischen Hafen oder dem Kreativhaus, zurückzuführen war. Auf der anderen Seite beschrieben sie ein Unwohlsein in der Nachbarschaft, was sich vor allem auf die Verwahrlosung der öffentlichen Plätze, leerstehende Ladenlokale oder uneinsehbare Fußgängerwege bezog. Zudem äußerten sie eine zunehmende Rauheit des Miteinanders, sowie immer anonym werdende Strukturen. Durch das Wegbrechen von gemeinsamen Begegnungsorten, wie das Ahornblatt oder das Restaurant »Zum Fischerkietz«, verstärkte sich dieser Zustand stetig.¹⁷

3. Die Bankangelegenheit

In den darauffolgenden, im Kreativhaus stattfindenden Treffen sollte die Analyse des bestehenden Kommunikationsgefüges, als auch die Identifikation lokaler Angelegenheiten weiter vertieft werden.¹⁸

Da *eine* lokale Angelegenheit bei der Mehrheit der lokalen Akteure als eine der dringendsten Problemlagen der Nachbarschaft angesehen wurde, fand eine direkte Fokussierung statt: die fehlenden sowie missplatzierten Sitzmöglichkeiten des öffentlichen Raums der Fischerinsel.¹⁹ Ziel war es alte Bänke zu restaurieren, als auch neue Bänke an häufig frequentierten Orten aufzustellen, um öffentliche Plätze wieder einladend zu gestalten. Was den Anschein erweckt,

¹⁷Außerdem war dort befindliches Mobiliar, wie eine Sitzgelegenheit am Ufer, so heruntergekommen, dass es nicht mehr nutzbar ist. Die Essenz der Diskussionen wurde in einem weiteren Mapping (s. Abb. 3.5) festgehalten.

¹⁸Insgesamt haben im Kreativhaus von November 2011 bis Juli 2013 mit einigen Unterbrechungen Treffen stattgefunden.

¹⁹In dieser Phase begleitete die studentische Mitarbeiterin Anke Riemer das Forschungsprojekt.

eine eher nebensächliche Angelegenheit zu sein, kann älteren, laufeingeschränkten Anwohnerinnen und Anwohnern den Alltag enorm beeinträchtigen und so ihre Selbstständigkeit nehmen.

In der darauffolgenden Phase wurden Zuständigkeiten geklärt. So übernahmen die aktiven Mitglieder, Günter Voß, die Recherche der rechtlichen Voraussetzungen und Lore Unger die Kontaktaufnahme zur WBM. Eine zusätzliche Ortsbegehung (s. Abb. 3.6 #2) hat zur Identifikation der wichtigsten und meist frequentiertesten Orte und Wege geführt, welche wiederum in einem Mapping festgehalten wurden (s. Abb. 3.6 #3). **Durch das Mapping sollte die Position der lokalen Akteure in Verhandlungssituationen gestärkt und dabei unterstützt werden, ihre Argumente klar darzulegen.**²⁰

Nach vielen Telefonaten und Treffen, sowie der Identifikation von Ansprechpartnern, hat ein aktiver Prozess der Veränderung begonnen. Die ersten Bänke im Rosengarten, einem öffentlichen Rondell vor den Räumlichkeiten des Senioren-Computer-Clubs, wurden von der WBM und dem Straßen- und Grünflächenamt Mitte²¹ restauriert, sowie Mülleimer aufgestellt (s. Abb. 3.6 #4). Günter Voß organisierte daraufhin Reinigungs- und Begrünungsaktionen des Platzes (s. Abb. 3.6 #4),²² worauf ein Sommerfest vor Ort folgte (s. Abb. 3.6 #5 & #6). Zusätzlich wurden vom Straßen- und Grünflächenamt neue Bänke am verkehrsberuhigten Ufer der Nachbarschaft aufgestellt (s. Abb. 3.6 #7).

Durch den neu belebten Platz, als auch dem Aufstellen von zusätzlichen Sitzmöglichkeiten, hat eine sichtbare Veränderung im öffentlichen Raum der Nachbarschaft stattgefunden.

²⁰Die mit »gelb« markierten Stellen sind bereits Interpretationen, die in der Auswertung auf S.131 weiter ausgeführt werden.

²¹berlin.de/ba-mitte/politik-und-verwaltung/aemter/strassen-und-gruenflaechenamt [zuletzt gesichtet am 11.10.2017]

²²Alle Reinigungsgeräte wurden über die Berliner Stadtreinigungsbetriebe (BSR) innerhalb der »(K)Ehrenbürgeraktion« zur Verfügung gestellt; Artikel: kehrenbuerger.de/1028.php (16.Juli 2013) [zuletzt gesichtet am 1.10.2017] & qiez.de/mitte/kultur-events/qiez-leserreporter-es-hat-sich-gelohnt-neue-kehrenbuerger-auf-der-fischerinsel/47725306 (18. Juli 2013)



Abbildung 3.6: Prozess der Bearbeitung einer lokalen Angelegenheit: die Sitzgelegenheiten im öffentlichen Raum der Fischerinsel

4. Neuartige Vernetzungsmöglichkeiten für die Nachbarschaft

Neben den lokalen Angelegenheiten, sollten nun auch neuartige Vernetzungsmöglichkeiten der Nachbarschaft adressiert werden. In den dazu abgehaltenen monatlichen Treffen wurden die bestehenden Kommunikationskanäle der Nachbarschaft analysiert und besprochen. Einig waren sich die lokalen Akteure über die Reizüberflutung gedruckter Medien, wie Flyer oder Zeitungsbeilagen in der Nachbarschaft. Uneinig waren sie sich – aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialisation – über die Konnotation von Sound, weil dieser von manchen Mitgliedern mit öffentlichen Lautsprecherdurchsagen assoziiert wurde, welche wiederum in der DDR für staatliche Anordnungen verwendet wurden.

Digitale Plattform

Eine der ersten Ideen zur Vernetzung der Nachbarschaft war es, einen niederschweligen digitalen Zugang zu schaffen, der das gesammelte Wissen nicht nur lokal, sondern auch global zugänglich macht. Auf einer dafür gestalteten digitalen Plattform (s. Abb. 3.7) sollten Initiativen mit ähnlichen Themen und Problemlagen miteinander vernetzt und dadurch *glokalisiertes* Wissen (vgl. Wellman, 2002, S.15, s. S.93) leichter zugänglich gemacht und ausgebaut werden. Die Initiativen sollten voneinander lernen und die Erfahrung machen, dass lokale Problemlagen, wie auch lokales Erfahrungswissen, sich oft ähneln – auch wenn sie sich in unterschiedlichen kulturellen Kontexten befinden. Durch gegenseitige Hilfestellung und Zurverfügungstellung des Wissens sollten lokale Initiativen Probleme schneller bewältigen können und dadurch die Möglichkeit des Scheiterns verringert werden.²³

²³Diese Funktionalität konnten erst aktuelle Nachbarschaftsplattformen wie *nebenan.de* und *vernetzte-nachbarn.de* herstellen, bevor viele Versuche der Etablierung solcher Plattformen scheiterten, so wie die digitale Austauschplattform der Enquete-Kommission der Bundesregierung (*enquetebeteiligung.de*) oder die Ideensammlungsplattform *Change by us* (s. Screenshot auf newyork.thecityatlas.org/change [zuletzt gesichtet am 22.8.2017]). Beide zuletzt genannten Plattformen konnten durch ihre rein digitale Beschaffenheit weder hohe Beteiligung, noch nennenswerte Effekte auf die Umgebung bzw. Politik vorweisen und wurden daher eingestellt. Erst in den letzten Jahren hat durch *nebenan.de* oder *vernetzte-nachbarn.de* wirklich eine Vernetzung von Nachbarschaften stattgefunden, da sie die lokalen Nachbarschaften mit den Vorzügen der digitalen Funktionen zusammengebracht haben (z. B. durch einen hohen Schutz der loka-

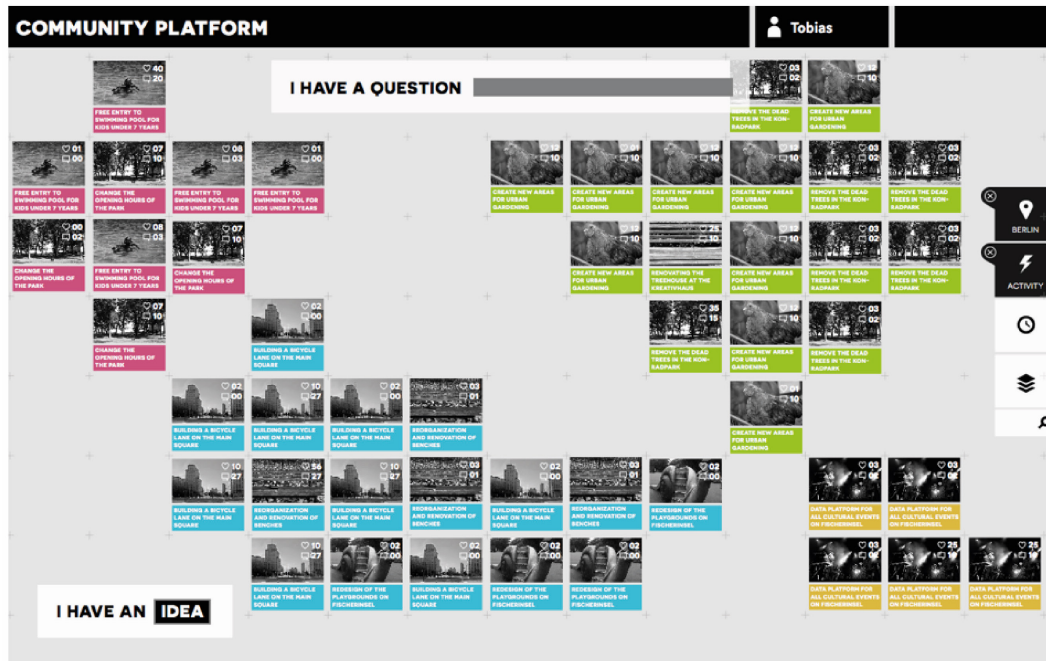


Abbildung 3.7: Digitale Plattform

Bei ersten Feedbacksessions mit den lokalen Akteuren war die Einschätzung sehr eindeutig: diese rein digitale Schnittstelle würde von der hiesigen Nachbarschaft nicht genutzt werden. Durch den hohen Anteil von älteren Bewohnerinnen und Bewohnern, wäre die Ablehnung gegenüber digitalen Schnittstellen groß.²⁴ Die involvierten Akteure befürchteten eine zunehmende »digitale Spaltung« (s. S.97), deren Verstärkung keineswegs in unserem Interesse lag.

Nach dieser Rückmeldung sollten andere Wege erarbeitet werden, die digitalen Vorzüge mit den physischen Qualitäten einer Nachbarschaft zu verbinden – um auf *diese* Art und Weise die *glokalisierte* Dimension des Wissensaustauschs (vgl. Wellman, 2002) zu vertiefen. Daraus entstand der Ansatz über »hybride«, also analog-digitale Schnittstellen, nachzudenken, die einen niederschweligen Zugang zu lokalen Diskursen mit digitalen Funktionsweisen anbieten sollten.

len und personenbezogenen Daten sowie die Verteilung von gedruckten Einladungen an jeden Haushalt versehen mit einem lokalspezifischen Passwort).

²⁴Diesen hohen Anteil der »Offliner« bestätigen auch aktuelle Studien, wie die DIVSI-Studie (2016) von 2016: 84 % der Offliner sind über 65 Jahre alt.



Abbildung 3.8: Prototypingssession mit einem Grußkarten-Soundmodul



Abbildung 3.9: Mögliche Szenarien des Soundprototyps skizziert von Anke Riemer

Soundmodulprototyping: Der sprechende Pappfisch

Um den Ansatz der analog-digitalen Schnittstellen den lokalen Akteuren näher zu bringen, wurde eine Prototyping-Session in einem der Treffen durchgeführt, in der neuartige Schnittstellen für die Nachbarschaft entworfen werden sollten. Dazu wurde ein Grußkartenmodul (s. Abb. 3.8) zur Verfügung gestellt, welches das zu entwickelnde Objekt mit einer Soundfunktion ausstattet. Jegliche Fundsachen des Kreativhauses, wie Pappe, Papier oder Stoffe, konnten zum Bau des Prototyps verwendet werden. Durch das Sound-Element sollten die teilnehmenden Akteure die Möglichkeit bekommen, Abstand zu den von ihnen bekannten Kommunikationswegen der Nachbarschaft herzustellen, alte Denkmuster fallenzulassen und stattdessen neue Ideen zu entwickeln.

In Tandems²⁵ wählten sie nicht nur Fundmaterialien aus dem Kreativhaus aus, sondern auch organische Materialien, wie Blätter oder Äste, aus den umliegenden Grünanlagen. Die entwickelten Konzepte reichten von einer »Informationsfahne« (s. Abb. 3.8 #4), welche die Passanten über ehrenamtliche Tätigkeiten in der Nachbarschaft in Kenntnis setzte, bis zu einer »digitalen Pinnwand« (s. Abb. 3.8 #2 & #3), die über aktuelle Angebote in der Nachbarschaft informierte. Ein weiterer Prototyp war ein analog-digitaler Fisch (s. Abb. 3.8 #5 & #6), der die Anwohnerschaft auf ungewöhnliche Weise zu ihrer Umgebung befragen sollte, welches wiederum Auslöser sein sollte über die eigene Rolle in der Nachbarschaft nachzudenken. Der Ton wurde auf Knopfdruck abgespielt, wodurch eine aufgesprochene Frage, wie »Was würden Sie gern in Ihrer Nachbarschaft verändern?« abgespielt wurde. Der Pappkorpus diente als Träger der handgeschriebenen Antworten. Am Ende des Workshops sollte die Idee mit dem meisten Potenzial ausgewählt werden, um sie mit der Gruppe weiterzuverfolgen. Die teilnehmenden Akteure wählten den »Soundfisch« aus. Um die möglichen Anwendungsbereiche zu konkretisieren, wurden von Anke Riemer, der damaligen studentischen Mitarbeiterin des Design Research Labs, Szenarien entwickelt, die die Weitergabe von einem Nachbarn zum nächsten innerhalb der Hochhäuser oder das zufällige Entdecken des Fisches im öffentlichen Raum, beispielsweise an einen Ast gebunden oder in einem Strauch gesteckt, konkretisierten (s. Abb. 3.9). Zudem wurde der erste Papierentwurf des Fisches durch einen stabileren Kartonprototyp ersetzt (s. Abb. 3.8 #7). Erste Tests des Soundfisches im öffentlichen Raum zeigten eine hohe Akzeptanz. Die befragten Nachbarinnen und Nachbarn zeigten sich offen und positiv gegenüber des Prototyps.

Bisher blieb es bei diesem Entwicklungsstadium, da der Prototyp in erster Linie als »Vorstellungsöffner« für die beteiligten Akteure dienen sollte und im Anschluss fortführende Konzepte für analog-digitale Schnittstellen entwickelt werden sollten.

²⁵Bärbel Frank und ein Interessent, Günter Voß und Karola Krause, sowie Lore Unger und Bogdan Przewdziaik haben an dem Treffen teilgenommen. Zudem hat die studentische Mitarbeiterin Anke Riemer das Forscherteam in dieser Projektphase unterstützt.



Abbildung 3.10: Infrastrukturmapping

Infrastruktur- und Kommunikationsmapping

Ein systemisches Mapping (s. Abb. 3.10) sollte die vorhandene, *sozio-materielle Infrastruktur* (vgl. Star, Ehn, s.S.14) der Nachbarschaft mit ihren sozialen, physischen, wie auch digitalen Elementen zu verstehen helfen.²⁶ Der Versuch die vorhandene Struktur der Nachbarschaft in Gänze abzubilden und auf diese Weise Zusammenhänge zu verdeutlichen, als auch fehlende Schnittstellen ausfindig zu machen, erbrachte eine Fülle an Erkenntnissen. Zudem half das Mapping das theoretische Konzept der sozio-materiellen Infrastrukturen den lokalen Akteuren verständlich zu machen, wie auch auf den spezifischen lokalen Kontext zu übertragen.

Die fehlenden Schnittstellen sollten nun durch neue Ideen befüllt werden, wofür eine Visualisierung (s. Abb. 3.11) angefertigt wurde, welche die bisherigen, physischen Kommunikationsschnittstellen der Nachbarschaft, wie

²⁶Dieses Mapping wurde von der studentischen Mitarbeiterin Anke Riemer umgesetzt.



Abbildung 3.12: Iterationsstufen des analog-digitalen Briefkastens

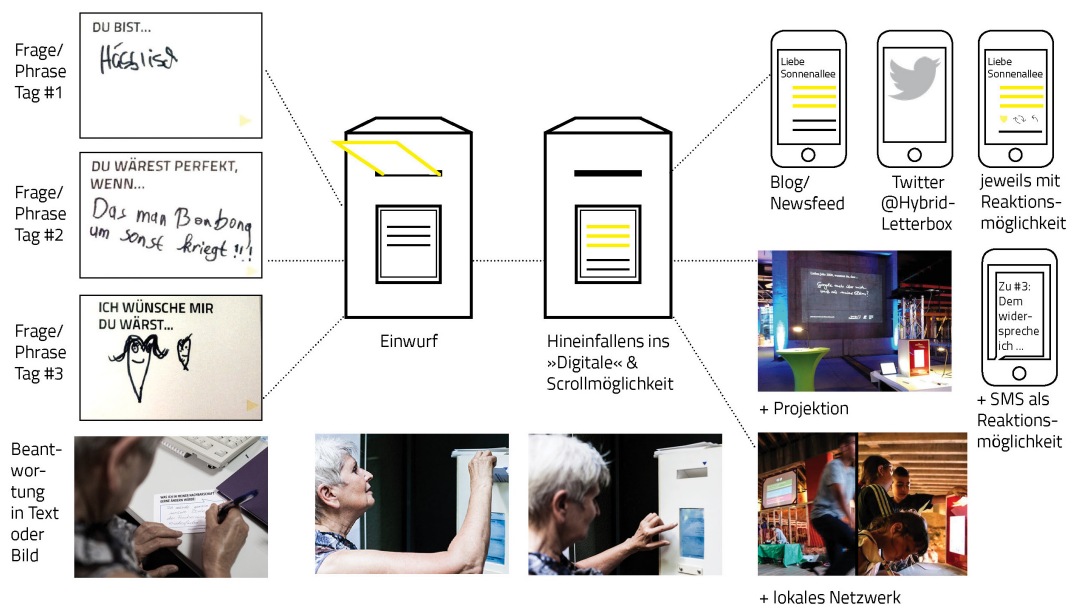


Abbildung 3.13: Interaktionsmuster der Hybrid Letterbox

Karte wird nun mit den zuvor eingeworfenen Karten in einer scrollbaren Liste angezeigt und kann kommentiert werden. Im selben Moment kann das Foto der Karte an weitere mit dem Internet verbundene digitale Schnittstellen, wie Twitter, Instagram oder den eigenen Blog, gesendet werden.

Die »Hybrid Letterbox« (s. Abb. 3.13) nutzt die bekannte Interaktion des Briefeinwurfs und ist so in der Lage die Lücke zwischen dem physischen und digitalen Raum zu überbrücken.²⁷ Dadurch ist es möglich ohne Vorwissen oder zusätzlichen digitalen Geräten Zugang zum digitalen Raum mitsamt Informationen zu erhalten. Zudem soll durch die positive Erfahrung mit dem Briefkasten die Hemmschwelle gegenüber digitalen Schnittstellen herabgesetzt werden. Durch solch eine Schnittstelle kann eine persönliche Angelegenheit effektiv gestreut und dadurch Mitstreitende gefunden werden.

Um dieses Konzept zu realisieren, folgte eine intensive Prototypingphase mit aufeinander folgenden iterativen Entwicklungsstufen. Die verschiedenen Prototypen wurden bei lokalen Events oder gemeinsamen Vorträgen eingesetzt, ge-

²⁷Dadurch stellt die »Hybrid Letterbox« eine Brückentechnologie dar, welche als Hilfsmittel für den Übergang dienen soll, bis alle lokalen Akteure mit digitalen Schnittstellen aufgewachsen sind und deren Nutzung grundlegend verstehen.

testet und dadurch weiterentwickelt.²⁸ Rückmeldungen, wie eine zu hohe Hängung, welche Kinder und Rollstuhlfahrende von der Beteiligung ausschließt, oder Interaktionsschwierigkeiten beim Karteneinwurf, flossen in den Entwicklungsprozess der Prototypen ein.

Eine Variante des digitalen Briefkastens sollte die Interaktion dahingehend ausbauen, dass keine zusätzlichen digitalen Geräte für den Zugang zu lokalen Informationen von Nöten sein sollten, indem ein Drucker in den Briefkasten integriert wurde (s. Abb. 3.12 #7). Auf diese Art und Weise fungierte der Briefkasten als Ein- und Ausgabemedium. Durch eine zugewiesene Nummer konnte jeder Einwurf mitsamt den darauf gegebenen Kommentaren auch im Nachhinein nachvollzogen werden. Da dieser Prototyp zusätzlich wetterbeständig und vandaliensicher gestaltet sein sollte, jedoch das dazugehörige, kostengünstige Display eine zu schlechte Handhabbarkeit aufwies, wurde von der Weiterentwicklung dieses Prototyps abgesehen.

5. Übergabe der Infrastruktur an die Nachbarschaft

Im Anschluss an diese Entwicklung sollten die lokalen Akteure die gemeinsam entwickelten Ergebnisse, wie den digitalen Briefkasten, sich zu eigen machen, adaptieren und für zukünftige lokale Angelegenheiten nutzen. Die »Design-after-project-time«-Phase (vgl. Ehn, 2009, S.59, s. S.15), welche auf eine langfristige Weiterführung und Selbstorganisation der lokalen Akteure abzielte, sollte nun eingeleitet werden. Vor Beginn dieser Phase sollte eine letzte große Aktion stattfinden, in der das Vorhaben des Projektes, die neu entwickelten Schnittstellen sowie weitere lokale Angelegenheiten vorgestellt werden sollten. Unser Ziel war es die hauptsächliche Verantwortung für die Aktion, also die komplette Organisation, wie das Einholen der Genehmigungen und die Bewerbung des Events, an die lokalen Akteure zu übergeben.

²⁸Die lokalen Events waren u.a. der Europäische Nachbarschaftstag oder das Fest der Nachbarn. Die gemeinsamen Vorträge waren u.a. bei der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. (BAGSO.de) in Bonn oder der Morgenwelt-Konferenz in Elmshorn, s. Heft »Visuelle Analyse«, S.34



Abbildung 3.14: Zeitlicher Ablauf der Fallstudie Fischerinsel

Um die *komplette* Anwohnerschaft anzutreffen, war durchweg *ein* Ort als vielversprechend identifiziert worden, nämlich der einzige lokale Supermarkt in der Nachbarschaft (s. Abb. 3.12 #6). Die Aktion²⁹ fand an einem Samstag von 10 bis 14 Uhr statt, um eine möglichst große Bandbreite an Anwohnerinnen und Anwohnern zu erreichen. Ein spezifisches Thema der Befragung war die Aktivierung der Nachbarschaft durch das Verhindern eines sich anbahnenden Großbauprojektes auf den noch vorhandenen Grünflächen der Nachbarschaft.³⁰ Die Aktion wurde durch Aushänge und einem Facebook-Event beworben. Die aktiven Mitglieder, darunter Günter Voß, Lore Unger und Regina Misslitz, teilten sich in Schichten ein und sprachen Passanten an. Gerade die Bekannten unter ihnen sollten überzeugt und motiviert werden sich dem Vorhaben anzuschließen. Es sind einige intensive Gespräche entstanden, die erhoffen ließen, dass eine Unterstützung auf Zeit bzw. eine weitere Teilnahme an Diskussionsrunden von den Gesprächspartnerinnen und -partnern in Erwägung gezogen werden würde.³¹ Entweder zu schlecht beworben, andere Parallelveranstaltungen oder schlicht zu wenig Interesse: es sind nur vereinzelt Anwohnerinnen und Anwohner zu der darauffolgenden Informationsveranstaltung erschienen, welches zum Ausfall des Treffens führte.

Seit dem Sommerfest 2016 befindet sich ein digitaler Briefkasten – zusammen mit einem ausgedruckten Tutorial und einem adaptierbaren PDF-Template für die Postkarten – in den Räumlichkeiten des SCCs. Der Briefkasten sollte bereits auf mehreren Events, z. B. beim »Tag des Ehrenamts« im Roten Rathaus, eingesetzt werden. Jedoch konnte die Anpassung und die Wartung ohne unser Zutun bisher nicht vorgenommen werden. Mögliche Gründe dafür werden im Kapitel »4. Werkzeuge, Infrastruktur und Transfer« (s. S.139) noch einmal im Detail beleuchtet.

²⁹Die Aktion fand am 19.3.2016 im Rahmen des EU-geförderten Projektes »CHEST« (Collective enHanced Environment for Social Tasks) statt und wurde hauptsächlich von meinem Kollegen Florian Sametinger betreut. CHEST »promote[s] the development of digital based innovations that have the potential to address key societal challenges. [...] [T]he CHEST project has invested up to 2.5 EUR million in seed finance for highly innovative digital based technologies, concepts and systems that address a specific societal challenge.«

³⁰Zudem sollte die Begrünung und Belegung der Nachbarschaft adressiert werden.

³¹Während der Gespräche wurde bereits das nächste Informationstreffen im Kreativhaus angekündigt, bei welchem die diskutierten Themen vertieft werden sollten.

3.1.4 Ein offener Prozess, ein Werkzeug & eine intensive inhaltliche Auseinandersetzung: Zwischenfazit Fischerinsel

Für die Auswertung der vorliegenden Fallstudie werden folgende Kategorien verwendet:

1. Kooperation
2. Methoden
3. Entscheidungsfindung, Rollenverteilung, Transparenz und Vertrauen
4. Offener Prozess, Flexibilität und Zielsetzung
5. Werkzeuge, Infrastruktur und Transfer
6. Skalierbarkeit
7. Wirkung und Veränderung (»Social Impact«)

Diese Kategorien werden ebenfalls bei der Auswertung und Reflexion der zweiten Fallstudie angewandt, wodurch eine Vergleichbarkeit der Erkenntnisse erreicht werden soll.

1. Kooperation

Struktur der Treffen

In der Fallstudie »Fischerinsel« haben die einmal im Monat stattfindenden Treffen für eine gewisse Struktur und stetigen Fortschritt gesorgt. Innerhalb der Treffen wurden wichtige Themen reflektiert, Feedback eingeholt und Zielsetzungen geklärt. Von jedem einzelnen Mitglied sind Kreativität, Zeit und Erfahrung in den Zusammenschluss eingebracht worden. Durch den intensiven Austausch haben sich nicht nur Beziehungen entwickelt,³² sondern auch eine gemeinsame Sprache,³³ wodurch die Zielsetzung nach und nach konkretisiert und zunehmend fassbarer – nach innen wie nach außen – kommuniziert werden konnte. Durch die intensive Zusammenarbeit ist Vertrauen entstanden, welches die Grundlage bot, zu widersprechen und Dissens nicht als Störfaktor wahrzunehmen (vgl. Huybrechts, 2014, S.292).³⁴

³²Durch die Beziehungen ist »soziales Kapital« entstanden.

³³Es haben sich Begriffe herauskristallisiert, die für alle Involvierten verständlich waren. In Abb. 4.5 werden zusätzliche Begriffe aus weiteren Forschungsvorhaben im Überblick gezeigt.

³⁴Huybrechts formuliert dies folgendermaßen: »the project will have to tolerate or even support conflict and discussion, thus shifting the traditional overemphasis on agreement and con-

Herausforderung: Enge Taktung durch monatlich angesetzte Treffen

Durch die Regelmäßigkeit der Treffen war der Prozess und so auch die Reflexion der Inhalte sehr eng getaktet. Auch bei Bedarf einer intensiveren Auseinandersetzung mit den Inhalten seitens der Forschenden konnte kaum zusätzliche Zeit eingeräumt werden, da die lokalen Akteure zunehmend auf die Regelmäßigkeit der Treffen bestanden.³⁵ In den späteren Prozessphasen sollten die Treffen auch ohne unsere Anwesenheit stattfinden, wozu es aufgrund unklarer Rollenverteilung in der Initiierungsphase (s. S.142) leider nicht kam.

Herausforderung: Neuzugänge bei den monatlichen Treffen

Eine Herausforderung innerhalb der partizipativen Kooperation waren Neuzugänge bei den monatlichen Treffen. Durch die Offenheit der Gruppierung, war es freigestellt und begrüßt, neue Interessenten zu den Treffen einzuladen. Um die Neuzugänge jedoch an der Diskussion teilhaben zu lassen, bedurfte es einer Einführung in das Projekt. Durch den offenen, experimentellen Ansatz war es kaum möglich, das Projekt samt Zielsetzung in einer kurzen Zeitspanne zu erklären. Die notwendige Zeit fehlte wiederum für das inhaltliche »Weiterkommen« des Treffens, was mitunter zu Demotivation der aktiven Mitglieder führte. Es kann festgehalten werden, dass in zukünftigen Projekten die Neuzugänge eine halbe Stunde früher in das Projekt eingeführt oder alle Neuzugänge zu einem Termin im Quartal eingeladen werden sollten.

Herausforderung: Ausschluss durch Terminfestlegung

Eine weitere Herausforderungen war der unbeabsichtigte Ausschluss von möglichen Interessierten durch die Terminfestlegung des regelmäßigen Treffens auf einen Montagnachmittag. Dadurch war es für Berufstätige oder junge Familien kaum möglich, den Termin wahrzunehmen. In nachfolgenden Projekten sollte

sensus«

³⁵Aus diesem Grund wurden manche Treffen auch zur gemeinsamen Reflexion verwendet, was zu einer Vermischung der Rollen (s. Abb. 5.10) führte.



Abbildung 3.15: Monatliche Treffen in der Fischerinselnachbarschaft

bestenfalls ein Termin in den frühen Abendstunden oder, falls möglich, am Wochenende angeboten werden.

Herausforderung: Mögliche Institutionalisierung

Nach der Analysephase stand die Überlegung an eine institutionalisierte Organisationsform, wie einen Verein, anzunehmen. Der Vorteil wäre mehr Selbstverpflichtung und Seriosität in der Wahrnehmung von außen – vor allem gegenüber des Trägervereins »Kreativhaus e.V.« – gewesen. Nachteile wären eine zeitaufwendige Administration, besonders durch die Vereinsgründung und dem Aufrechterhalten formaler Prozesse mit vielen bürokratischen Hürden, sowie eine Konkurrenzstellung zu den bereits etablierten Vereinen der Nachbarschaft, gewesen.

In dieser Phase hat ein Gruppeninterview³⁶ zur weiteren Reflexion verholfen. Vor allem von dem aktiven Mitglied Lore Unger wurden die Grenzen der Institutionalisierung aufgezeigt:

»Junge Leute – aber auch andere – sind nicht mehr bereit, sich in einem Verein fest zu binden, um sich zu engagieren. Weil sie sagen, ich geh' jetzt in diesen lokalen Verein, aber in drei Jahren lebe ich wieder woanders. Warum sollte ich dann erst in einem Verein Mitglied werden? Vereine haben bestimmt etwas für sich, sie bringen Leute zusammen, geben eine Möglichkeit sich zu engagieren, sich gegenseitig zu unterstützen, aber sie haben auch immer eine starre Struktur. Und die Zeit dieser starren Strukturen ist vorbei. Die Strukturen werden offener. Die Verzweigung wird größer. Man kann leichter rein und man möchte aber auch leichter wieder raus aus dieser Einheit, in der man sich zusammenfindet. [...] [E]s sind Einheiten von Menschen, die sich zusammenfinden irgendwas gemeinsam zu unternehmen. Aber dann haben sie auch Interesse, was anderes zu unternehmen. Da sind die, mit denen sie vorher zusammengearbeitet haben, vielleicht gar nicht die richtigen Leute. Wenn man sich in einer Idee zusammenfindet, heißt es nicht, dass man alle Interessen teilt; wir haben ja immer noch alle individuelle Interessen.«

³⁶Das Gesamtprotokoll befindet sich im Anhang s. S.247.

Hier sind die individualisierten Vernetzungstendenzen, die im Kapitel »2.1. Flexible Zusammenschlüsse« (s. S.52) beleuchtet wurden, von einem aktiven Mitglied der »Vernetzten Nachbarschaft« beschrieben worden. Nach jahrzehntelangen Tätigkeiten in mehreren Vereinen³⁷ ist sie zu dem Entschluss gekommen, dass es für kollektive Handlungen keine Institutionalisierung benötigt bzw. sich für bestimmte Themen formelle Strukturen weniger eignen. Für Individuen mit hohem Mobilitätsverhalten sieht sie formelle Strukturen sogar als Hindernis an. Der Vorteil der individualisierten Kollektivität ist für sie die transparente Zeiteinteilung, sowie das flexible Ein- und Austreten.

Aufgrund dessen wurde sich gegen eine Institutionalisierung entschieden, wodurch die Grundausrichtung des Projektes, sich für flexible, interessensbasierte und kurzfristige Formen der Kollektivität auszusprechen und diese empirisch zu erproben, noch einmal verstärkt wurde.

2. Methoden

Innerhalb der verschiedenen Workshopsituationen wurden die Komfortzonen der teilnehmenden Akteure überschritten und sich auf experimentelle Methoden eingelassen, obwohl die Zielsetzung vor allem in den Anfangsphasen der Fallstudie nicht immer klar artikulierbar war. Diese experimentellen Methoden wurden von uns je nach Zielsetzung und Prozessstadium entwickelt und durchgeführt.

In der ersten Phase des Projektes wurden vor allem analoge Methoden verwendet, wie geografische und infrastrukturelle Mappings zur Klärung des Kommunikationsgefüges (s. Abb. 3.16 #2 - #4) oder Materialkarten (s. Abb. 3.16 #1) zur subjektiven Beschreibung der Nachbarschaft. Nach dieser Phase wurden weiterhin analoge, anfassbare, alltagstaugliche Materialien verwendet, aber diese mit elektronischen Komponenten, wie einem Soundmodul aus Grußkarten (s. Abb. 3.16 #7 & #8), kombiniert. Im Anschluss wurden Explorationen mit

³⁷Vorsitzende im Verein Volkssolidarität und Mitglied im Senioren-Computer-Club



Abbildung 3.16: Experimentelle Methoden in der Fallstudie Fischerinsel

digitalen Methoden anhand von Open-Source-Apps, wie die De:Routing App,³⁸ durchgeführt (s. Abb. 3.16 #9 - #11).

3. Entscheidungsfindung, Rollenverteilung, Transparenz und Vertrauen

Durch die Anwendung eines partizipativen Designprozesses konnte viel Erfahrung und Wissen über soziale Strukturen und Dynamiken kollektiver Prozesse gesammelt werden. Gleichzeitig wurden aber auch die Grenzen der partizipatorischen Gestaltung erfahren. Gerade was die Entscheidungsfindung angeht, wurde bei flachen, horizontalen Hierarchien gestartet (s. Abb. 5.10), im Verlauf des Projektes musste aber Abstand davon genommen werden, da nicht zu jeder Zeit jegliche Entscheidungen mit der Gesamtheit der Involvierten getroffen werden konnten (s. Abb. 3.17).

Die Öffnung und zur Diskussionstellung von Entscheidungen ist sehr zeitintensiv. Zudem kann nicht bei allen Entscheidungen ein Konsens gefunden werden. Gerade bei Mehrheitsentscheidungen sollte die Motivation derjenigen, die das Ergebnis der Entscheidung ablehnen, zumindest grundlegend erhalten bleiben. Dieser Zeit- als auch Kommunikationsaufwand kann den Elan der teilnehmenden Akteure auf die Probe stellen und den Fortschritt des Prozesses verlangsamten bis aufhalten.

Vor allem bei den formgebenden und interaktionsspezifischen Entscheidungen, wurde der Zeitpunkt erreicht, an dem ein spürbarer Fortschritt notwendig war, um die Aktivitäten für alle Akteure zufriedenstellend fortzusetzen. Aus diesem Grund haben wir als Designforschende uns – mit allen lokalen Akteuren abgesprochen – aus dem gemeinsamen Prozess herausgezogen, um die formal-ästhetischen Entscheidungen bezüglich des zu entwickelnden Werkzeugs eigenständig zu treffen.

³⁸Die De:Routing App gibt dem Nutzenden eine bestimmte Route vor, um sie absichtlich von bekannten Pfaden abzuweichen. An Straßenecken werden Wahrnehmungsaufgaben gestellt, die fotografisch, beschreibend oder via semantische Skalen beantwortet werden können. Die App kann für fremde oder bekannte Areale verwendet werden, worauf eine unterschiedliche Reflexion folgen kann. Die App wurde von Lutz Reiter, basierend auf einem analogen Konzept von Michelle Christensen und Florian Conradi, programmiert.

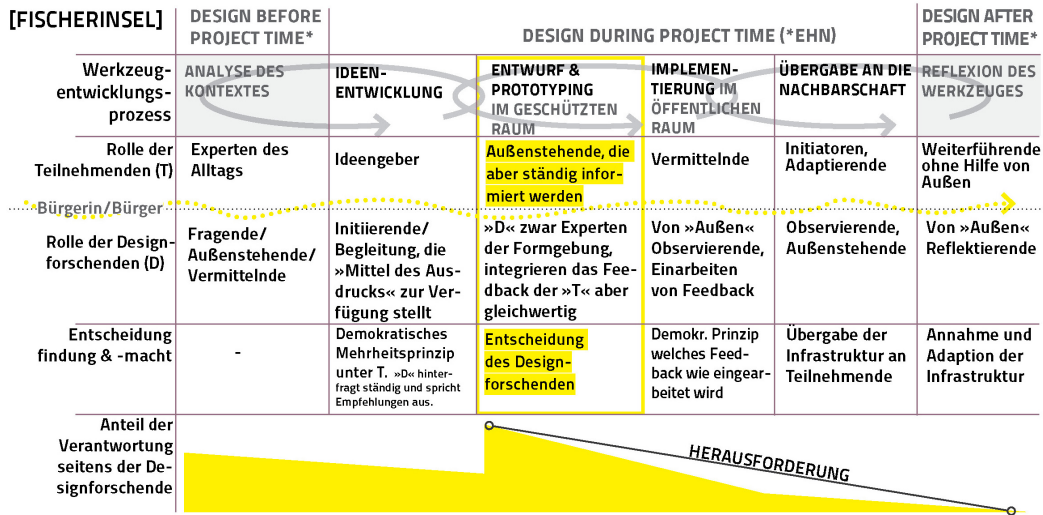


Abbildung 3.17: Rollen zwischen Gestaltenden und teilnehmenden Akteuren während des Werkzeugentwicklungsprozesses innerhalb der Fallstudie Fischerinsel

Die lokalspezifischen Entscheidungen wiederum wurden hauptsächlich von den ortsansässigen Akteuren getroffen, bei denen die Designforschenden lediglich beratend zur Seite standen. Auf diese Art und Weise veränderten sich die Entscheidungsbereiche und Zuständigkeiten innerhalb des Projektes – was eine ständige Informierung der anderen Seite voraussetzte (s. Abb. 3.17).

Rückblickend kann festgehalten werden, dass vor allem in der Entwicklungsphase der Werkzeuge sich die Rollen extremer herausstellten und die Entscheidungsfindung nicht so partizipativ stattfand, wie vorher angenommen (s. Abb. 5.10). Diese Einschränkung der »allumfassenden« Partizipation und Änderung der vorher gefassten Annahmen wurde von allen teilnehmenden Akteuren gut angenommen, da für sie die Materialisierung der Idee, sowie der sichtbare Fortschritt des Projektes, einen enorm hohen Stellenwert ausmachten. Durch die entstandenen Prototypen wurde das Konzept anfassbar, und konkretes sowie konstruktives Feedback artikulierbar.

Eine daraus resultierende Herausforderung war, die alleinige Verantwortung der Designforschenden nach der Entwicklungsphase der Werkzeuge komplett auf die lokalen Akteure zu übertragen. Dieser extreme Rollenwechsel sowie die

radikale »Umkehrung der Vorzeichen« kann einer der Gründe sein, warum eine Übertragung der Verantwortung und Fortsetzung der Initiative ohne das Zutun unsererseits nicht funktionierte.

4. Offener Prozess, Flexibilität und Zielsetzung

Der Vorteil des offenen Prozesses war es, thematisch und methodisch flexibel zu agieren. Der Prozess wurde immer wieder adaptiert und den äußeren Bedingungen angepasst. Trotz des hohen Zeitaufwandes ist der Prozess einzigartig gewesen und hätte bei vorher festgelegten Prozessmodellen nicht solch ungewöhnliche, unvorhersehbare und neuartige Ergebnisse hervorgebracht.

Es kann festgehalten werden, dass nach einer viel diskutierten Analyse- und Ideenphase mit stetigen Aushandlungen (vgl. Huybrechts, 2014, S.274) im Laufe eines offenen Prozesses eine Fokussierung der Thematik stattfinden muss – sei es durch die Umsetzung einer Werkzeugidee oder die aktive Bearbeitung einer lokalen Angelegenheit. Wichtig dabei ist, dass die Ideen und Konzepte nicht nur verbal diskutiert und beschrieben werden, sondern auch durch unterschiedliche Arten der Materialisierung (Ehn, 2008, Binder u. a., 2011, s. S.63) erfahrbar gemacht werden. In der hier betrachteten Fallstudie führte das Sichtbar- und Greifbarmachen (*tangibility*)³⁹ von Ideen und Konzepten seitens der Teilnehmenden zu einem extremen Zuwachs an Motivation, was zum Zusammenhalt der lokalen Akteure beitrug.

5. Werkzeuge, Infrastruktur und Transfer

Werkzeuge

Im Laufe des Prozesses wurden viele Ideen zu Konzepten umgewandelt, aber nur die von beiden Seiten vielversprechendsten Ansätze weiterverfolgt. So wurde das Konzept der digitalen Plattform nach einigen Treffen eingestellt, der

³⁹Auch das (Be-)Greifen (mental verstehen, durchdringen) kommt von der (Be-)Greifbarkeit, also dem Wissen, welches nur durch das Verstehen mit den Händen, vermittelt werden kann. Gerade um abstrakte Themen wie Digitalisierung oder Vernetzung zu adressieren, ist diese materielle (Be-)Greifbarmachung in dieser Dissertation von enormer Bedeutung.

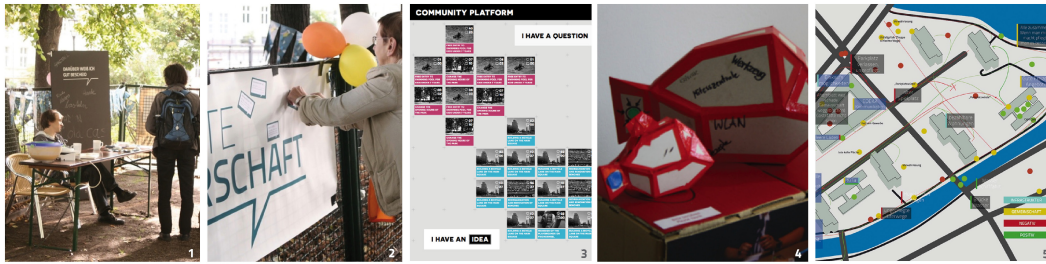


Abbildung 3.18: Werkzeuge Fischerinsel neben dem digitalen Briefkasten

Soundfisch als »Vorstellungsöffner« für die aktiven Mitglieder genutzt,⁴⁰ das Informationsmapping (s. Abb. 3.18 #5) bei den Verhandlungen mit dem Grünflächenamt und der Wohnungsbaugesellschaft als Argumentationsstärkung verwendet,⁴¹ und die Idee des digitalen Briefkastens gemeinsam weiterentwickelt (s. Abb. 3.18).

Der digitale Briefkasten durchlief viele Iterationsstufen, wodurch mehrere Varianten entstanden. In Anlehnung an den regulären Briefkasten als bekannte Interaktionsschnittstelle ist der Briefschlitz am oberen Rand der Kastenform angebracht. Durch vertraute Materialien, wie Holz und Plexiglas, einem durch zwei Interaktionen bedienbaren Tablet (Scrollen und Tippen), als auch einem schlichten Interface mit viel Weißraum, soll ein schnelles Verständnis der Benutzung gewährleistet werden. Durch eine farbige Front (in der letzten Iterationsstufe des Briefkastens s. Abb. 3.12 #6 & #7) aus Plexiglas soll Aufmerksamkeit in einem meist reizüberfluteten öffentlichen Raum erzeugt werden.

⁴⁰Der »sprechende Pappfisch« stellt einen experimentellen und neuartigen Weg der Kommunikation für die Nachbarschaft dar. Im ersten Moment kann die verwendete Metapher des Fisches (als Kommunikationswerkzeug in der Fischeriselnachbarschaft) als zu naheliegend beurteilt werden. Jedoch wird der Anwohnerschaft dadurch ein schnellzugänglicher Referenzpunkt angeboten, wodurch die Hemmschwelle herabgesetzt und sich dadurch schneller auf die neuartige, spielerische Interaktion eingelassen werden könnte. Diese herabgesetzte Hemmschwelle wurde in ersten Tests bestätigt (s. S.121).

⁴¹Das Mapping zeigt, wie wir als Designforschende in solch einem partizipativen Prozess agieren: durch die Aufbereitung der Informationen in ein übersichtliches und handliches Format, bekamen die lokalen Akteure die Möglichkeit, ihre Situation selbst zu verändern. Das Mapping dient als multikontextuelles und intuitiv verständliches Werkzeug, um Argumente zu untermauern und Positionen zu stärken. Vor allem in der Phase der Bearbeitung der lokalen Angelegenheit haben wir uns als aktive Begleiter zunehmend zurückgenommen und den Prozess der Teilnehmenden »von außen« beobachtet.

Aufgrund der Fülle von Anforderungen wurde die Entwicklung des digitalen Briefkastens innerhalb und außerhalb der Projektgrenzen weitergeführt,⁴² wovon das Forschungsvorhaben generell profitierte, wodurch aber auch intensive Aushandlungen mit den lokalen Akteuren notwendig waren.⁴³

In den folgenden Abschnitten wird der digitale Briefkasten noch einmal im Detail als Element der ergänzten Infrastruktur sowie als Mittel des Transfers betrachtet und analysiert.

Infrastruktur

Das Ziel des Projektes war es eine Infrastruktur, bestehend aus den vor Ort vorhandenen menschlichen als auch nicht-menschlichen Aktanten (vgl. Latour, 1996, Ehn, 2008) mit neuen Elementen zu ergänzen, um so die Kommunikationsstruktur für mehr Nachbarinnen und Nachbarn zugänglich zu machen.⁴⁴

Die bestehende Infrastruktur der Fischerinsel (s. Abb. 3.19)⁴⁵ bestand größtenteils aus analogen Schnittstellen, wie Flyern oder Zeitungsbeilagen, die aufgrund der hohen Anzahl kaum noch wahrgenommen wurden, schwarzen Brettern, in denen nur öffentliche Institutionen Informationen aushängen durften, oder Postern, die an kaum frequentierten Orten angebracht waren. Der anfängliche Ansatz, rein digitale Werkzeuge für die Nachbarschaft zu entwickeln (s. S.120), wurde durch das Feedback des Zusammenschlusses, nicht weiterverfolgt. Aus diesem Grund sollte die Infrastruktur vor allem durch digital-analoge Elemente, wie dem hybriden Briefkasten, ausgebaut werden.⁴⁶

⁴²Die Weiterentwicklung des Briefkastens fand zum einen durch die Masterarbeit von Lutz Reiter und zum anderen durch das EU-geförderte Projekt »Chest« statt.

⁴³Es kam es zu einer Öffnung der generierten Inhalte und gleichzeitigen Fokussierung der Zielsetzung innerhalb der Initiative.

⁴⁴Durch die Öffnung soll die Möglichkeit gegeben werden ihre lokale Situation zu verändern.

⁴⁵Mithilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie Latours wurden die menschlichen und nicht-menschlichen, also technologischen Elemente, analysiert, wodurch Aufschluss über die Veränderung durch das Projekt erlangt wird.

⁴⁶Um den hybriden Briefkasten in der Nachbarschaft noch bekannter zu machen, war eine großflächige und langfristige Implementierung des Briefkastens im öffentlichen Raum vor-

Der digitale Briefkasten hat die bestehende Infrastruktur auf eine Art und Weise ergänzt, dass der technologisch unerfahrene, neuzugezogene oder auch nicht engagierte Teil der Nachbarschaft dadurch hätte angesprochen werden können.⁴⁷ Fest steht, dass die Schnittstelle sehr viel Potenzial hat, die bisher durch einzelne Aktionen in die Nachbarschaft selbst übertragen (s. »Transfer«), oder in andere Kontexte skaliert wurden (s. »Skalierbarkeit«). Beide Möglichkeits-räume können in Zukunft weiter ausgebaut werden.

Transfer der Werkzeuge in die Nachbarschaft

Ein digitaler Briefkasten, als neue, lückenfüllende Schnittstelle der Infrastruktur, wurde der Initiative übergeben. Nach vielen Erklärungen und ausgehändigten Tutorials, lag die Hoffnung darin, dass auch die Anpassung und eventuelle Reparaturen des Briefkastens seitens der aktiven Mitglieder übernommen werden könnten.⁴⁸ Trotz der Integration von intuitiven Elementen des Backends (s. Abb. 3.20), musste festgestellt werden, dass diese Aufgabe mitsamt des technologischen Wissensstands, den Briefkasten zu warten, zu reparieren oder zu adaptieren, zu komplex für die lokalen Akteure war. Das Ziel *Kapazitäten* anstatt *Abhängigkeiten* (vgl. Fuad-Luke, 2009, S.150f.) zu schaffen, hat in dieser Konstellation bisher nicht funktioniert.⁴⁹

In diesem ersten im sozial und politisch ausgerichteten Design von uns durchgeführten Forschungsprojekt erschien der Transfer der Infrastruktur mit ihren neuartigen Schnittstellen als sehr mühsam. Als Grund dafür kann die Initiie-

gesehen. Durch den Einsatz des Briefkastens an unterschiedlichen Orten der Nachbarschaft und einer gemeinsamen digitalen Benutzeroberfläche wäre ein Austausch auf Grundlage von mehreren lokalen Zugängen möglich gewesen. Zu dieser Installation und Ausweitung kam es aufgrund fehlender zeitlicher und finanzieller Kapazitäten bisher nicht.

⁴⁷Der großflächige Skalierungsversuch im öffentlichen Raum der Nachbarschaft hat noch nicht stattgefunden. Der direkte Versuch eine breite Nachbarschaft im ortsansässigen Supermarkt durch den digitalen Briefkasten und die eigene Betroffenheit der Thematik zu aktivieren, hat bei der ersten Durchführung nicht funktioniert.

⁴⁸Dadurch sollte Unabhängigkeit und Kompetenz aufgebaut werden.

⁴⁹Die Bildung von *Kapazitäten* hat bei nachfolgenden Projekten funktioniert, welche im Ausblick (s. S.225) im Detail beschrieben werden.

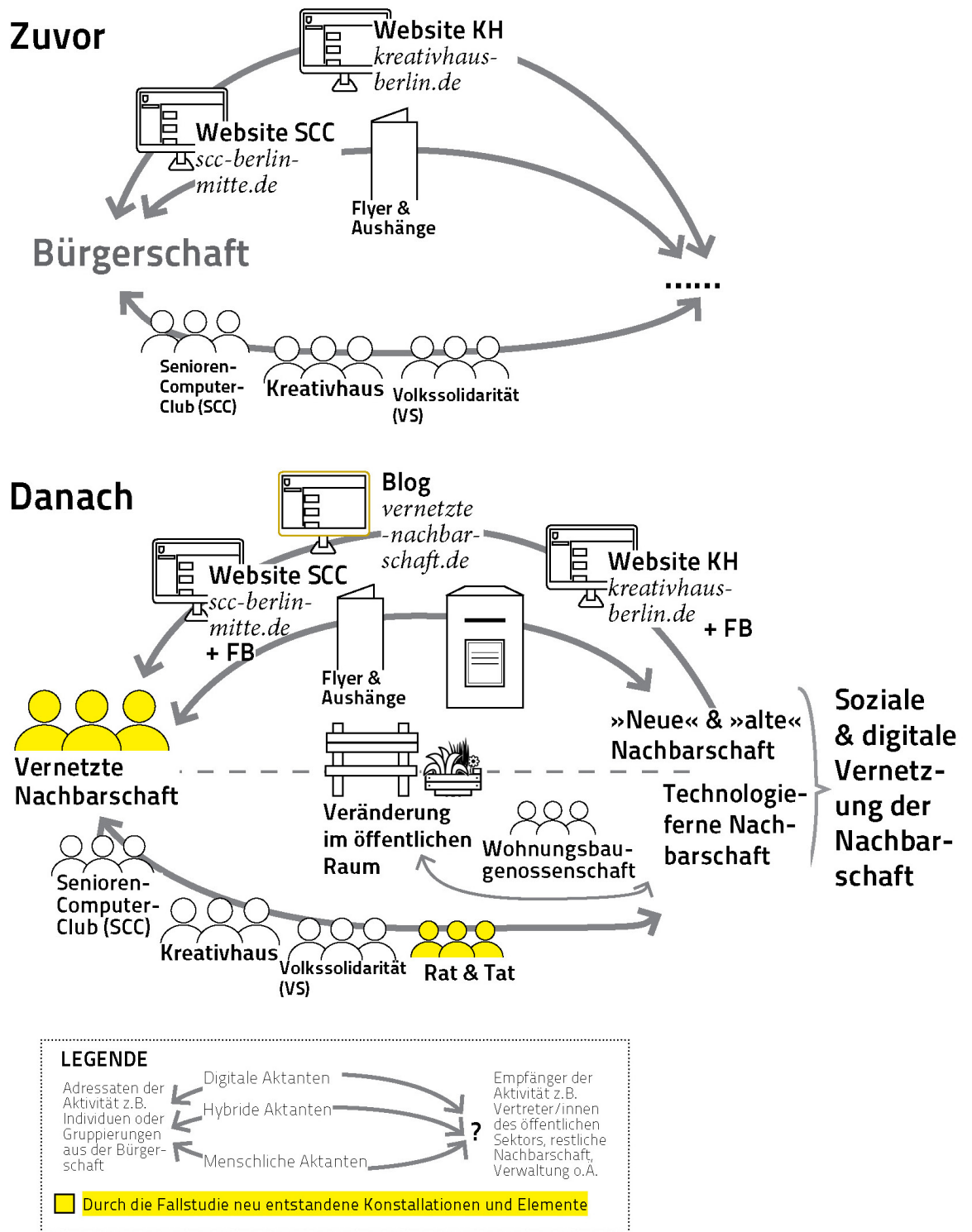
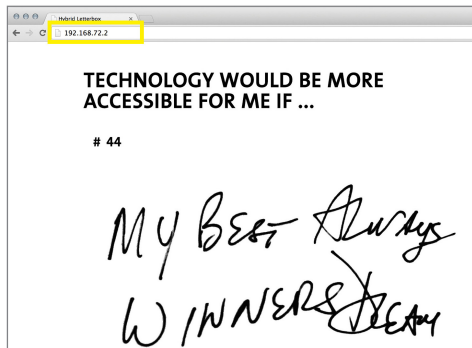


Abbildung 3.19: Analyse der Infrastruktur vor & nach der Fallstudie Fischerinsel

BLOGANSICHT

Um die Blogansicht des Tablets auch extern anzuzeigen, loggt man sich in das Letterbox-WLAN ein und gibt in die Adressleiste eines Browsers folgende Adresse ein: **192.168.72.2**

Es empfiehlt sich, den Browser für eine optimale Darstellung des Blogs in den Vollbildmodus zu setzen.



ADMIN-ANSICHT

Um die Adminansicht der eingeworfenen Karten anzuzeigen, loggt man sich in das Letterbox-WLAN ein und gibt in die Adressleiste eines Browsers folgende Adresse ein: **192.168.72.2/#admin**

Hier kann man einzelne Einträge sofort vor Ort löschen. Dazu klickt man auf „Delete Submission“ neben dem zu löschenden Bild. Dies ist mit jedem internetfähigen Device möglich (Laptop, Tablet, Smartphone).

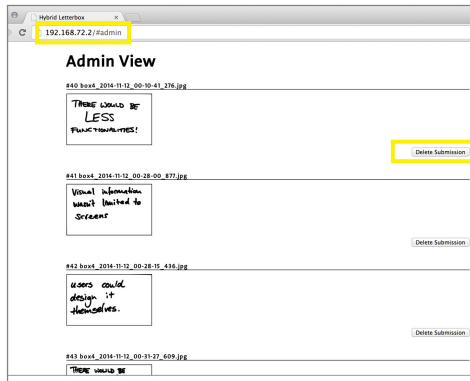


Abbildung 3.20: Auszug aus dem Backend des digitalen Briefkastens

rungsphase des Projektes angesehen werden, in der *wir* als Designforschende die Nachbarschaft aufgesucht und das Forschungsvorhaben vorgeschlagen haben. Zusätzlich übernahmen wir als Designforschende die alleinige Verantwortung der Werkzeugentwicklung, wodurch sich die anschließende Übertragung der Verantwortung »zurück« auf die aktiven Mitglieder, als Schwierigkeit herausstellte. Durch diese Faktoren wurde die Verantwortung zu wenig von den teilnehmenden Akteuren übernommen.⁵⁰ Um die Übernahme von Verantwortung zu erleichtern, wird in der zweiten Fallstudie dieser Dissertation ein anderer, ja gegensätzlicher Ansatz verwendet (s. S.152).

6. Skalierbarkeit

Das Projekt ist in dem Maße skalierbar, dass die entwickelten Methoden, Prozesse und Werkzeuge in andere lokale Kontexte transferiert werden können. Voraussetzung dafür ist die Analyse der bestehenden Infrastruktur mitsamt örtlicher Gegebenheiten, als auch die Identifikation der fehlenden Schnittstellen. Eine darauf aufbauende Adaption ist die Voraussetzung für eine funk-

⁵⁰ Auszunehmen sind einzelne aktive Mitglieder der Initiative »Vernetzte Nachbarschaft«, die unsere Intention angenommen haben und immer noch nach Möglichkeiten suchen, die entstandenen Strukturen und Ziele der Initiative inhaltlich, organisatorisch, wie finanziell weiterzuentwickeln.

tionierende Skalierbarkeit. Solche »abweichenden Nutzungen« (*deviant uses*) sieht auch Huybrechts (2014, S.291f.) als gewinnbringend an, da es eine breitere Aufmerksamkeit auf das Projekt lenkt und auf diese Art und Weise weiterentwickelt werden kann. Zudem kann dadurch die Niedrigschwelligkeit der Werkzeuge getestet werden.⁵¹

Die Nutzung und das Potenzial der Box wurde in dieser Fallstudie vor allem außerhalb der Nachbarschaftsgrenzen erkannt. Ministerien, Stiftungen oder Museen fragten die Box für Veranstaltungen und Konferenzen an. So waren mit unserer Unterstützung digitale Briefkästen im Willy-Brandt-Haus der SPD aufgestellt, beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) – beides in Berlin – oder auf dem NRW-Tag des Ministeriums für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr (MBWSV) in Düsseldorf. Der Briefkasten wurde auf Konferenzen, wie dem DIZF-Symposium in Berlin und Tel Aviv,⁵² oder in Museen, wie dem Barberini-Museum in Potsdam oder dem Museum für Kommunikation Berlin, genutzt (s. Heft »Werkzeuge«, S.4).

Zusätzlich gab es bereits mehrere Skalierungsanläufe unsererseits, den digitalen Briefkasten in andere Nachbarschaften und kulturelle Kontexte, zu transferieren. Bei jedem Test unterschieden sich Teilnehmerschaft, Rahmenbedingungen und Lokalitäten.

Eine Übertragung fand in der Berliner Nachbarschaft Nord-Neukölln statt. Unter dem Thema »Liebe Sonnenallee« griff die Installation die Metapher des Briefeschreibens an die eigene Nachbarschaft auf, indem der Einwurf einer Karte in den digitalen Briefkasten mit einer großflächigen Echtzeit-Projektion verbunden wurde. Zusätzlich konnten die Einwürfe via Textnachricht kommentiert werden. Dadurch sollte eine neue Form des kurzfristigen und informellen Austauschs über die eigene Nachbarschaft initiiert werden und der Akteursradius erweitert werden. Die entstandenen Ideen sollten von dem kooperieren-

⁵¹Die Möglichkeit der freien Übertragung auf andere Kontexte sollte auch durch eine Open-Source-Veröffentlichung des digitalen Briefkastens (Code: »tinyurl.com/k8q43gz«; Leiterplatten: »tinyurl.com/ls3v2zo« realisiert werden.

⁵²»DIZF« bezeichnet die Stiftung »Deutsch-Israelisches Zukunftsforum« (dizf.de), welche die »Living-Future«-Konferenz mit einer Doppelveranstaltung in Berlin und Tel Aviv initiierte.

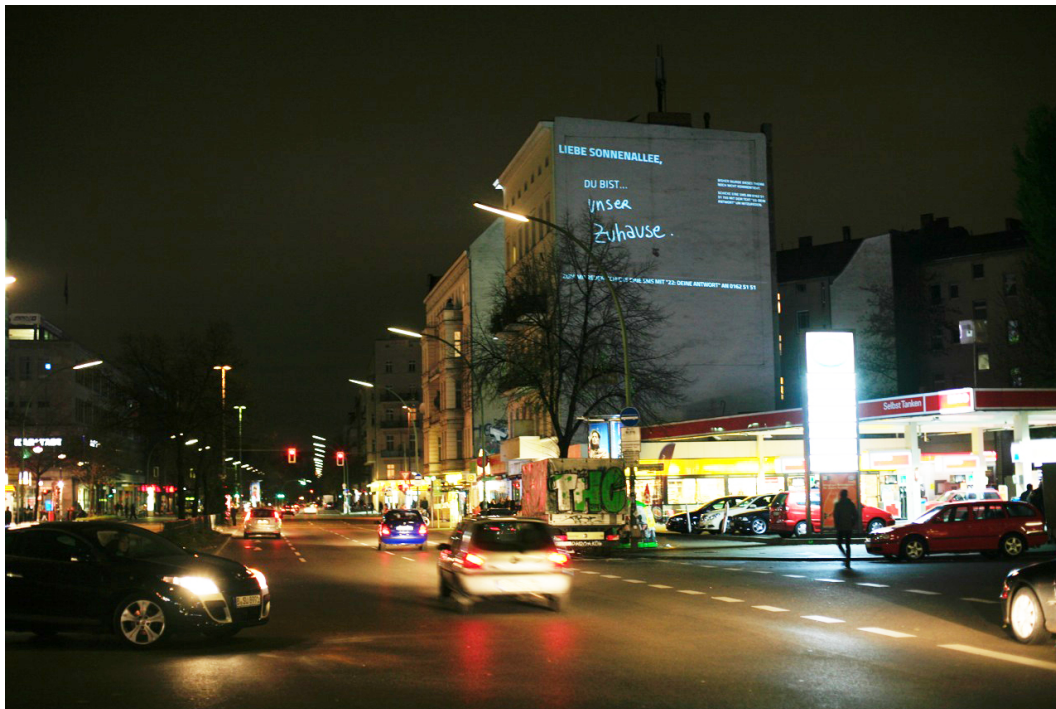


Abbildung 3.21: Die öffentliche Projektion »Liebe Sonnenallee« in Nord-Neukölln

den Quartiersmanagement Donaustraße-Nord genutzt werden, indem sie die Vorschläge in das neuzukonzipierende Jahresprogramm des Quartiersmanagements einfließen lassen konnten. Das Medium der öffentlichen Projektion hat sich durch diese Installation als sehr erfolgreich erwiesen.

Eine zweite Übertragung fand im Rahmen des bilateralen Forschungsprojektes »Community Now? – Conflicts, Interventions and New Publics«⁵³ statt, in dem der digitale Briefkasten bei einem jüdisch-arabischen Kulturfestival des Muslala Kunstkollektivs in Jerusalem eingesetzt wurde.⁵⁴ Situiert war das Festival im Masila Park, einem Gleispark, welcher unterschiedliche Nachbarschaften Jerusalems durchkreuzte.⁵⁵ Für diese Aktion wurde der Briefkasten zusätzlich mit einem lokalen Netzwerk ausgestattet, wodurch es nur in einem gewissen Radius möglich war, auf die Informationen zuzugreifen bzw. selbst einen Beitrag hinzuzufügen. Durch das Senden der Informationen über das lokale Netzwerk

⁵³ Auf dieses Projekt wird in der 2. Fallstudie (S.156) noch einmal im Detail eingegangen.

⁵⁴ Die Aktion wurde von meinen Kollegen Andreas Unteidig und Lutz Reiter durchgeführt.

⁵⁵ So durchläuft der Park sozial schwache Viertel wie Pat, besser gestellte jüdische Nachbarschaften, wie Katamon, oder palästinensische Dörfer, wie Beit Safafa.

drohte von Außen keine Kontrolle oder gar Zugriff auf die generierten Inhalte, was gerade an Orten wie der Grenze von Ost- und West-Jeruselems eine Grundvoraussetzung von vertrauensvoller und unabhängiger Kommunikation darstellt.

Anfängliche Missverständnisse in der Interaktion mit dem Briefkasten (spezifisches Postkartenlayout, Einwurfradius in den Briefkastenschlitz oder die Nicht-Reaktion von Sensoren bei unterschiedlichem Gewicht der Postkarten) konnten bei jeder Implementierung, sowie zusätzlichen Übertragungen, Schritt für Schritt beseitigt werden.

7. Wirkung und Veränderung (Social Impact)

Durch die Tatsache, dass in dieser Fallstudie unsichtbare Strukturen untersucht, wie auch entwickelt werden sollten, sind die Auswirkungen und Effekte einer solchen Studie nur durch detaillierte Beobachtungen, Interviews⁵⁶ und Fotodokumentationen möglich. Durch die Verbindung aller Erfahrungen und Erkenntnisse können folgende strukturelle Veränderungen auf die Fallstudie zurückgeführt werden:

Gründung von Rat & Tat

Durch die intensiven Diskussionen innerhalb der Initiative über die Situation der älteren Bewohnerschaft, hat eine Ausgründung durch zwei aktive Mitglieder der »Vernetzten Nachbarschaft«, dem Ehepaar Menzel, stattgefunden. Sie haben den Verein »Rat & Tat e.V.« gegründet, welcher älteren Menschen in jeglichen veränderten Lebenslagen Unterstützung bieten soll. Bei der Inanspruchnahme von Sozialleistungen, pflegerischen Fragen, Vorsorgevollmacht, Barrierefreiheit und Begleitdiensten, steht der Bewohnerschaft eine kostenlose Beratung durch den Verein zur Verfügung.⁵⁷ Die Gründerin und der Gründer haben ihr Vorhaben direkt transparent gemacht und über die Hürden der Vereinsgründung in den Treffen der »Vernetzten Nachbarschaft« berichtet. Auf-

⁵⁶Die detaillierten Interviewprotokolle finden Sie auf S.236.

⁵⁷vgl. Kreativhaus e.V., kreativhaus-berlin.de/web/rat-tat-0 [zuletzt am 18.10.2017 gesichtet]

grund von eigenen gesundheitlichen Problemen konnten sie die Treffen der »Vernetzten Nachbarschaft« nicht mehr wahrnehmen – der Verein besteht dagegen bis heute.

Gemeinsame Erfolge und Aktivitäten

Durch die langjährige Zusammenarbeit sind enge Beziehungen zwischen den lokalen Akteuren und uns Designforschenden entstanden. Dieses »soziale Kapital« zeigte sich ebenfalls durch gemeinsame Erfolge, wie dem Gewinn des Lübecker Nachbarschaftspreises⁵⁸ oder der Wahl eines aktiven Mitglieds zu einem der Digitalen Köpfe Deutschlands.⁵⁹ Letzteres zeigte außerdem ein gestiegenes Bewusstsein für ältere digitale Nutzerinnen und Nutzer. Zudem bestätigte es die Wertschätzung der ehrenamtlichen Tätigkeit eines aktiven Mitglieds von »außen«.⁶⁰

Durch unsere Zusammenarbeit haben sich noch weitere Synergien ergeben, wie der Gruppeneinlass des Senioren-Computer-Clubs auf der Re:publica,⁶¹ einer Berliner Konferenz, die sich vor allem mit der politischen Dimension einer vernetzten und offenen Gesellschaft auseinandersetzen möchte. Jedoch hat sich gezeigt, dass auch auf dieser Konferenz lediglich *die* Gesellschaftsgruppen anzutreffen sind, die sowieso schon Teil der vernetzten Gesellschaft sind. Damit diese »digitale Elite« aufgebrochen wird,⁶² hätte solch eine Einladung für die darauffolgenden Jahre generalisiert werden sollen, was aber abgelehnt wurde.

Im Anschluss an die aktive Projektzeit gab es mehrere Anfragen von Berliner Hochschulen weitere Forschungs- und Entwurfsprojekte in der Fischerinsel-nachbarschaft durchzuführen. Diese Kooperationen konnte aufgrund fehlender

⁵⁸epunkt-luebeck.de/index.php/luebecker-nachbarschaftspreis [zuletzt gesichtet am 9.6.2017] und s. visuelle Analyse, S.34

⁵⁹Den Preis erhielt der Koordinator des SCCs Günter Voß (berliner-woche.de/mitte/leute/guenter-voss-als-digitaler-kopf-ausgezeichnet-d56174.html) [zuletzt gesichtet am 22.2.2018]

⁶⁰Weitere Events waren eine Keynote auf der Morgenwelt-Konferenz und eine Präsentation auf der Bagso-Jahrestagung in Bonn

⁶¹re-publica.com [zuletzt am 15.2.2018 gesichtet]

⁶²Durch solch eine Öffnung würden die Diskussionen auf der Konferenz bereichert und für eine weitere Schicht der Gesellschaft geöffnet werden.



Abbildung 3.22: Einblick in das Modest-City-Projekt der TU Berlin mit lokalen Akteuren der »Vernetzten Nachbarschaft« in: Voß (2017)

zeitlicher Kapazitäten nicht wahrgenommen werden. Jedoch haben sich einige der Mitglieder der »Vernetzten Nachbarschaft« dem stadtplanerischen Projekt »Modest City« des Fachbereichs Stadtplanung der Technischen Universität Berlin angeschlossen und Konzepte zu Gemeinschaftsräumen in der Nachbarschaft entwickelt (s. Abb. 3.22).⁶³ Durch diese weitere Kooperation mit wissenschaftlichen Akteuren kann eine Wertschätzung unserer gemeinsamen Arbeit abgeleitet werden.

Rückblickend kann auch festgehalten werden, dass das Projekt eines der ersten entwurfsgeleiteten Forschungsvorhaben in dem Bereich des sozial und politisch ausgerichteten Designs (»Civic Designs«) war, auf welche viele Projekte folgen sollten. Eine weitere Beobachtung im Anschluss des Projektes waren die zunehmende Anzahl von entstandenen digitalen Nachbarschaftsplattformen, wie *nebenan.de* und *vernetzte-nachbarn.de*, welche ebenfalls an uns herangetreten sind, um unsere Expertise in ihre Projektvorhaben zu integrieren. Durch den

⁶³Ein Erfahrungsbericht seitens der lokalen Akteure ist auf der SCC-Website nachzulesen: scc-berlin-mitte.de/index.php/aktuell/290-modest-city.html [zuletzt gesichtet am 8.8.2017].

von uns komplementär gewählten Ansatz der hybriden Vernetzung als auch fehlenden zeitlichen Kapazitäten, wurde dieser Austausch nicht weiterverfolgt.

3.1.5 Lessons Learned Fischerinsel

Im Folgenden wird noch einmal das konkrete Erfahrungswissen, welches in dieser Fallstudie gesammelt wurde, zusammengefasst. Diese gelernte Erfahrung soll anderen Designerinnen und Designern bei der Initiierung von sozial und politisch ausgerichteten Designprojekten helfen. Auch nach der Mehringplatz-Fallstudie (s. S.196) wird das darin erarbeitete Erfahrungswissen zusammengefasst.

1. REGELN FÜR DIE KOOPERATION AUSHANDELN | Es werden grundlegende Regeln für die Zusammenarbeit zu Beginn des Prozesses vorgeschlagen und zur Diskussion gestellt. Regeln sind u.a., dass innerhalb der Ideenfindungsphase nicht kritisiert werden darf, der gemeinsame partizipatorische Prozess auf Augenhöhe stattfindet und teilnehmende Akteure aus der Aktivität zeitweise oder komplett austreten können – unter der Bedingung es transparent und im Vorfeld gegenüber den anderen teilnehmenden Akteuren zu kommunizieren.

2. NUR REALISIERBARE VERSPRECHEN GEBEN | Es dürfen bei den lokalen Akteuren nicht zu hohe Erwartungen geweckt und Versprechen gegeben werden, die zeitlich, organisatorisch oder finanziell nicht erfüllbar sind.

3. FÜR DIE REFLEXION GENAUSO VIEL ZEIT EINPLANEN WIE FÜR DIE DURCHFÜHRUNG VON AKTIVITÄTEN | Da die Reflexion von enormer Bedeutung ist, darf sie nicht zu gering ausfallen oder sogar übersprungen werden. Die Zeitfenster der Reflexion sollten – auch im Team – genau festgelegt und eingehalten werden.

4. FLEXIBILITÄT UND OFFENHEIT DES PROZESSES FORCIEREN | Der Prozess solcher Projekte soll durchweg flexibel gestaltet werden, um auf die sich ständig verändernden Rahmenbedingungen (der Stadt und der Bewohnerschaft) reagieren zu können und sie dahingehend zu adaptieren.

5. STETIGE AUSHANDLUNGEN MÜSSEN AB EINEN GEWISSEN ZEITPUNKT IN KONKRETE ERGEBNISSE MÜNDEN | Partizipative Designprojekte sollen zwar als »andauernde Aushandlungen« (*on-going negotiations*, Huybrechts, 2014, S.274) anerkannt werden. Damit die Diskussionsphase aber in konkrete Ergebnisse mündet, ist ein Übergang zur Umsetzungsphase von enormer Bedeutung. Vor allem Methoden des kollaborativen Herstellens sind in dieser Phase essenziell.

6. IDEENHORIZONT DER TEILNEHMENDEN AKTEURE ERWEITERN | Eine wichtige Aufgabe der Designforschenden besteht darin, den teilnehmenden Akteuren zu ermöglichen, sich von konventionellen und gewöhnlichen Denkmustern zu lösen und sich für neue Ansichten zu öffnen. Durch diese Mittel des Ausdrucks (vgl. Joost u. a., 2014, S.228) werden sie in die Lage versetzt, progressive Ideen zu entwickeln.

7. TRANSPARENZ ÜBER DIE NUTZUNG VON IDEEN, GEPLANTEN PROZESSEN SOWIE ENTSCHEIDUNGSFINDUNG HERSTELLEN | Die teilnehmenden Akteure müssen fortlaufend über die Nutzung der entwickelten Ideen bzw. des geplanten Prozesses informiert werden. Die Entscheidungsfindung sollte immer transparent stattfinden und offen kommuniziert werden. In spezifischen Phasen sollten Entscheidungen *einer* Seite zugesprochen werden, wie die formal-ästhetischen Entscheidungen den Gestaltenden oder die lokal-spezifischen Entscheidungen den lokalen Akteuren.

8. TRANSFER DER VERANTWORTUNG KOMMUNIZIEREN | Von Anfang an muss an die Verantwortung der teilnehmenden Akteure appelliert werden. Auch die Rolle des Designforschenden lediglich als »Begleitung« (*Facilitators*) und dem »Angebot der Unterstützung auf Zeit« muss im Laufe des gemeinsamen Prozesses immer wieder klargestellt werden. Es ist wichtig im Laufe des Prozesses so viel Verantwortung wie möglich den Betroffenen zu überlassen.⁶⁴

⁶⁴Dies ist von besonderer Wichtigkeit, da man meist als »außenstehender Betrachter« an das lokale Umfeld herantritt, und auf diese Art und Weise »nur« eine vermittelnde Rolle annehmen kann. Wenn man nicht selbst Teil der Nachbarschaft ist, wird man nie als »Experte des (lokalen) Alltags« agieren können. Dadurch ist man nie Teil der Problemlagen und selbst be-

9. STÄNDIGE REFLEXION DES EIGENEN HANDELNS | Sozial und politisch ausgerichtete Designprojekte sind per se politisch und die Werkzeuge stellen politische Objekte dar. Das designerische Agieren im Feld muss fortlaufend kritisch hinterfragt werden.

Angedachter Prozess für die Mehringplatz-Fallstudie

Für die nächste Fallstudie wurde ein anderer, ja fast gegenteiliger Prozess gewählt (s. Abb. 3.1.8), wodurch die Schwierigkeit der Fischerinselstudie, wie die Übertragung von Verantwortung auf die teilnehmenden Akteure, auf eine andere Art und Weise angegangen werden sollte. Diesmal sollte die Identifikation von Angelegenheiten vorgezogen und dadurch Interessierte ausfindig gemacht werden, die das spezifische Thema aus intrinsischer Motivation bearbeiten möchten,⁶⁵ woraus eine Übernahme von Verantwortung resultieren soll. Der Prozess soll mit einer Sammlung von Informationen und lokalen Angelegenheiten beginnen (s. Abb. 3.23). Die Angelegenheit, von der die meisten Anwohnerinnen und Anwohner überzeugt oder betroffen sind, soll ausgewählt werden. Durch die gemeinsame Bearbeitung soll eine Vergemeinschaftung resultieren.

Dieser Ansatz wird auch von Marres (2005, S.9) – bezogen auf die Theorie Deweys (1927) – vorgeschlagen. Über das Thema finden unterschiedliche Akteure zusammen, die sich vorher nicht kannten und mitunter anderen Interessen nachgingen (vgl. ebd., S.9). Die betroffenen Akteure schließen sich temporär und meist ohne institutionellen Rahmen zusammen. Um diese Form des Zusammenschlusses noch stärker nach Außen zu kommunizieren, sollte in der nächsten Fallstudie noch autarker agiert werden, d. h. sich keiner bestehenden Initiative angeschlossen werden, um so Individuen unterschiedlicher Herkunft und Sozialisation aktivieren zu können.

troffen. Damit diese Faktenlage einen Vertrauensaufbau nicht verhindert, ist es wichtig, immer wieder die Rolle als vermittelnde Instanz klarzustellen, sowie die Vorteile eines »Außenstehenden« zu bekräftigen (wie einem frischen Blick von Außen, Unvoreingenommenheit und einen Überblick über alle Prozesse).

⁶⁵Und nicht umgekehrt: erst Akteure finden, danach Themen identifizieren und ein Thema auswählen, welches alle involvierten Akteure bearbeiten.



Abbildung 3.23: Unterschiedliche Prozesse der beiden Fallstudien

3.1.6 Multikulturalität trifft Politikdesinteresse. Fallstudie 2: Die Mehringplatz-Nachbarschaft in Berlin-Kreuzberg

Der Mehringplatz liegt im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg. Seit 2005 wurde das Quartier vom Senat, als Gebiet mit besonderem Entwicklungsbedarf ausgewiesen (Sanierungsgebiet »Südliche Friedrichstadt«),⁶⁶ wodurch ein Quartiersmanagement vor Ort eingerichtet wurde, welches stadtplanerische und soziale Projekte initiiert, auswählt und unterstützt. Die Friedrichstraße, welche sich von einer der teuersten Einkaufsstraßen zu einer verkehrsberuhigten Passage mit leerstehenden Ladenlokalen wandelt, geht am südlichen Ende in den verkehrsberuhigten Bereich des Mehringplatzes über. Prägnantestes Merkmal der Nachbarschaft ist der runde dreistöckige Sozialbau, sowie die darum angeordnete Hochhausbebauung aus den 1970er Jahren. Spätestens nach der Wiedervereinigung schwand die Anziehungskraft solcher Neubauten, wodurch die Anwohnerinnen und Anwohner, die es sich leisten konnten, fortzogen, ansässige Gewerbe aufgaben und Investitionen in die Baustruktur und den öffentlichen Raum über einen langen Zeitraum pausierten.

Dabei ist die Geschichte des Platzes sowie die zentrale Lage bemerkenswert. Um 1730 entstand der Platz als einer der drei Eingangsplätze Berlins und trug aufgrund seiner runden Form den Namen »das Rondell« (vgl. Das Orakel von Berlin e.V.).⁶⁷ Im Jahr 1815 anlässlich des Sieges Napoleons in der Schlacht von Waterloo – auch »Schlacht bei Belle Alliance« genannt – wurde er in den Belle-Alliance-Platz umbenannt und wandelte sich zu einem der vitalsten Plätze des damaligen modernen Berlins. Im Zweiten Weltkrieg wurde der Platz aufgrund seiner zentralen Lage komplett zerstört. Ab 1947 wurde er nach dem Historiker Franz Mehring benannt: kurz Mehringplatz. Um den Platz wieder aufzubauen, wurde im Jahr 1959 ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben, welcher von dem Berliner Architekten und Vorreiter der organischen Architektur, Hans Scharoun, gewonnen wurde. Sein Entwurf überzeugte, da er als

⁶⁶vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/einleitung.shtml [zuletzt gesichtet 29.3.2017]

⁶⁷Die im folgenden Abschnitt verwendeten Informationen über die Entstehungsgeschichte des Mehringplatzes stammen aus der historischen Schilderung des Vereins »Das Orakel von Berlin e.V.« (dasorakelvonberlin.de [zuletzt gesichtet am 28.3.2017]).

einzigster auf die ursprünglichen Strukturen des Platzes Bezug nahm und sich eine verkehrsfreie und lebenswerte Mischung zwischen Geschäfts- und Wohngebiet vorstellte. Aufgrund seines hohen Alters konnte Scharoun die Umsetzung nicht fertigstellen und musste sie 1968 an seinen Kollegen Werner Düttmann übergeben. Durch den Mauerbau und die dadurch finanzgeschwächten Haushalte, plante Düttmann nach den Vorgaben des sozialen Wohnungsbaus (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung)⁶⁸ ein verdichtetes Wohngebiet, wodurch die Qualität des Wohnens und des öffentlichen Zusammenlebens litt. Aktuelle Bewohnerinnen und Bewohner schildern dünne, geräuschkundurchlässige Wände und eine minderwertige Bausubstanz.

Generell wird die Anwohnerschaft des Mehringplatzes von zwei Gruppierungen dominiert, nämlich einerseits von Familien mit Migrationshintergrund und andererseits von älteren Bewohnerinnen und Bewohnern ohne Migrationserfahrung, die seit Jahrzehnten vor Ort leben (vgl. Piwek, 2014, S.4). Im Berliner Vergleich gibt es relativ viele Kinder und Jugendliche. 90% der Kinder an den ortsansässigen Grundschulen haben einen Migrationshintergrund (vgl. ebd., S.4).

Wenn der Mehringplatz überhaupt als Ort bekannt ist, dominiert meist ein negatives Bild der Nachbarschaft. Die soziodemografischen Daten sprechen für sich: tatsächlich ist ein überdurchschnittlicher Anteil der Bewohnerschaft arm oder von Armut gefährdet (vgl. ebd.). Über ein Drittel der Bewohnerschaft und sogar zwei Drittel der Kinder und Jugendlichen unter 15 Jahren erhalten staatlichen Leistungen. Dieser offiziell ausgewiesene Entwicklungsbedarf unterscheidet sich immens vom erfahrbaren Alltag am Mehringplatz. Bei ersten Besuchen der Nachbarschaft waren der offiziell ausgewiesene Entwicklungsbedarf sowie soziale Problemlagen und Konflikte im Alltag insgesamt nur schwer zu identifizieren. Deutlich sichtbarer waren dagegen die unterschiedlichen Treffpunkte und Initiativen in verkehrsberuhigten Bereichen der Nachbarschaft, an denen nachbarschaftliche Interaktion stattfand und wodurch vor allem die Di-

⁶⁸stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/mehring/index.shtml [zuletzt gesichtet 29.3.2017]

versität der Nachbarschaft im öffentlichen Raum sichtbar wurde.⁶⁹ Es schien einen konkreten Zusammenhalt und regelmäßigen Austausch in der Nachbarschaft stattzufinden. Durch Observationen der unterschiedlichen Treffpunkte stellten wir zügig fest, dass Bewohnergruppe eigene Treffpunkte besaß und dadurch wenige Kontaktzonen im Alltag vorhanden waren.

Eine der sichtbarsten Initiativen vor Ort war die »MadaMe« (Made at Mehringplatz) mit einem Café mit Außenterrasse und einer dazugehörigen Lernwerkstatt. Die »MadaMe« gehört zu dem 2007 gegründeten Trägerverein »Globale e.V.«, welcher sich im Bereich frühkindlicher Bildung, gesellschaftliche Integration und Gemeinwesenarbeit engagiert. Neben Kindertagesstätten in Nord-Neukölln, betätigt sich der Verein vor allem mit integrativem Lernen, nah an den jeweiligen Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen. In Upcycling-Workshops und alternativer Nachmittagsbetreuung möchte der Verein den Kindern und Jugendlichen die »Erforschung ihrer natürlichen und sozialen Umwelt« (Globale e.V.)⁷⁰ ermöglichen. Der zweite Schwerpunkt des Vereins ist die »Entwicklung von Kiezstrukturen« (Die Globale e.V.), welcher vor allem am Mehringplatz gelegt wird. Der Verein veranstaltet daher auch Flohmärkte, bietet den Verleih von Büchern an oder beteiligt sich an nachbarschaftlichen Events, wie den Winter- oder Sommerfesten am Mehringplatz. Durch die Hauptzuständige der Mehringplatzaktivitäten, Karin Lücker, bekamen wir die Möglichkeit einen Raum als Bürgerwerkstatt (s. »Living Lab«, S.157) inmitten der Nachbarschaft zu nutzen.

3.1.7 Themenbasierte Kollektivität: Planung Mehringplatz

Die Fallstudie war in das Forschungsvorhaben »Community Now?«⁷¹ eingebettet, welches als ein bilaterales Kooperationsprojekt zwischen der Bezalel Academy of Art and Design Jerusalem, der Universität der Künste Berlin (UdK) und der Deutschen Gesellschaft für Designtheorie & Forschung (DGTF e.V.) aufgestellt war. Das Vorhaben setzte sich die Entwicklung alternativer Beteili-

⁶⁹Nach Hinte (2014) sollen gerade in benachteiligten Stadtteilen gute (soziale) Netze vorhanden sein, die für diese überlebenswichtig sind und daher gefördert werden sollten

⁷⁰veröffentlicht unter »dieglobale.org« [zuletzt gesichtet am 18.10.2017]

⁷¹community-now.org [zuletzt gesichtet am 15.4.2014]



Abbildung 3.24: Aktivitäten im Living Lab Mehringplatz

gungsformen in lokalen Gemeinschaften Israels (Jerusalem) und Deutschlands (Berlin) zum Ziel. Innerhalb des Projektes hatten bereits verschiedene Aktivitäten in der Mehringplatz-Nachbarschaft stattgefunden (s. Abb. 3.24), wie ein Entwurfskurs mit Studierenden der UdK,⁷² ein Workshop zum Thema »Living Lab« mit Dozenten und Studierenden der Bezalel, als auch ein Symposium mit nationalen und internationalen Expertinnen und Experten sowie Explorationen und Ausstellungen am Mehringplatz.⁷³

Living Lab

Ein fester Bestandteil des »Community-Now?«-Forschungsansatzes war das seit Beginn des Projektes ins Leben gerufene *Living Lab*. Welche Zielsetzung das *Living Lab* innerhalb des Forschungsprojektes, als auch in der hier betrachteten Fallstudie beabsichtigte, wird im Folgenden genauer betrachtet.

Living Labs werden grundsätzlich als Forschungsumgebung beschrieben, die reale Lebenssituationen abbilden sollen. In einer »lebensnahen Test- und Experimentierumgebung [sollen] der Nutzer und Hersteller gemeinsam Innovationen entwickeln« (Europäische Netzwerk für Living Labs, kurz ENoLL, 2006). Anstelle einer sterilen Laborumgebung soll ein intensiver Austausch zwischen Nutzenden (»Usern«) und Forschenden stattfinden. Viele bestehende *Living Labs*, so z. B. das »Fraunhofer Urban Living Lab« Duisburg, bauen dafür eigene Labore auf, die reale Lebensumgebung kopieren, um genauer auf Nutzer-

⁷²Die Studierenden kamen aus den Bereichen Produkt- und Systemdesign als auch Wirtschafts- und Gesellschaftskommunikation (GWK)

⁷³Alle Aktivitäten s. community-infrastructuring.org/cnblog [zuletzt gesichtet 8.8.2017]

ansprüche reagieren zu können. Vor allem technologische Neuerungen sollen so »alltagsnahe« getestet werden.

In dem Forschungsprojekt, wie auch in der hier betrachteten Fallstudie, sollte ein alternativer Ansatz angewandt werden. Die adressierten *Living Labs* sollten keine Lebenssituationen nachstellen, sondern sich *in* den alltäglichen Lebenssituationen der Nutzerinnen und Nutzer positionieren, in diesem Fall innerhalb der Nachbarschaft. Dadurch sollten sie als frei zugängliche Orte der Begegnung, des Austauschs und des Kennenlernens fungieren. Sie sollten für Forschende einen Einblick in den Alltag der Nachbarschaft bieten, und für die Anwohnerschaft Anlaufpunkt für Fragen und Kritik sein. Zudem sollten in den Räumlichkeiten die aktuellen Fragestellungen und Ergebnisse sichtbar gemacht und so ein schneller Einstieg in die Aktivitäten ermöglicht werden.

Ein weiterer Unterschied ist der Startpunkt des partizipativen Prozesses. Es sollten nicht nur am Ende des Technologieentwicklungsprozesses die finalen Prototypen von Nutzenden in real anmutenden Umgebungen getestet werden, sondern der gesamte Prozess partizipativ stattfinden, wodurch Nutzende zu Mitgestaltenden werden. Über ko-kreierende Methoden sollten gemeinsam Ideen für die Nachbarschaft entwickelt, die auf unterschiedliche Art und Weise materialisiert und in der lokalen Umgebung getestet werden.

Zudem sollte das *Living Lab* zu keinem Zeitpunkt den Eindruck erwecken, dass die Bewohnerschaft ausgefragt wird und die Daten lediglich zum Vorteil der Forschenden verwendet werden. Stattdessen sollte ein Austausch auf Augenhöhe stattfinden, der sich für beide Seiten als gewinnbringend und erkenntnisreich darstellt. Dadurch, dass die Designforschenden immer wieder die Rolle der »aktiven Begleitung« kommunizieren und an die Verantwortung der Anwohnerschaft appellieren, sollten sich die teilnehmenden Akteure ihrer Rolle bewusst werden und die sich daraus ergebenden Konsequenzen, wie den Appell an die eigene Verantwortung, reflektieren.

Daraus lassen sich folgende Grundprinzipien für *Living Labs* innerhalb der Fallstudie formulieren und zusammenfassen:

Das am Mehringplatz adressierte »Living Lab« sollte

- nicht haushalts-, sondern nachbarschaftszentriert sein
- nicht nur für Nutzer- und Gebrauchstests in der letzten Phase der Technologieentwicklung verwendet werden, sondern für partizipative Werkzeugentwicklung in allen Phasen des Gestaltungsprozesses
- keine eindimensionale Befragung von Nutzenden darstellen, sondern ein Ort des Austauschs auf Augenhöhe sein (zwischen den Forschenden und den »Experten des Alltags«)

Das *Living Lab* Mehringplatz war in der Fussgängerzone innerhalb des Wohnbereichs situiert. Ein großes Schaufenster diente als Schnittstelle von innen, wie von außen: interessierte Passanten konnten die Aktivität innerhalb des *Living Labs* und Forschende das alltägliche Treiben in der Nachbarschaft beobachten. Dadurch war eine fortwährende Exploration alltäglicher Momente möglich, die dabei half, die Nachbarschaft in ihren Alltagsmomenten besser verstehen zu lernen. Soziale Interaktionen, Aneignungen des öffentlichen Raums, wie auch Beziehungen zwischen dem Ort und der Bewohnerschaft wurden sichtbar.

In der Projektphase bis zum Symposium 2015 wurde der Kontakt zu aktiven Schlüsselfiguren der Nachbarschaft als auch vereinzelt zu bereits engagierten Nachbarinnen und Nachbarn,⁷⁴ hergestellt. Jedoch fand bis zu diesem Zeitpunkt noch kein intensiver Austausch mit bisher nicht engagierten Nachbarinnen und Nachbarn – darunter vor allem mit den Jugendlichen als größte Bewohnergruppe der Nachbarschaft – statt. Aus diesem Grund setzte sich die Fallstudie zum Ziel, Aktivitäten ins Leben zu rufen, die Anwohnerschaft besser kennenzulernen, um dadurch konkreter auf die lokalen Bedürfnisse reagieren zu können.

⁷⁴Eine Schlüsselfigur der Nachbarschaft war der seit 30 Jahren am Mehringplatz tätige und nun pensionierte Sozialarbeiter Peter Stefan, mit dem Künstlernamen Otto, welcher immer noch einen Lesezirkel und Lesungen in dem Nachbarschaftsraum durchführte. Eine engagierte Bewohnerin und Künstlerin war Hermine Muench-Poli, die sich für künstlerische Projekte, wie einen Gesundheitspfad in der Nachbarschaft, einsetzte.



Abbildung 3.25: Vorstudie: Cultural Probe und Winterfest-Installation

Prägende Erfahrungen *vor* den Aktivitäten der Fallstudie

Vor der Durchführung der Fallstudie beeinflussten einige Erfahrungen die Konzipierung der Aktionen, weshalb sie im Folgenden dargestellt werden:

Die erste Erfahrung war der Einsatz gedruckter *Cultural Probes* (Herleitung der Methode s. S.9) für einen ersten, grundlegenden Einblick in die Mehringplatz-Nachbarschaft. Die Fragestellungen bezogen sich auf die alltäglichen Laufwege und Kontaktpunkte der Nachbarschaft, die Kommunikationsgewohnheiten innerhalb und außerhalb der Nachbarschaft, sowie Themen des Austauschs. Es wurden dreißig gedruckte Exemplare an verschiedenen Orten der Nachbarschaft ausgelegt und dem jeweiligen Personal den Ansatz erklärt: im Quartiersmanagement, dem Café MadaMe oder in der Kantine Kreuzberg.⁷⁵ Trotz der zügigen Verteilung aller Hefte, gab es keinen Rücklauf. Gründe können die fehlende persönliche Ansprache meinerseits oder die zu abstrakte Sprache der Aufgabenstellung gewesen sein.⁷⁶ Eine zweite Erfahrung stellte eine

⁷⁵Die Kantine Kreuzberg (kma-ev.de) ist ein gemeinnütziges Projekt der Kreuzberger Musikalischen Aktion e.V. (KMA) im Integrationshaus am Mehringplatz. Durch den hauseigenen Kiezgarten wird Gemüse und Kräuter in internationale Rezepte umgesetzt. Zudem bekommen Kinder, Jugendliche und Bedürftige der Nachbarschaft einen vergünstigten Preis, wodurch Bewusstsein entstehen und ein nachhaltiges Projekt gefördert werden soll.

⁷⁶Vor allem letzterer Grund stellte sich durch ein Feedbackgespräch mit dem ehemaligen Sozialarbeiter der Nachbarschaft, Peter Stefan, heraus. Bei einer Aufgabe waren Skalen (»semantische Differenziale«) auszufüllen, die durch die Hinzunahme von gegensätzlichen Adjektiven helfen sollten den subjektiven Eindruck der Nachbarschaft zu beschreiben (z. B. »kommunika-

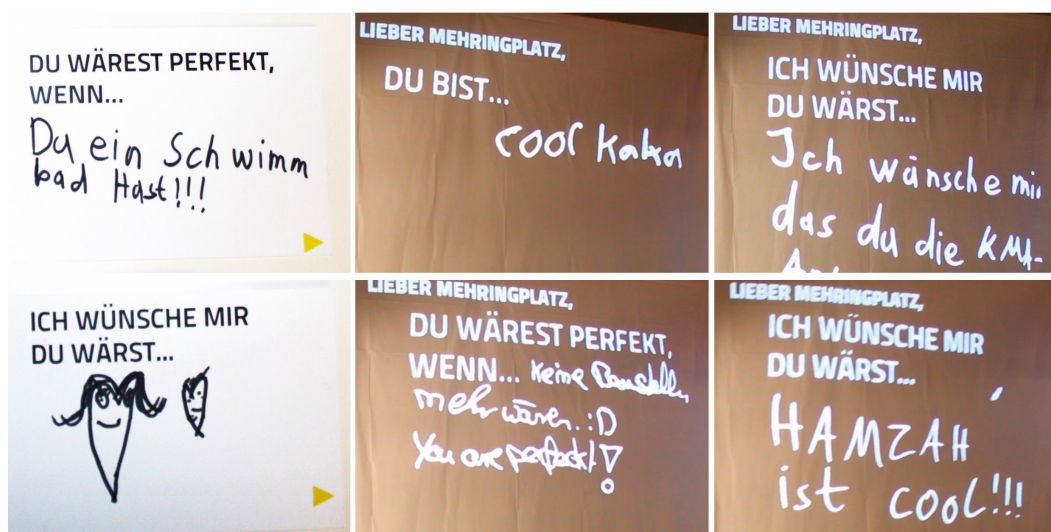


Abbildung 3.26: Briefkasteneinwürfe beim Winterfest

Installation mit dem digitalen Briefkasten und einer kleinen Projektionsfläche beim Winterfest dar (s. Abb. 3.25). Durch diese Aktion sollte der direkte Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen der Nachbarschaft aufgenommen werden. Durch die laute Geräuschkulisse des Festes war ein längeres Verweilen oder ein tiefgründiges Gespräch kaum möglich. Dennoch konnte wahrgenommen werden, dass die Jugendlichen neugierig auf die Installation reagierten, jedoch die schriftliche Form des Ausdrucks für sie nicht die bevorzugte Art der Kommunikation war. Die Unsicherheit in der deutschen Sprache, was meist nicht ihre Muttersprache darstellte, war sehr groß, was sich durch viele Zeichnungen und »Scherz«-Antworten bei den Briefkästeneinwürfen zeigte (s. Abb. 3.26).⁷⁷ Grund sollten die Methoden und Werkzeuge der zu planenden Aktion auf *andere* Ausdrucksweisen aufbauen. Fotografien oder Tonaufnahmen sollten eine wichtige Rolle in der Fallstudie einnehmen. Auf diese Art und Weise sollte auf die vom Quartiersmanagement Mehringplatz vorausgesagte »enorme Anstrengung« reagiert werden, diese Bevölkerungsgruppen der Nachbarschaft »zu Gehör zu bringen« (Piwek, 2014, S.20). Dem identifizierten »Rückzug« ins »Private« – durch Verpflichtungen im privatem Umfeld – sollte durch die Möglichkeit der kurzfristigen und unregelmäßigen Teilnahme an den Aktivitäten entgegnet werden.

tiv« vs. »verschlossen«), welche dem lokalen Experten zu abstrakt schienen.

⁷⁷Diese Textpassage ist farbig markiert, da sie eine Interpretation darstellt, auf welche die Planung der Fallstudie aufbaut. Aus diesem

3.1.8 Die Langzeitbaustelle und die Audiobox: Durchführung Mehringplatz

Die Pinpoint-Aktivität

Die Pinpoint-Aktivität⁷⁸ besteht aus einer Reihe von Workshops, Werkzeugen und öffentlichen Veranstaltungen.⁷⁹ Ziel der Aktion war es der Nachbarschaft niederschwellige Mittel der Beteiligung näher zu bringen, sie dadurch zu aktivieren und ihre eigene »Gestaltungsmacht« (im Sinne Arendts, 1970) aufzuzeigen. An diesem Gedanken setzt auch die Begriffswahl für die Aktion an: Der Begriff *pinpoint* beschreibt im Englischen ein »zielgenaues Aufzeigen« oder »Lokalisieren« einer Angelegenheit. Der englische Begriff sollte vor allem die Jugendlichen der Nachbarschaft ansprechen und neugierig auf die unterschiedlichen Aktivitäten machen.

Die schwerwiegendsten Probleme und Änderungswünsche sowie unentdeckte Potenziale der Nachbarschaft, der Aufbau kontroverser Debatten mit allen Bevölkerungsschichten oder das Nutzen der Digitalisierung zum Vorteil der lokalen Akteure, sollten in den unterschiedlichen Aktivitäten adressiert werden.

1. Pinpoint-App und anschließende Diskussion

Zur Adressierung von lokalen Angelegenheiten der Nachbarschaft, war das erste Werkzeug die Pinpoint-App, eine Open-Source-Android-Applikation (s. Abb. 3.27),⁸⁰ durch welche Anwohnerinnen und Anwohner, Orte oder Situationen der Nachbarschaft fotografisch festhalten und beschreiben konnten. Es gab unterschiedliche Bewertungskategorien, mit denen die Fotografien kategorisiert werden konnten, wie »like« für Lieblingsorte, »dislike« für gemiedene Orte oder Unorte, oder »change« für Orte mit Veränderungspotenzial. Um diverse Akteure der Nachbarschaft zu erreichen, sollte neben Aushängen und Flyern,

⁷⁸Unter pinpointing-mehringplatz.tumblr.com [zuletzt gesichtet am 16.9.2017] ist der Prozessblog für Anwohnerinnen und Anwohner einzusehen.

⁷⁹Bei dieser Fallstudie haben mich meine Kollegin Bianca Herlo und Malte Bergmann, sowie die studentischen Mitarbeiter Luis Colin, Lutz Reiter und Fabrizio La Moncha unterstützt.

⁸⁰Unter folgendem Link kann die Applikation heruntergeladen werden: pinpoint.community-infrastructure.org/files/pinpoint.apk; <http://bit.ly/1Gbb8R6> [zuletzt gesichtet 10.8.2016]

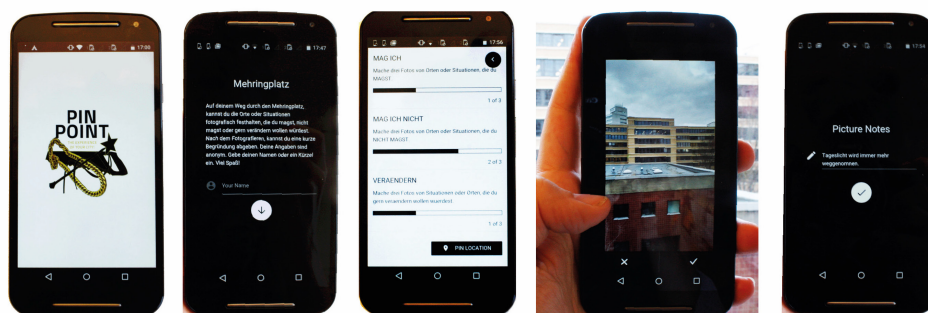


Abbildung 3.27: Auszüge der Pinpoint-App

als auch der Bespielung der bestehenden Kommunikationskanäle der Nachbarschaft, wie dem Newsletter des Quartiersmanagements, vor allem persönliche Einladungen in dem verkehrsberuhigten Teil der Nachbarschaft ausgesprochen werden.

Planung der Workshops

Die Workshops sollten wie folgt stattfinden: Nach einer kurzen Einführung in das Vorhaben sowie einer grundlegenden Erklärung der App, sollten sich die teilnehmenden Akteure in der Nachbarschaft verteilen, um die Orte und Situationen aufzusuchen, welche sie fotografisch festhalten und beschreiben möchten. Durch die Begleitung einzelner Probandinnen bzw. Probanden⁸¹ sollten zusätzliche Erkenntnisse gewonnen werden. Nach der Beendigung des Rundganges sollten die gesammelten Daten hochgeladen und auf einer Website visuell aufbereitet und gemappt (s. Abb. 3.29) werden.⁸² Dadurch sollte es allen teilnehmenden Akteuren ermöglicht werden ihren subjektiven Eindruck der Nachbarschaft zu artikulieren.⁸³

⁸¹Weitere teilnehmende Akteure wurden bei der Exploration von den studentischen Mitarbeiterinnen Iohanna Nicenboim und Franka Ismer begleitet.

⁸²Im Vorfeld sollten die teilnehmenden Akteure darüber unterrichtet werden, dass die erhobenen Daten auf dem Universitätsserver gespeichert werden. Bei Bedarf hätten die Daten jederzeit gelöscht oder ausgehändigt werden können.

⁸³Die Workshopmoderation sollte von meiner Seite durchgeführt werden. Meine Kollegin Bianca Herlo und mein Kollege Malte Bergmann sollten wichtigste Äußerungen durch Notizen festhalten und durch zusätzliche Fragen das Forschungsvorhaben präzisieren. Der studentische Mitarbeiter Luis Colin-Malagon sollte Schlüsselsituationen des Austauschs fotografisch festhal-

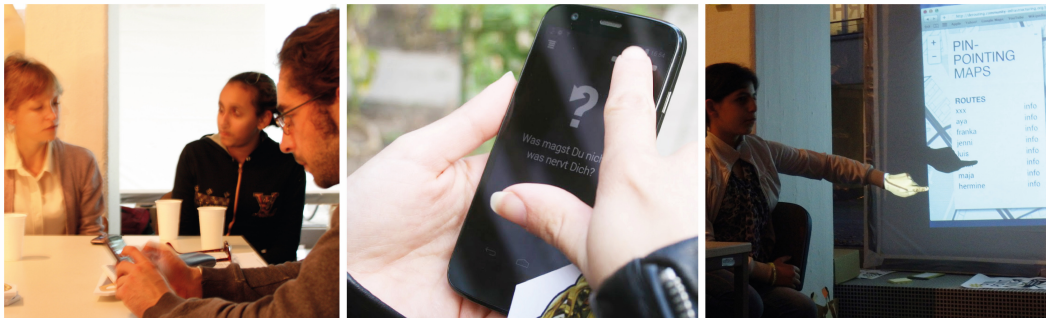


Abbildung 3.28: Erklärung der Pinpoint-App, Exploration im öffentlichen Raum, Erläuterung der individuellen Erfahrung

Durchführung der ersten beiden Workshops

An den Workshops haben unterschiedliche Akteure der Nachbarschaft teilgenommen, wie bereits engagierte Anwohnerinnen und Anwohner,⁸⁴ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Café MadaMe,⁸⁵ als auch Jugendliche mit arabischer Herkunft,⁸⁶ die der persönlichen Einladung gefolgt sind.⁸⁷

Der Ablauf der beiden Workshops hat wie geplant stattgefunden: mit einer kurzen Einführung in das Vorhaben, den Explorationen durch die Nachbarschaft, dem anschließenden Hochladen der Fotografien und Beschreibungen, sowie dem gegenseitigen Vorstellen und Diskutieren der festgehaltenen Eindrücke der Nachbarschaft.⁸⁸

ten. Es sollte von Video- oder Tonaufnahmen abgesehen werden, um langfristig Vertrauen zu den teilnehmenden Akteuren aufzubauen. Am Ende des Workshops sollte eine E-Mail-Liste die Kontaktaufnahme für nachfolgende Treffen ermöglichen.

⁸⁴So nahmen der Sozialarbeiter Peter Stefan oder die Künstlerin Hermine Muench-Poli teil.

⁸⁵So partizipierten die Leiterin des Cafés Karin Lücker und der Mitarbeiter Marco Frezzato.

⁸⁶So haben Aya (12 Jahre alt, Eltern stammen aus Palästina) und Sally (14 Jahre alt, Familie stammt aus dem Libanon, spricht vier Sprachen (Arabisch, Französisch, Deutsch, Englisch) und muss im kommenden Jahr für eine bessere Schulbildung nach Hamburg ziehen) teilgenommen.

⁸⁷Zusätzlich hat noch eine UdK-Studentin der digitalen Klasse, Maja Dika, aus Interesse am Forschungsvorhaben teilgenommen.

⁸⁸Die beiden digitalen Mappings können unter »pinpointing.community-infrastucturing.org« und »pinpoint.community-infrastucturing.org/map/#exploration/4« [zuletzt gesichtet 10.8.2017] abgerufen werden.

Bei den Explorationen habe ich jeweils eine Probandin durch eine offene Beobachtung begleitet und dadurch Einblicke in die Interaktion mit der Applikation, als auch in ihre Wahrnehmung des lokalen Umfelds bekommen. Es gab Orte der Nachbarschaft, die aus ihrer Erfahrung (in der »Alkoholikerecke« an Scherben verletzt) oder aufgrund von Warnungen der Eltern, gemieden werden (»In der KMA halten sich zu viele Männer auf.«). Andere Orte wiederum sollen auf Anraten der Eltern als Zufluchtsort für Problemsituationen genutzt werden, wie der arabische Supermarkt neben dem Café MadaMe (»Wenn ich Hilfe brauche, soll ich zum arabischen Supermarkt gehen«). Durch solche Eindrücke konnte das subjektive Bild der Nachbarschaft und vor allem die Wahrnehmung der Jugendlichen, besser verstanden werden. Es konnte ein Eindruck davon entstehen, wie sich das Bild der Jugendlichen von der eigenen Auffassung als Forscherin, wie auch als »Begleiterin der Nachbarschaft«, unterscheidet.

Dieser Eindruck wurde durch die Erläuterungen *nach* den Explorationen (s. Abb. 3.28) weiter ausgebaut. Es kam vor, dass gleiche Orte sehr unterschiedlich wahrgenommen wurden. Gerade die Wahrnehmung der beiden jugendlichen Teilnehmerinnen war in manchen Fällen konträr zu der Einschätzung der älteren Akteure. Urbane Barrieren und Unorte wurden als Skater- und Fahrradrampe genutzt und waren so Aufenthaltsort ganzer Sommerferien. Laubberge, die für manche teilnehmenden Akteure Müll und Wegblockaden darstellten, waren für die Jugendlichen Unterhaltungspunkt am Nachmittag. Die Luftschächte des »Rondell«-Gebäudes waren für die einen angsteinflössende, uneinsehbare Ecken im Wohngebiet, für die anderen ein Ort zum Spielen und Verstecken innerhalb des öffentlichen Raums. Durch die festgehaltenen Eindrücke, wie auch die Erläuterungen dessen, war es möglich den unterschiedlichen Wahrnehmungen den gleichen Stellenwert zukommen zu lassen – und auf diese Art und Weise vor allem den Beitrag der jüngeren Bewohnerinnen Aufmerksamkeit zukommen zu lassen und ihnen Gehör zu verschaffen. Das Ziel den teilnehmenden Akteuren ein Mittel des Ausdrucks (vgl. Joost u. a., 2014, S.228) zur Verfügung zu stellen, ist bei dieser Aktivität geglückt.

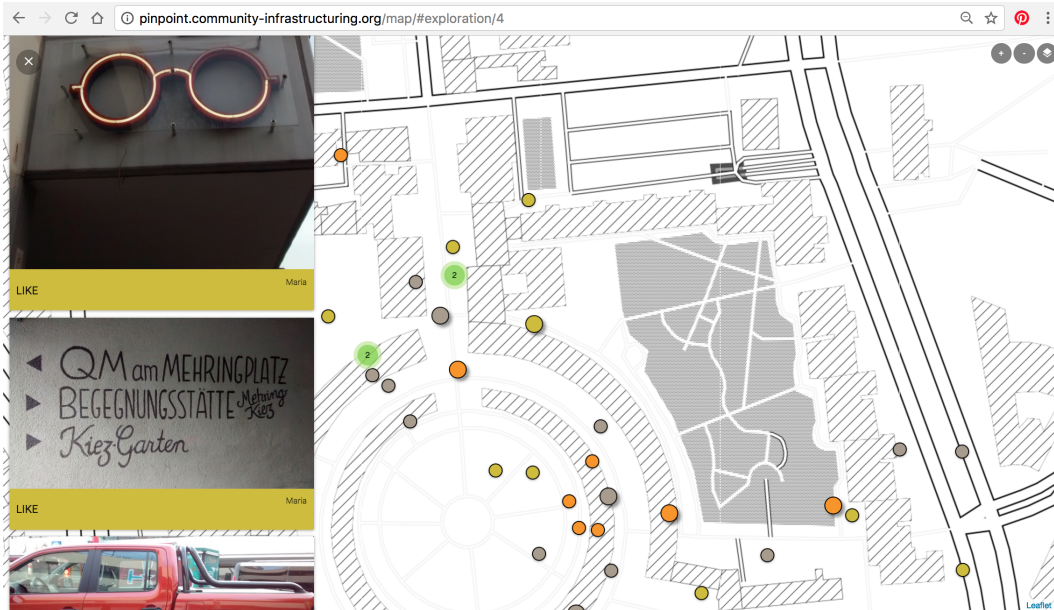


Abbildung 3.29: Explorationsmapping

2. Langzeitprojektion im öffentlichen Raum

Die bis dahin gesammelten Informationen sollten in einer öffentlichen Projektion zusammengefasst, visuell aufbereitet und dadurch zur Diskussion gestellt werden. Durch die Projektion sollte eine Öffnung der Inhalte in die gesamte Nachbarschaft stattfinden und gleichzeitig auf die Pinpoint-Aktivitäten hinweisen. Bestehend aus Fotografien, Begründungen und Diskussionsinhalten, sollte die Projektion in dem Schaufenster des Living Labs angebracht werden, um dadurch zusätzlich Aufmerksamkeit auf den Raum zu lenken. Es sollte eine Antwort- und Reaktionsmöglichkeit⁸⁹ in Form einer analogen Einwurfsbox zur Verfügung gestellt werden, die direkt unter der Projektion angebracht war (s. Abb. 3.30). In der Projektion selbst sollte die von der Anwohnerschaft fotografierten Bilder so großflächig wie möglich verwendet werden, das dazugehörige Statement darüber gelagert gut lesbar sein und die Informationen zum Projekt als nächste Informationsstufe ins Auge fallen (s. Abb. 3.31). Jedes Statement sollte fünfzehn Sekunden lesbar sein, bevor die Projektion automatisch zum nächsten Statement wechselt. Die Reaktion der Passanten auf die Projektion sollte anfangs verdeckt observiert werden, um herauszufinden,

⁸⁹Vergleichbar mit der Installation »Liebe Sonnenallee«, s. S.146



Abbildung 3.30: Langzeitprojektion

ob die Projektion verstanden und angenommen wird. Kurz darauf sollte die verdeckte Observation durch ein aktives Ansprechen offen gelegt werden, um weitere Erkenntnisse über die Wahrnehmung der Projektion zu erlangen.

Durchführung der Langzeitprojektion

Die Projektion wurde über mehrere Wochen von zehn bis zwanzig Uhr in dem Schaufenster des *Living Labs* gezeigt.⁹⁰ Bei den punktuellen Observationen hat sich gezeigt, dass vorbeigehende Passanten – vor allem, wenn sie durch die Nachbarschaft spazierten (geringere Geschwindigkeit, umschauend, verweilend) – vor der Projektion stehen blieben und sich die Aussagen durchlasen. Nach ca. einer Minute zogen sie weiter ohne die Reaktionsmöglichkeit (in Form der analogen Einwurfbox) zu nutzen.

⁹⁰Bei der Durchführung der Projektion hat mich der studentische Mitarbeiter Luis Colin-Malagon unterstützt.



Abbildung 3.31: Auszüge aus Langzeitprojektion

Durch die anschließende Ansprache meinerseits, äußerten die Passanten ihr Interesse an der Installation, aber verstanden den Kontext nicht vollständig, wodurch die Hemmschwelle zu hoch war, auf die bestehenden Inhalte zu reagieren bzw. Kontakt aufzunehmen. Nach der Erklärung der Aktivitäten meinerseits, begrüßten sie die Intention der Aktion und bestätigten ihr Interesse und die Bereitschaft bei zukünftigen Aktivitäten teilzunehmen, wozu sie mir ihre Kontaktdaten übergaben.⁹¹

3. Auswertung der gewonnenen Inhalte

Nach der Sammlung aller Daten sollte eine Analyse der Inhalte stattfinden. Es sollten Auffälligkeiten, Muster und Brechungen erkannt und dadurch lokale Themen herausgefiltert werden, die im Anschluss der Nachbarschaft vorgestellt und gemeinsam diskutiert werden sollten. Ein analoges Mapping (s. Abb. 3.32)

⁹¹Diese lokalen Akteure wurden zwar zu den nachfolgenden Aktivitäten eingeladen, sind der Einladung jedoch nicht gefolgt.

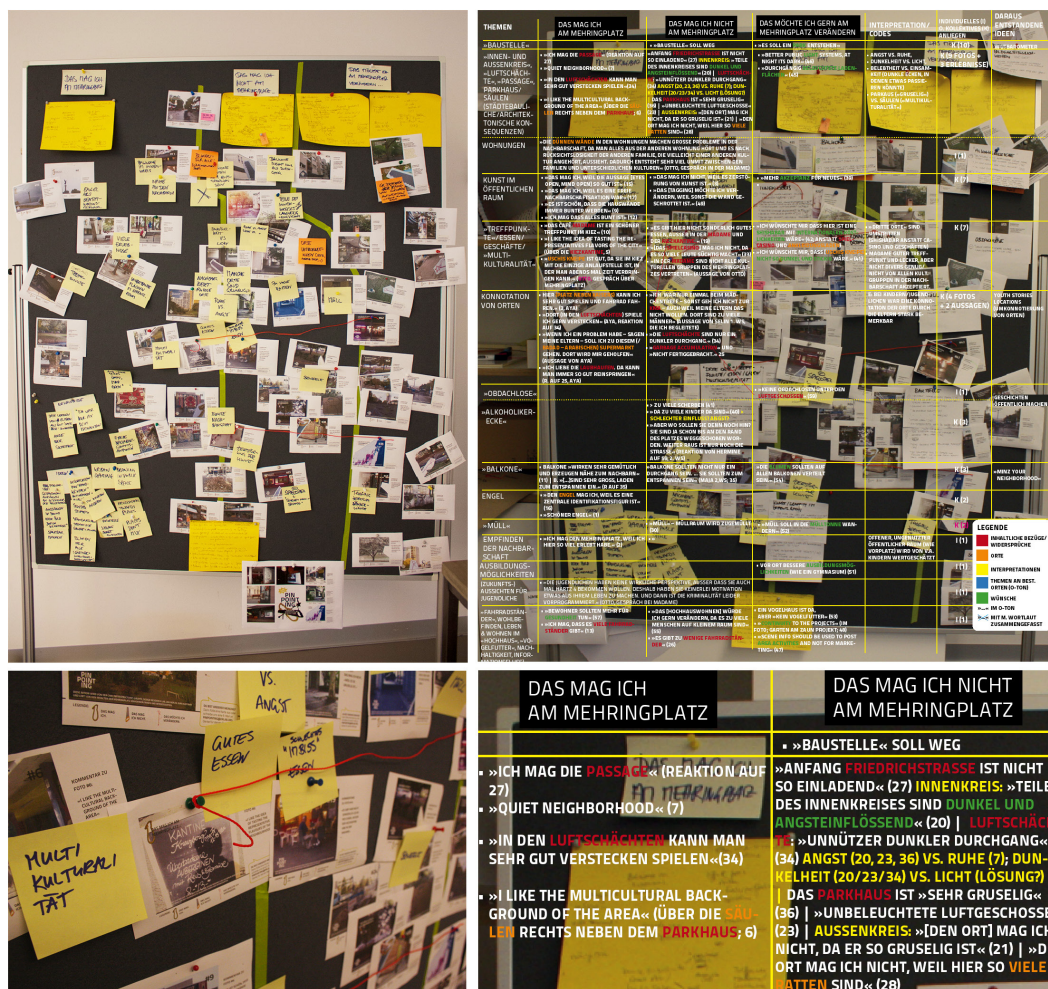


Abbildung 3.32: Analyse der bisher generierten Inhalte

sollte dabei helfen inhaltliche Überlappungen und Unterschiede zu identifizieren. Durch die generierten Inhalte sollten Codes extrahiert und lokale Themen abgeleitet werden. Die Ergebnisse sollten mit der Einschätzung meines Kollegen, Malte Bergmann, der bei beiden Workshops anwesend war, abgeglichen werden. Anhand des Mappings (s. Abb. 3.32) haben sich zehn lokale Angelegenheiten identifizieren lassen, die in einem nachfolgenden Informationstreffen der Nachbarschaft vorgestellt werden sollten. Identifizierte Angelegenheiten waren u.a. eine fehlende Beleuchtung, Müll im öffentlichen Raum oder eine Langzeitbaustelle ohne sichtbaren Fortschritt, durch welche der zentral gelegene Park der Nachbarschaft seit Jahren blockiert wurde.



Abbildung 3.33: Vorstellung des bisherigen Prozesses sowie der identifizierten Angelegenheiten

4. Das Informationstreffen

Der Gesamtprozess als auch die daraus entwickelten Themen sollten möglichst vielen Anwohnerinnen und Anwohnern, sowie Interessierten, vorgestellt werden. Das Ziel des Treffens war es *eine* Angelegenheit zu identifizieren, welche im Anschluss in Form einer Arbeitsgruppe gemeinsam bearbeitet werden sollte. Das am 9. April 2015 im *Living Lab* stattgefundenene Treffen wurde durch das Verteilen von Flyern, dem Newsletter des Quartiersmanagements, Ausgänge an der Litfaßsäule und an Schaufenstern, durch E-Mails an alle bisher Beteiligten, wie auch durch die persönliche Einladung in der Fussgängerzone, beworben.⁹²

⁹² *Art der Datensammlung:* Meine Kollegin Bianca Herlo hat wichtige Situationen fotografisch festgehalten. Der studentische Mitarbeiter Luis Colin-Malagon hat die Diskussionsinhalte stichpunktartig festgehalten. Auch in diesem Treffen wurde von einer Ton- und Videoaufnahme aufgrund des noch nicht gefestigten Vertrauensverhältnis abgesehen.



Abbildung 3.34: Von l. nach r.: Peter Stefan (ehem. Sozialarbeiter), Frank Rudek (Besucher), Hans (Bildhauer), Sophie Münzberger (Impact Hub), Annette (Lesezirkel) & Christina Piwek (Leiterin des Quartiersmanagements)

Viele lokale und interessierte Akteure sind der Einladung gefolgt, wie die Leiterin der MadaMe, Karin Lücker, die Leiterin des Quartiersmanagements, Christine Piwa, der ehemalige Sozialarbeiter und Initiator des Lesekreises, Peter Stefan, sowie die Lokalaktivistin und Journalistin, Margit Boé.⁹³ sowie ein ortsansässiger Bildhauer. Außerdem war der Mitbegründer des Start-Ups »Sociale«, Moritz Jüdes, eine Initiatorin des neuzugezogenen »Impact Hubs«, Sophia Münzberg, die neu eingesetzte Nachbarschaftsbeauftragte, Rian Simmet, ein regelmäßiger Besucher der Nachbarschaft, Frank Rudek, als auch ein Mitglied des Lesekreises, Annette, anwesend.⁹⁴

Die Ergebnisse wurden von allen teilnehmenden Akteuren positiv aufgenommen. Es gab eine rege Diskussion über die identifizierten Angelegenheiten zwischen den Beteiligten. Die vorgestellten Themen wurden mit weiteren Ideen

⁹³Boé publiziert die Lokalzeitung »La Belle Alliance« und »Victoria Gazette« und möchte durch verschiedene Aktionen, wie Unterschriftensammlungen oder angemeldeten Bemalungen des öffentlichen Raums, die Nachbarschaft stärken.

⁹⁴Das detaillierte Protokoll des Treffens ist im Anhang auf S.280 zu finden

angereichert, wie eine Zusammenarbeit mit dem in der direkten Umgebung angesiedelten, renommierten Theaterhaus Hebbel am Ufer (HAU), um der negativen Konnotation der Nachbarschaft entgegenzuwirken (Vorschlag von der Lokalaktivistin Bo ), eine Aktion zur Diversifizierung der unterschiedlichen Treffpunkte der Nachbarschaft durch vergünstigte Familienangebote (Vorschlag von der Leiterin des Quartiersmanagements Piwa), oder alltagsnahe Entschädigungen für die Langzeitbaustelle, wie Freikarten für öffentliche Verkehrsmittel, finanziert von der Baugesellschaft der Baustelle, den Berliner Verkehrsbetrieben (BVG; Vorschlag von der Leiterin des Café MadaMe Lücker).

Nach zweieinhalb Stunden ist das Treffen mit vielen Ideen und Kontroversen zwischen den anwesenden Interessenstr gern ohne konkretes Ergebnis zu Ende gegangen. Das »dialogische« Gespräch (Sennett, 2012, S.18)⁹⁵ hat zwar interessante Erkenntnisse über die Nachbarschaft hervorgebracht, jedoch konnten keine konkreten Themen und weiterführende Termine festgelegt werden.

Das Informationstreffen hat gezeigt, dass es in der Mehringplatz-Nachbarschaft zu wenig Gelegenheit gibt, sich außerhalb von institutionellen Strukturen zu treffen und miteinander auszutauschen. Es haben sich wichtige, heterogene Interessensträger und Individuen an diesem Nachmittag zusammengefunden, für welche die vorhandene Zeit zu gering war, um einen kollektiven Prozess anzustoßen.

5. Audiobox und Projektion zur Diskussion um die Baustelle

Da durch die bisherigen Pinpoint-Aktivitäten (Workshops, Projektion und Informationstreffen) keine Vergemeinschaftungstendenzen entstanden sind, wurde eine Gesamtreflexion aller bisher stattgefundenen Aktivitäten, samt der ausgewerteten Erkenntnisse, durchgeführt. Dabei ist aufgefallen, dass durchweg *ein* Thema von allen Bewohnergruppen des Mehringplatzes in den unterschiedlichen Prozesstadien geäußert wurde: nämlich die Langzeitbaustelle des Meh-

⁹⁵Das »dialogische« Gespräch ist ein Gespräch ohne Ergebnis. Im Gegensatz dazu steht das dialektische Gespräch (s. Herleitung auf S.57). Auch wenn ein »dialogisches« Gespräch ohne konkretes Ergebnis zuende geht, kann ein qualitativ hochwertiges Gespräch geführt und wichtige Argumente ausgetauscht worden sein.

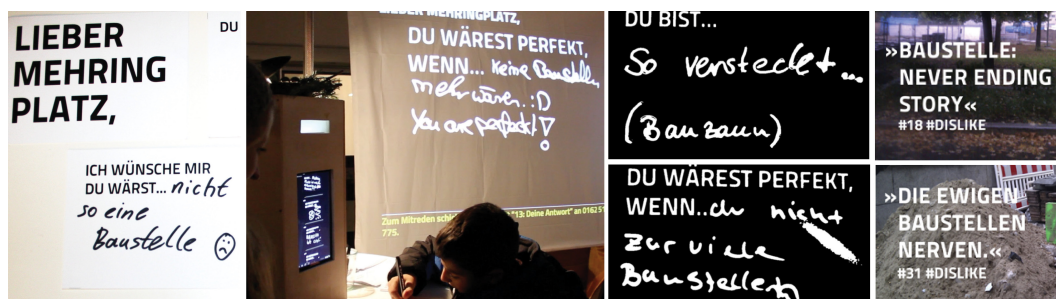


Abbildung 3.35: Baustellenaussagen während des Gesamtprozesses

ringplatzes (s. Abb. 3.35). Die Baustelle blockierte seit Jahren den zentralen Park mit geräumiger Rasenfläche und Brunnen inmitten aller Wohnhäuser. Zudem wurde durch die Baustelle die Durchgangspassage zur U-Bahn-Haltestelle, zur Einkaufspassage und zum Wochenmarkt unzugänglich gemacht.

Die nun geplante Aktion zielte darauf ab, nicht nur eine Angelegenheit der Nachbarschaft aufzunehmen, sondern auch eine direkte »Ergebnissichtbarkeit« (Piwek, 2014) folgen zu lassen. Zudem sollte der Nachbarschaft aufgezeigt werden, dass durch nachbarschaftliche Vergemeinschaftung und der konstruktiven Auseinandersetzung mit lokalen Themen und anderen Anwohnerinnen und Anwohnern Veränderungen möglich sind.

Ein weiteres Ziel war es eine konstruktive Form des Protestes zu initiieren. Der Protest sollte nicht nur auf Beschwerden basieren, sondern vor allem zukunftsgerichtete, konstruktive und umsetzbare Vorschläge hervorbringen. Ziele des Protestes waren, einen Dialog mit dem Träger der Baustelle, den Berliner Verkehrsbetrieben (BVG), aufzubauen und eine Entschädigung für die Nachbarschaft für Baulärm und anhaltenden Teergeruch, sowie eine zeitnahe Fertigstellung einzufordern.

Um sich diesen Forderungen stellen zu können, entstand das Konzept der Audiobox, ein Werkzeug, welches den Zielsetzungen, aber auch den lokalen Anforderungen entsprach.⁹⁶ Durch die gewählte Art der Interaktion (s. Abb. 3.36) sollte es an die Kommunikationsgewohnheiten der Nachbarschaft – vor allem

⁹⁶Die Konzeptentwicklung als auch Umsetzung der Audiobox hat mit meinen Kollegen Malte Bergmann, Fabrizio La Moncha und Lutz Reiter stattgefunden.

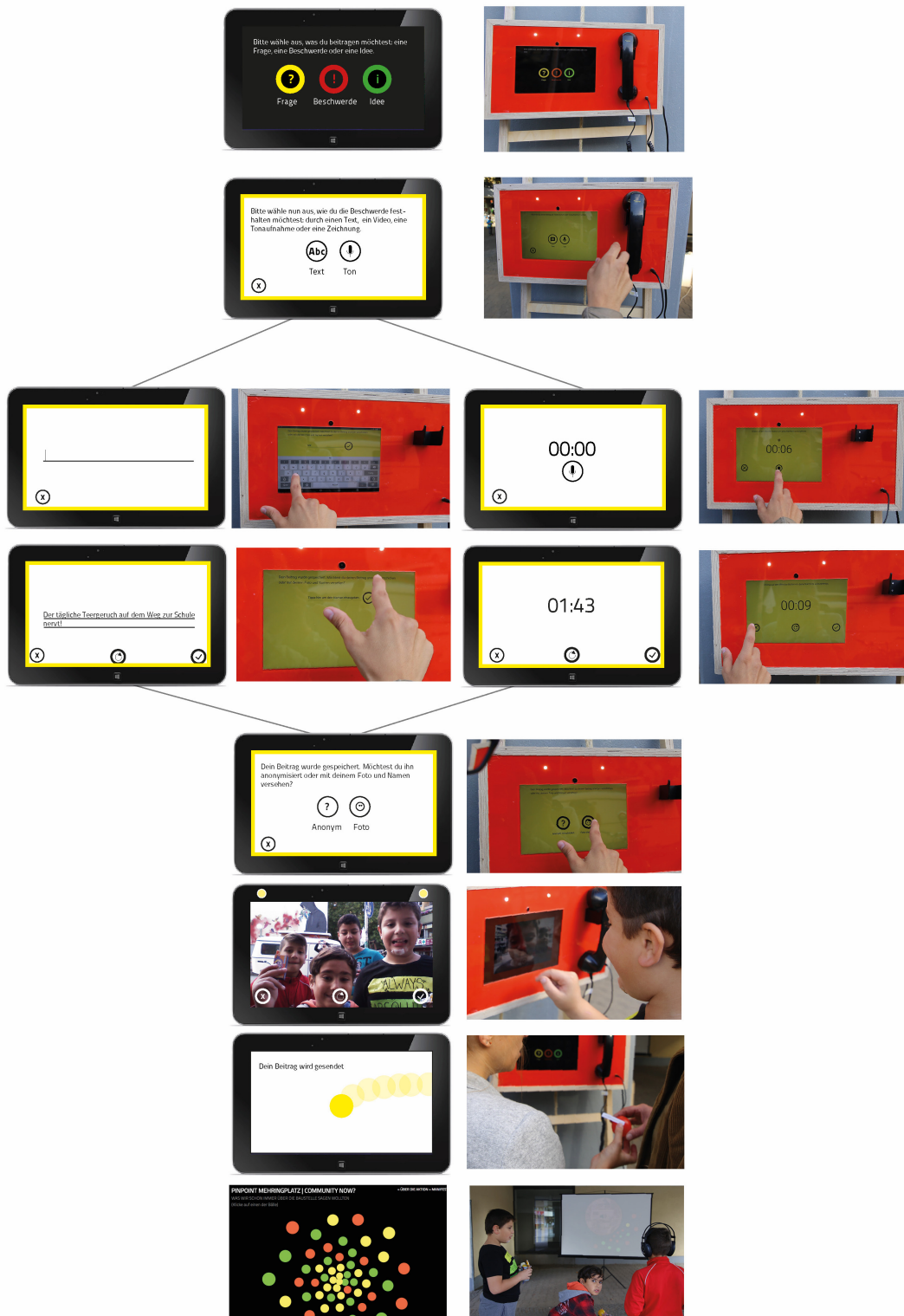


Abbildung 3.36: Interaktionsmuster der Audiobox



Abbildung 3.37: Notfallsäule der BVG, in: Wyrembek (2011)

der Kinder und Jugendlichen – angepasst sein: Hauptkommunikationsweg war die Tonaufnahme. Das digitale Touch-Interface des integrierten Tablets beinhaltete Icons, welche durch Farbcodes schnell zu erfassen waren (gelb: Frage, rot: Beschwerde, grün: Idee).⁹⁷ Auf freiwilliger Basis konnte ein Name und/oder Foto hinzugefügt werden.⁹⁸ Nach dem Einreichen eines Beitrags sollte ein Andenken an die Aktion (*Give-Away*) überreicht werden, welches aus einem Ball in der Farbe des projizierten Eintrags und der Domain der Website bestand (s. Abb. 3.38).

Aus dem Erfahrungswissen der Fischerinsel-Fallstudie war die Box höhenverstellbar, und so auch für Kinder oder Rollstuhlfahrer bedienbar (s. Abb. 3.38). Zusätzlich zur Audiobox gab es eine Projektion, auf welcher die aufgenommenen Statements angezeigt und anzuhören waren (s. Abb. 3.36 & 3.40). Die Audiobox und die Projektion waren hinter der Hauptbühne installiert. Der nicht von allen Seiten einsehbare Ort fiel aber trotzdem beim Ankommen oder Verlassen des Festes durch die farbige Front und der großflächigen Projektion im Hintergrund direkt ins Auge.⁹⁹

⁹⁷Neben der Tonaufnahme konnte das Statement auch schriftlich abgegeben werden.

⁹⁸Letztere Option wurde hinzugefügt, da datenschutzrechtliche Bedenken gegenüber dem eigenen Bild gewehrt werden sollten.

⁹⁹Nach dem Sommerfest wurde die Installation noch ca. zwei Wochen in dem Café Madame aufgestellt, sodass weitere Nachbarinnen und Nachbarn ihre »Stimme« abgeben konnten (s. Abb. 3.40).

Während des Sommerfestes (Dauer ca. 4 Stunden) und in den darauffolgenden zwei Wochen durch die feste Installation der Audiobox im Café Madame nahmen 45 Personen an der Aktion teil, worunter sich vor allem noch nicht bekannte Akteure der Nachbarschaft befanden. Es wurden jeweils zu einem Drittel Fragen, Beschwerden und Ideen eingebracht.¹⁰⁰ Die Beschwerden bezogen sich auf den Baulärm, den Teergeruch, den großflächigen Bauzaun, sowie die Dauer der Baustelle. Die Fragen betrafen die fehlende Transparenz der Baugesellschaft gegenüber der Nachbarschaft, die mögliche Einforderung eines Mietmangels durch Baulärm und die subjektiv wahrgenommene Nicht-Priorisierung der Baustelle im Vergleich zu anderen Bauvorhaben. Anstelle der Baustelle, wurde sich ein Spielplatz, ein Wald, eine Wippe, eine Sitzbank, ein Hundepark, ein Rummel oder eine gemeinsame Küche gewünscht. Zur Information über den weiteren Prozess der Aktion wurde die Adresse des Blogs weitergegeben. Der Großteil der Statements wurde durch eine Soundaufnahme abgegeben. Überraschenderweise war die Selfie-Funktion, wie auch das Give-Away, welches bei Freundinnen und Freunden auf dem Fest entdeckt wurde, ein zusätzliches Motivationsmoment für Kinder und Jugendliche, sich an der Aktion zu beteiligen.

6. Verstetigung des Protestes in der Nachbarschaft

Als nächste Aktion folgte die Umsetzung eines »Manifests«, welches aus den gesammelten Statements bestand.¹⁰¹ Es wurde als ein 2,5 Meter großes Poster und ein handliches A6 großes Booklet umgesetzt (s. Abb. 3.40). Durch das Manifest sollte eine Materialisierung des Protestes stattfinden und die Sichtbarkeit und Wirkung der Aktion innerhalb und außerhalb der Nachbarschaft erhöht werden.

¹⁰⁰Alle detaillierten Antworten können auf der Website mehringplatz.community-now.org [zuletzt gesichtet am 7.11.2017] unter dem Menüpunkt »Manifest« nachgelesen werden.

¹⁰¹Das »Manifest« wurde digital auf der dazugehörigen Website mehringplatz.community-now.org [zuletzt gesichtet am 5.3.2018] veröffentlicht.



Abbildung 3.38: Höhenverstellbarkeit der Audiobox

Parallel dazu wurden die Aktivitäten dem Sanierungsbeirat »Südliche Friedrichstadt« vorgestellt, mit dem Ziel die Ergebnisse an ein Bürgergremium zu übergeben, welches sich – unterstützt mit den gesammelten Informationen der Aktion – für die Stärkung der Nachbarschaft aufgrund der anstehenden Bauvorhaben – einsetzen sollte. Trotz persönlicher Zustimmung des Vorhabens während der Sitzung als auch darin stattgefundenen Gründung eines Arbeitskreises, erfolgte keine Terminierung zur weiteren Ausarbeitung des Vorhabens. Daher wurde das Manifest eigenständig einer Mitarbeiterin des Bauträgers, der BVG, samt Erläuterungen der Gesamtktion überreicht, worauf sie positiv und konstruktiv reagierte.

Als direkte Konsequenz aus der Audiobox-Aktion, lassen sich mehrere Veränderungen in der Nachbarschaft ableiten, wie das Einberufen eines Informationstreffens seitens des Bauträgers aufgrund einer fortführenden Baustelle in der Einkaufspassage der Nachbarschaft, eine Finanzierung zur nachbarschaftlichen Nutzung der Bauzäune als Informationsquelle über den Prozess dieser Baustelle, sowie die Einrichtung eines Newsletters, der Transparenz über den Verlauf der Baustelle herstellen und über eventuellen Verzögerungen informieren sollte.

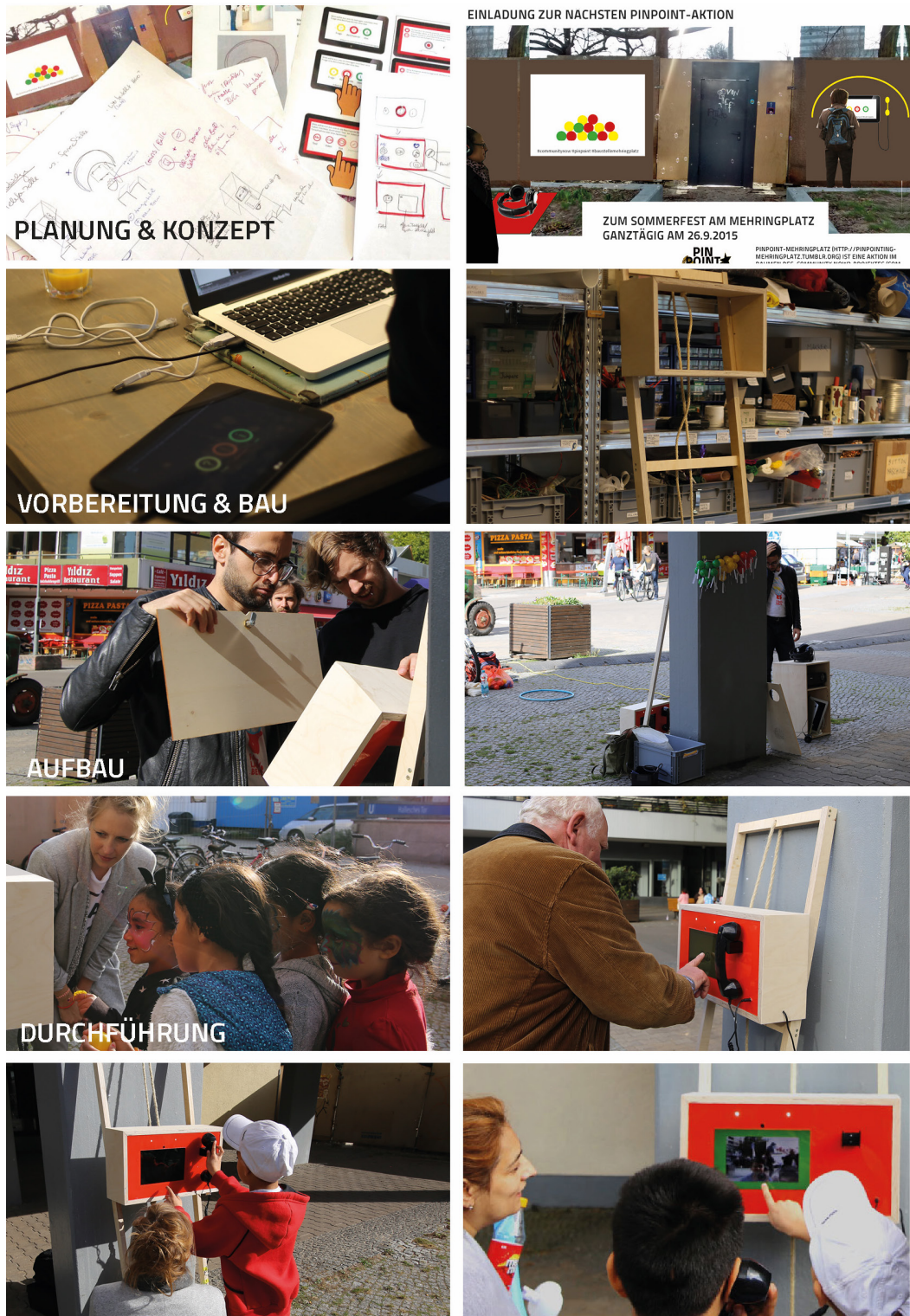


Abbildung 3.39: Prozess mit Audiobox Teil 1

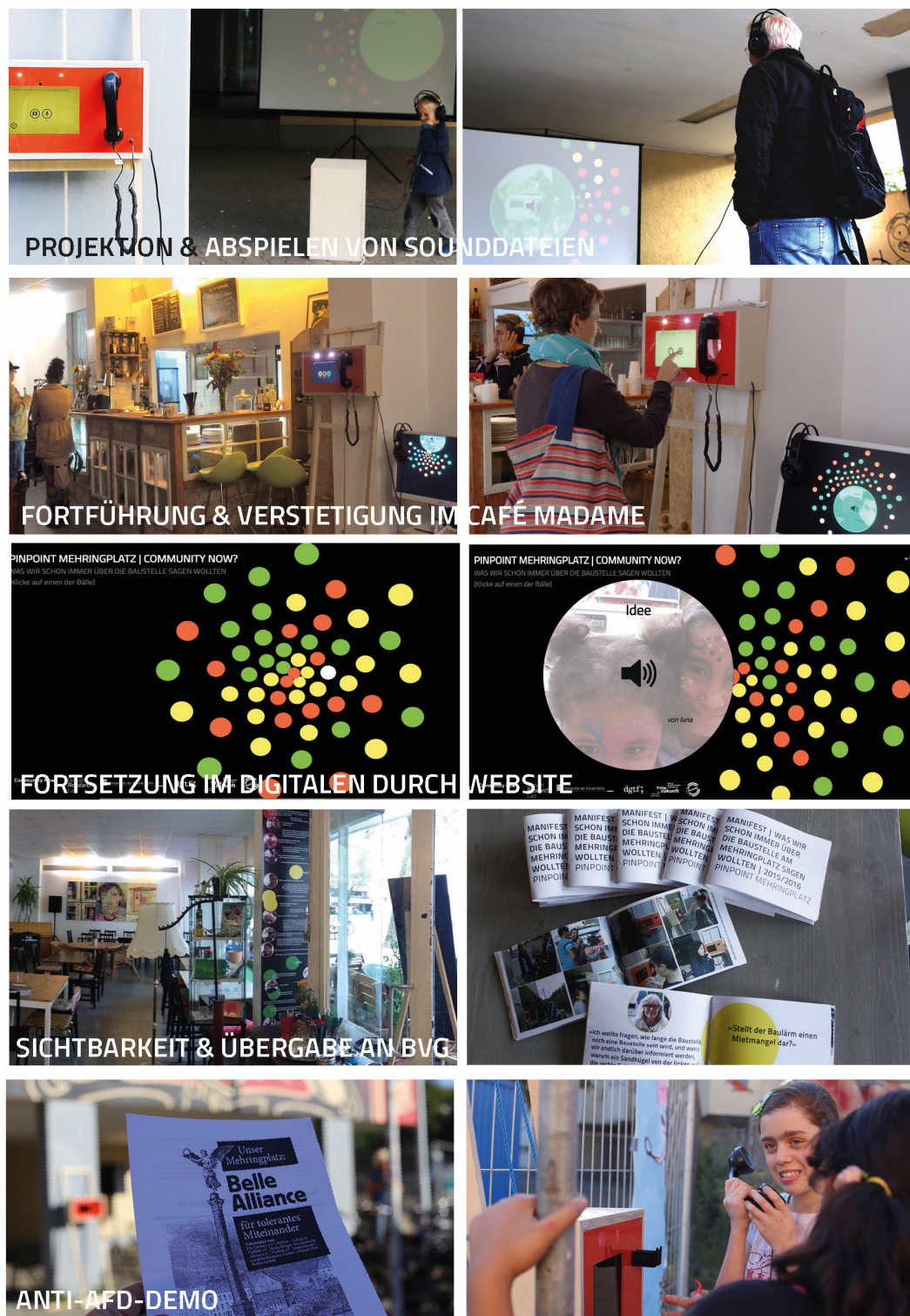


Abbildung 3.40: Prozess mit Audiobox Teil 2

Außerdem wurde die Audiobox für weitere Protestaktivitäten in der Nachbarschaft angefragt. Sie sollte für eine Anti-AfD-Protestkundgebung zum Thema »Wir am Mehringplatz« Statements sammeln. An der Protestaktion nahmen Parteienvertreterinnen und -vertreter der Grünen, der SPD und der Linken teil. Aufgerufen und initiiert wurde diese Aktion durch die Leiterin des Café Madame, Karin Lücker. Für diese Aktion wurden die Kategorien »Bunte Nachbarschaft«, »Zusammenhalt« und »Mitbestimmung« durch die Audiobox abgefragt. Im Anschluss war die Audiobox wiederum zwei Wochen im Café Madame aufgestellt, um die Aktion zu verstetigen und die Möglichkeit der Fortführung zu geben.¹⁰²

Die Pinpoint-Aktivitäten, darunter vor allem die Audiobox-Aktion, haben das Ziel erreicht die bisher nicht aktive Anwohnerschaft, darunter vor allem die Jugendlichen, anzusprechen und zu aktivieren. Durch die unterschiedlichen Zugänge (digital und analog) als auch Darstellungsformen (Poster, Booklet, Website), sollten die Aktionen so vielen Ansprüchen wie möglich gerecht werden. Es hat eine Akkumulation als auch Sichtbarmachung der Stimmen der Nachbarschaft stattgefunden, in der Hoffnung, dass es die lokalen Kräfte für weitere Aktionen gestärkt hat und dadurch alternative Wege aufgezeigt wurden.

3.1.9 Ein strukturierter Prozess, viele Werkzeuge und punktuelle Gespräche: Zwischenfazit Mehringplatz

Im Folgenden soll die zweite Fallstudie unter den gleichen Kategorien wie die erste Fallstudie ausgewertet werden. Im Anschluss werden die Erkenntnisse beider Fallstudien miteinander verglichen (s. S.198).

¹⁰²Der Einsatz der Audiobox hat in diesem Durchgang nicht so viel Motivation bei den lokalen Akteuren ausgelöst, wie beim ersten Einsatz. Ein Grund dafür können die abstraktere und politischere Themenstellung gewesen sein.

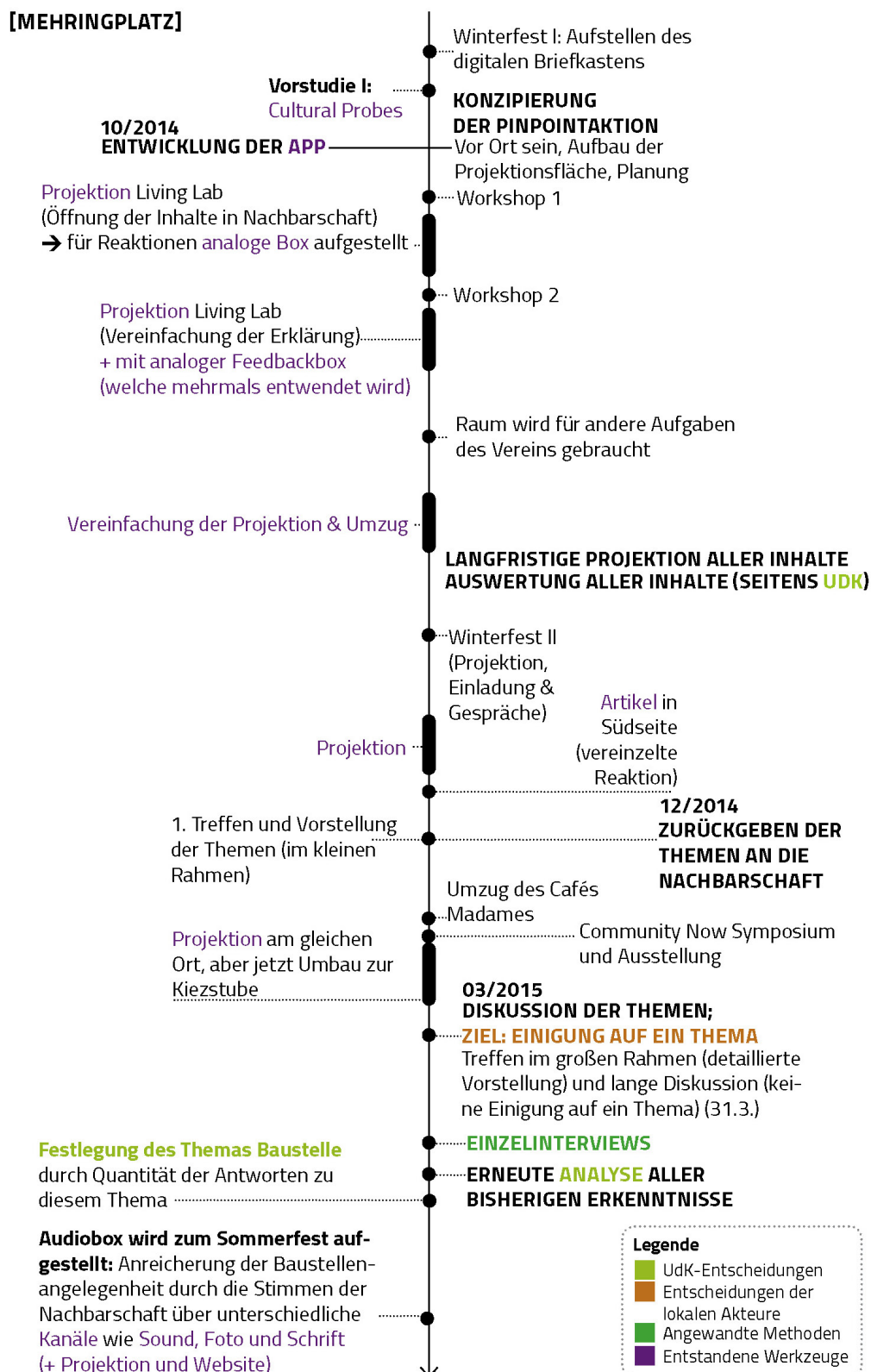


Abbildung 3.41: Zeitlicher Ablauf der Fallstudie Mehringplatz

1. Kooperation

Struktur der Treffen

In der Mehrringplatz-Fallstudie haben die Treffen in unregelmäßigen Abständen stattgefunden, d. h. zu bestimmten Anlässen und Zielsetzungen. Dadurch wurde eine geringere Anzahl an Treffen durchgeführt. Dafür waren die stattgefundenen Treffen aber sehr intensiv und erkenntnisreich.

Durch die Unregelmäßigkeit der Treffen und die Verschiedenheit der zu behandelnden Themen,¹⁰³ fluktuierte auch die Teilnehmerschaft, welche aber immer eine heterogene Zusammensetzung aufwies. Nur eine Handvoll Akteure, die vor allem zu den bereits engagierten, älteren Interessensträgern der Nachbarschaft zählten, haben regelmäßig an den Treffen teilgenommen.

Ein weiterer Grund der fluktuierenden Teilnehmerschaft war die Herausforderung einen langfristigen Kontakt zu den Jugendlichen aufzubauen: Es muss festgehalten werden, dass es kaum möglich war, die Kontaktdaten der Jugendlichen in Erfahrung zu bringen, was auf unterschiedliche Art und Weise versucht wurde. Die Jugendlichen oder auch ihre Eltern konnten oder wollten keine Kontaktinformationen hinterlassen. Unbehagen bei der Herausgabe persönlicher Informationen, kulturelle Unterschiede oder die Vorliebe für einmalige Aktionen, können Ursache dieses Problems gewesen sein.

Rekrutierung der lokalen Akteure

Durch die Unregelmäßigkeit der Treffen, die Schwierigkeit des langfristigen Kontaktaufbaus zu den Jugendlichen als auch die Zielsetzung sich mit den Aktivitäten an die individuelle, diverse und bisher nicht aktive Nachbarschaft zu richten, mussten neben dem bereits aufgebauten Netzwerk zur engagierten Anwohnerschaft, vor jedem Workshoptermin erneut lokale Akteure mobilisiert

¹⁰³Die unterschiedlichen Themen waren den jeweiligen Prozessphasen geschuldet. In den ersten Treffen sollten lokale Angelegenheiten ausfindig gemacht, in dem Informationstreffen sollte ein Überblick über lokale Belange gegeben und bei Feedbacksessions sollte die Handhabung und der Einsatz spezifischer Werkzeuge diskutiert werden.

werden. Das vom Quartiersmanagement vorausgesagte geringe Interesse an öffentlichen Belangen (vgl. Piwek, 2014), sollte durch eine persönliche Einladung entgegengewirkt werden. Zusätzlich wurden alle bestehenden Kanäle, gleich, ob digital (Website des Quartiersmanagements, Pinpoint-Blog)¹⁰⁴ oder analog (Aushänge, Flyer)¹⁰⁵ genutzt, um die Aktivitäten anzukündigen.

Nutzung der Räumlichkeiten der Globalen e.V.

Mit dem vorher gefassten Ziel sich nicht einer bestehenden Initiative der Nachbarschaft anzuschließen, hat die Kooperation mit der Globalen e.V., basierend auf die Nutzung von Räumlichkeiten,¹⁰⁶ sehr gut funktioniert.¹⁰⁷

Allein durch die Nutzung der Räumlichkeiten hat jedoch eine inhaltliche Zuordnung der Aktivitäten zum Globale e.V. stattgefunden. In zukünftigen Forschungsprojekten sollte in Betrachtung gezogen werden einen neuartigen, temporären Treffpunkt im öffentlichen Raum der Nachbarschaft zu etablieren, um die Zuordnung zu bestehenden Machtgefügen zu vermeiden.

Herausforderung bei den Workshops:

Ungleichgewicht bei Diskussion durch Nichtteilnahme an Exploration

Einer der teilnehmenden Akteure konnte die Exploration mit der Pinpoint-App aufgrund seiner eingeschränkten Gehfähigkeit nicht durchführen. Er hat zwar während des Workshops sehr intensiv mitdiskutiert, konnte aber selbst keine eigene Schilderung der Nachbarschaft in die Diskussion einbringen, was zu einem Ungleichgewicht der nachfolgenden Diskussion geführt hat. Seine häu-

¹⁰⁴pinpointing-mehringplatz.tumblr.com [zuletzt gesichtet 14.8.2017]

¹⁰⁵Die Flyer wurden in der Bäckerei A&O, in der Kiezkantine, im Intihaus, im Café Madame und im Quartiersmanagement ausgelegt. Die Aushänge wurden an der Litfaßsäule des Quartiermanagements oder am schwarzen Brett des lokalen Supermarktes angebracht.

¹⁰⁶Für die Nutzung der Räumlichkeiten unterstützen wir den Verein bei einigen Aktionen in der Nachbarschaft.

¹⁰⁷Obwohl das Kernteam der Globale e.V. nur aus zwei Personen bestand, nämlich der Leiterin Karin Lücker und dem Werkstattleiter Marco Frezzato, und sie vielen unterschiedlichen Verpflichtungen nachkommen mussten, haben sie so oft wie möglich an unseren Aktivitäten teilgenommen.

fig gestellten Fragen wurden von manchen Akteuren als Kritik wahrgenommen und hat die Offenheit des Treffens eingeschränkt.

Bei zukünftigen Workshops sollte solch ein Teilnehmer bzw. solche eine Teilnehmerin mehrere Orte aus dem Gedächtnis und falls möglich mit schnellen Skizzen oder Beschreibungen festhalten, die dann als Diskursobjekt verwendet werden, wodurch dem Ungleichgewicht entgegengewirkt werden soll.

*Organisatorische Herausforderungen bei der Langzeitprojektion:
Wechsel der Räume*

Durch die Doppelnutzung der Räumlichkeiten (z. B. zur Restauration von Bänken) als auch einen Umzug des *Living Labs*, musste die Projektion innerhalb eines Straßenzugs den Ort wechseln. Durch den Umzug ergaben sich neue Ansprechpartner und Zuständigkeiten, wodurch organisatorische, sowie sicherheitsbedingte Absprachen erneut getroffen werden mussten. Der Umzug selbst war jedoch für die Bewohnerschaft kaum bemerkbar, da sich für Passanten im gleichen Straßenzug nur das Schaufenster wechselte.

Erklärung des Beamers:

Da es mir zeitlich und organisatorisch nicht möglich war jeden Tag vor Ort zu sein, war die Hoffnung das Aus- und Anschalten des Beamers auf das Personal des Cafés bzw. des Nachbarschaftsraums zu übertragen. Trotz persönlichen Erklärung als auch schriftlichen Beschreibungen, wurde diese Zuständigkeit kaum wahrgenommen. Nach dem Umzug in den Nachbarschaftsraum (*Kiezstube*) hat die Unterstützung seitens des dort ansässigen Start-Ups *Sociale* zugenommen und so für organisatorische Entlastung gesorgt.

Einwurfbox wurde mehrmals entwendet:

Die Einwurfbox, bestehend aus einem Pappkarton, Postkarten und einem Stift, wurde mehrmals entwendet. In dieser Zeit waren die Projektinformationen »nur« über die Domain abrufbar.

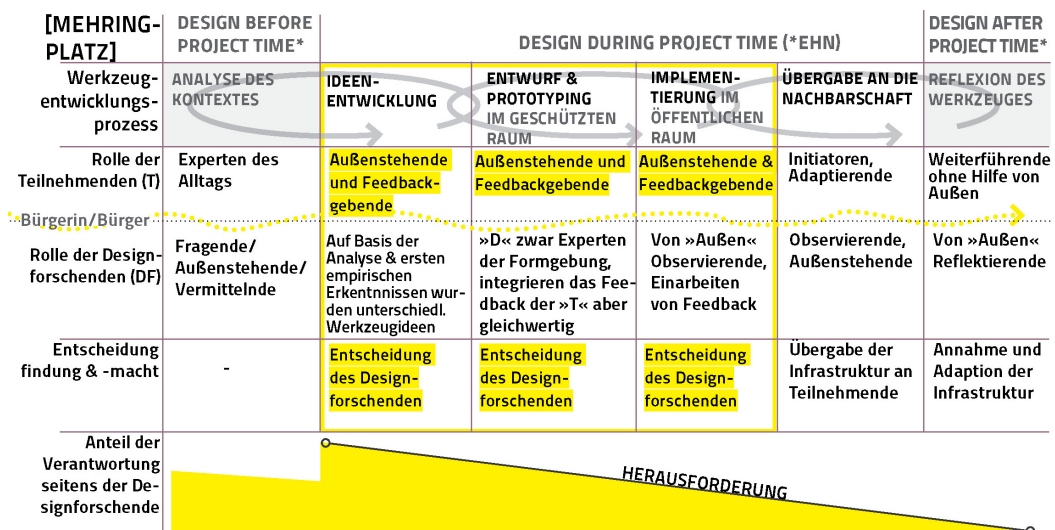


Abbildung 3.42: Rollen zwischen Gestaltenden und teilnehmenden Akteuren in der Fallstudie Mehringplatz

2. Methoden

Aus der rein methodischen Betrachtung dieser Fallstudie lässt sich dennoch festhalten, dass die gedruckten *Cultural Probes* in der Mehringplatz-Nachbarschaft keinen Zugang ermöglichten.¹⁰⁸ Erst die Entwicklung digitaler Werkzeuge, eingebettet in die persönliche Ansprache und in Workshops, führte zum Zugang der bisher nicht engagierten Anwohnerschaft des Mehringplatzes.

¹⁰⁸Die *Cultural Probes* werden in dieser Dissertation sowohl als Methode (experimentelle Abfrage von implizitem Wissen, Forschende treten in den Hintergrund, usw.) als auch als Werkzeug, über welches ein Zugang zur Nachbarschaft bewerkstelligt werden kann, betrachtet.

3. Entscheidungsfindung, Rollenverteilung, Transparenz & Vertrauen

Aufbauend auf der Erfahrung in der Fischerinselstudie wurde die Trennung zwischen gestalterischer¹⁰⁹ und nachbarschaftlicher Kompetenz¹¹⁰ noch einmal verstärkt. Die dazugehörigen Rollen wurden vor allem bezüglich der Werkzeugentwicklung zunehmend getrennt. Dadurch wurde die eigentliche Werkzeugentwicklung aus der Nachbarschaft ausgelagert und die damit einhergehenden Entscheidungen seitens der Designforschenden getroffen. Die Zusammenarbeit mit der Nachbarschaft hat sich auf die Phasen vor und nach der Werkzeugentwicklung fokussiert: es wurden wichtige Erkenntnisse im Vorfeld gesammelt, die Einfluss auf das Konzept der Werkzeuge hatten. Durch den jeweiligen Einsatz des Werkzeugs wurde wichtiges Feedback zur Benutzung der Werkzeuge als auch Inhalte über die Nachbarschaft selbst gesammelt und besprochen.¹¹¹

Mit jedem Einsatz eines Werkzeugs wurde jeweils eine Phase des Forschungsprojektes bearbeitet (s. Abb. 3.49). Jedes Werkzeug wurde also für eine bestimmte Forschungsphase konzipiert, welches durch das jeweilige Wissens- und Erfahrungsrepertoire aus der Nachbarschaft beeinflusst wurde.

Auch die inhaltliche Analyse (s. S.169) hat nicht partizipativ stattgefunden. Die Ergebnisse wurden der Nachbarschaft in Einzelgesprächen (s. Abb. 3.43) oder in groß angelegten Informationstreffen übermittelt (s. S.170) und wiederum mit deren Feedback angereichert. Durch diese klare Trennung kam es zu weniger Unsicherheiten im Prozess und Überlappungen bei der Rollenverteilung. Für zukünftige Forschungsvorhaben mit geringer zeitlicher Kapazität und einem Fokus auf die Technologieentwicklung, kann dieser Ansatz empfohlen werden.

4. Offener Prozess, Flexibilität und Zielsetzung

Je nach Perspektive hat ein offener oder auch konkretisierter Prozess in der Mehringplatz-Fallstudie stattgefunden. Unter der Perspektive der Vergemein-

¹⁰⁹Designforschende: Profession *Gestaltung und Begleitung des Prozesses*

¹¹⁰Teilnehmende Akteure: Profession *Nachbarschaft*

¹¹¹Wobei auch gesagt werden muss, dass sich durch die wechselnde Teilnehmerschaft auch die Feedbackgeber der zu testenden Werkzeuge wechselten.



Abbildung 3.43: Abgleich unserer Erkenntnisse mit dem ehemaligen Sozialarbeiter des Mehringplatzes

schaftung – mit dem Ansatz über ein Thema eine Gemeinschaftsbildung anzustoßen – war der Prozess sehr offen, da immer andere lokale Akteure an den Treffen teilgenommen haben. Da sich keine Kollektivierungstendenzen ergeben haben, stellt sich nun die Frage, ob der Prozess diesbezüglich *zu* offen gestaltet war. Es bleibt unbeantwortet, ob die Zielsetzung eine Vergemeinschaftung anzustoßen, mit mehr zeitlichen Aufwand erreicht worden wäre.

Nach den theoretischen Ansätzen Deweys und Marres (Herstellung von Öffentlichkeiten) zufolge, ist dieser Ansatz immer noch sehr vielversprechend. Gerade interessensbezogene Vergemeinschaftungen auf Zeit sind als konstruktive, flexible Zusammenschlüsse zunehmend in den Fokus der wissenschaftlichen Betrachtungen gerückt, und sollten in weiteren Forschungsvorhaben noch einmal adressiert werden.¹¹²

¹¹²DiSalvo (2009, S.49) rät dazu so wenig Situationen wie möglich »künstlich zu konstruieren«. Daher kann der Ansatz der thematischen Vergemeinschaftung, wodurch die Verantwortung direkt an die Nachbarschaft übergeben wird und dadurch weniger konstruierte Situationen wie möglich entstehen (durch z. B. initiierte Workshops, Interventionen), als zukunftssträchtig an-

Ein konkretisierter Prozess hat bei der Entwicklung der Werkzeuge und den damit einhergehenden Rollen stattgefunden. Durch die Entwicklung mehrerer Werkzeuge – je nach Phase des Designprozesses – wurde eine zunehmende Sichtbarkeit der lokalen Bedarfe geschaffen. Dadurch lässt sich erhoffen, dass die schwer aktivierbare Nachbarschaft in Zukunft mehr Mut fasst die eigene Stimme für *ihr* lokales Umfeld einzubringen. Die Wirkung aller Aktivitäten der Fallstudie werden im Detail im Kapitel »Wirkung und Veränderung« (s. S.195) betrachtet.

5. Werkzeuge, Infrastruktur und Transfer

Durch den Einsatz des digitalen Briefkastens beim Winterfest wurde deutlich, dass Schrift als Form der Äußerung für die Jugendlichen nicht die niederschwelligste Form der Artikulierung darstellt (s. Abb. 3.26). Dadurch sollten vor allem visuelle Mittel und Sound als intuitive Medien eingeführt werden. Die spielerischen Komponenten sollten durch digitale Technologien integriert werden.

Diese Erfahrungen halfen dabei Aktivitäten und Werkzeuge zu konzipieren, die einen Zugang zur bisher nicht engagierten Anwohnerschaft und darunter vor allem zu den Jugendlichen, ermöglicht haben. Dabei geholfen hat die persönliche Ansprache im Vorfeld eines jeden Workshops, die entwickelte App als Anziehungspunkt für Jugendliche, die »unmittelbare Ergebnissichtbarkeit« (Piwek, 2014, S.20) durch die entwickelten Projektionen und Poster, als auch die Einbettung der Werkzeuge in Treffen mit persönlichem Austausch.

Als eine der einflussreichsten und sichtbarsten Aktionen hat die Audiobox beigetragen. Das Werkzeug, welches auf mündlichen Aussagen aufbaut und gleichzeitig die eigene Stimme sichtbar macht, hat für die Mehrringplatz-Nachbarschaft mit ihren diversen und meist jungen Akteuren direkt im ersten Durchlauf funktioniert. Es gab kaum Verständnisprobleme und das Werkzeug hat eine ernsthafte Beantwortung der jungen Akteure bewirkt. Auch eine veränderte, offenere Kommunikation seitens des Bauträgers gegenüber der Nachbarschaft wurde durch die Sichtbarkeit des positiven Protests bewirkt.

gesehen werden.

Herausforderung der Aufnahme von Sound bei öffentlichen Interventionen

Für zukünftige Projekte muss noch einmal reflektiert werden, dass die Nutzung von Soundaufnahmen im öffentlichen Raum herausfordernd ist, da der Raum nie von anderen Geräuschquellen abgeschirmt oder kontrolliert werden kann. Daher sind auch die Aufnahmen der Audiobox während des Sommerfestes von schlechter Qualität. Für zukünftige Aktionen sollte eine stärkere Abschirmung von Hintergrundgeräuschen angedacht werden oder geräuschabschirmende »Ecken« in die Installation integriert werden.

Werkzeuge innerhalb der Infrastruktur

Die Infrastruktur vor der Fallstudie

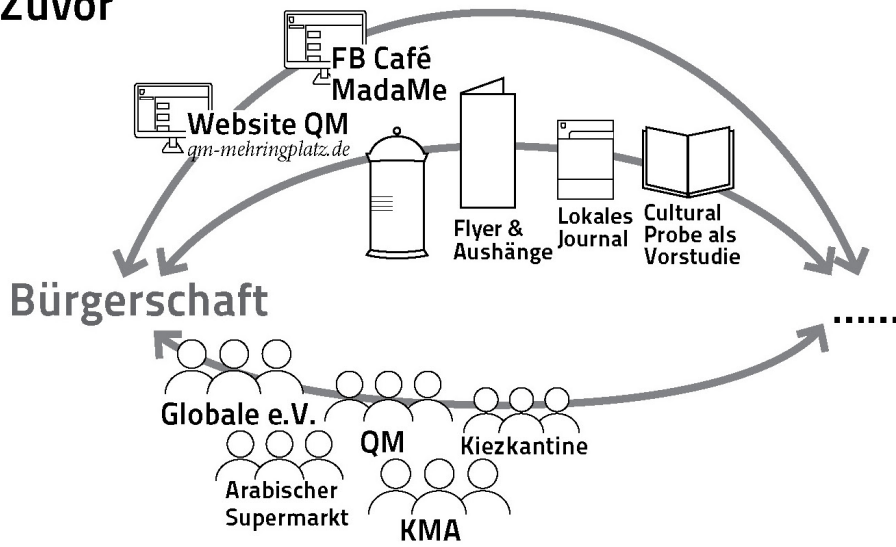
Nach der Reflexion der Werkzeugentwicklung und des partizipativen Prozesses, geht es nun darum die Werkzeuge in ihrer Zusammenstellung mit bereits bestehenden Elementen, d. h. innerhalb der sozio-materiellen Infrastruktur, zu betrachten. Dazu wurde eine Analyse der vorgefundenen sowie neu implementierten Struktur angefertigt. Wie in der ersten Fallstudie wurde mithilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie Latours die menschlichen und nicht-menschlichen Elemente vor und nach der Fallstudie analysiert, wodurch Aufschluss über Veränderungen, die durch die Fallstudie angestoßen wurden, erlangt werden soll (s. Abb. 3.44):

Vor der Fallstudie gab es wenige digitale Elemente in der Nachbarschaft: die Website des Quartiersmanagements¹¹³ bot viele Informationen über die Nachbarschaft. Interessierte konnten einen dazugehörigen E-Mail-Newsletter abonnieren. In Gesprächen mit der Anwohnerschaft wurde diese Website kaum wahrgenommen. Grund dafür könnte sein, dass die informationsüberladene Seite nicht schnell zugänglich und die Inhalte eher dokumentarisch aufbereitet sind. Zudem gab es die Facebookseite des Cafés MadaMe,¹¹⁴ welche jedoch

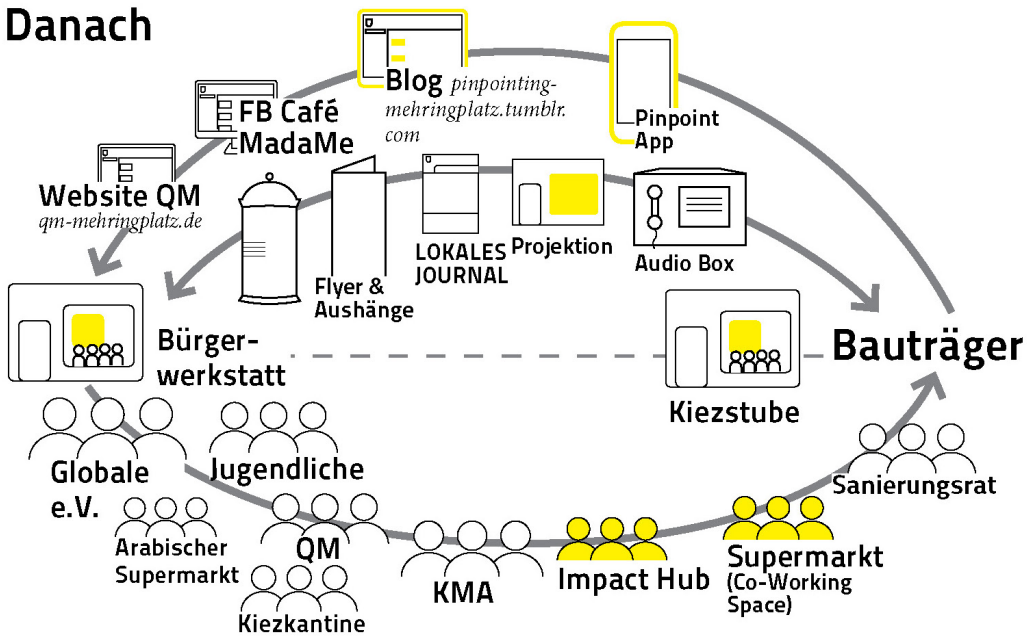
¹¹³www.qm-mehringplatz.de [zuletzt gesichtet am 16.8.2017]

¹¹⁴facebook.com/MadameHandmade [zuletzt gesichtet am 16.8.2017], letzter Post von 2015

Zuvor



Danach



LEGENDE

Adressaten der Aktivität z.B. Individuen oder Gruppierungen aus der Bürgerschaft

Digitale Aktanten

Hybride Aktanten

Menschliche Aktanten

Empfänger der Aktivität z.B. Vertreter/innen des öffentlichen Sektors, restliche Nachbarschaft, Verwaltung o.Ä.

Durch die Fallstudie neu entstandene Konstellationen und Elemente

Abbildung 3.44: Analyse der Infrastruktur vor & nach der Fallstudie Mehringplatz

durch wenige, veraltete Beiträge kaum Einblick in das lokalen Aktivitäten bot und dadurch noch weniger Aufmerksamkeit generierte.

Ein analoges Element der vorhandenen Infrastruktur war die vierteljährlich erscheinende Sanierungszeitung *Südseite*, welche vor allem über das Sanierungsverfahren »Südlichen Friedrichstadt«, über Aktivitäten als auch Beteiligungsmöglichkeiten in der Nachbarschaft informieren sollte. Finanziert durch die »Angewandte Sozialforschung und urbanes Management GmbH« (ASUM), welche vom Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg für das Gebiet beauftragt wurde, lag sie kostenlos in der Nachbarschaft aus. Sie sollte einen schnellen und unkomplizierten Einstieg in die politischen als auch sozialen Aktivitäten der Nachbarschaft bieten. Auch dieses Angebot wurde von der Nachbarschaft kaum als Informationsquelle genutzt – zu groß war die generelle Skepsis gegenüber des großflächig angelegten Sanierungsvorhabens.

Die vorhandenen Treffpunkte, wie das Café MadaMe oder das »IntiHaus« (Initiativen-Haus) – in welchem die Kreuzberger Musikalische Aktion (KMA) oder Vereine, wie »Al Dar e.V.«, eine arabische Fraueninitiative,¹¹⁵ ansässig sind, wussten zwar von der Existenz des anderen, es gab aber kaum überschneidende Aktivitäten. Nur Events, die das Quartiersmanagement mit einer langen Vorlaufzeit angekündigten, wurden gemeinsam bespielt. Aber auch dabei waren die Aktivitätsbereiche klar abgesteckt und verliefen parallel zueinander: die musikalische Bespielung wurde durch die KMA getätigt, ein Verkaufsstand mit Upcycling-Produkten des Cafés MadaMe angeboten und ein Essensstand von dem Verein »Al Dar« betrieben. Während der Veranstaltung wurde sich lediglich um die jeweiligen Gäste, die meist schon vorher bekannt waren, gekümmert.

Ein dagegen herausstechendes Event, welches viele unterschiedliche lokale Akteure an einem Nachmittag unter der Woche anzog, war das Aufstellen der Engelsstatue »Viktoria«, als Wahrzeichen der Nachbarschaft. Die Rückkehr dieses Identifikationsobjektes war für die gesamte Anwohnerschaft von Bedeutung (s. Abb. 3.45).

¹¹⁵Der Verein »Al Dar e.V.« berät und betreut Familien arabischer Herkunft in sozialen und rechtlichen Fragestellungen.



Abbildung 3.45: Das Aufstellen der Engelsstatue wurde mit einem großen Nachbarschaftsfest gewürdigt

Die Infrastruktur nach der Fallstudie

Durch die Fallstudie wurde die Infrastruktur durch mehrere Elemente ergänzt. Auf der technologischen Seite ist der Projektblog¹¹⁶ als auch die Pinpoint-App (s. Abb. 3.27) hinzugekommen: Über den Projektblog sollten stattgefundenen Aktivitäten nachgehalten, als auch neue Aktivitäten beworben werden. Der Blog sollte zudem als erste Anlaufstelle zur Erklärung und Kontextualisierung der Pinpoint-Aktivitäten dienen. Die Pinpoint-App (s. Abb. 3.27) sollte Motivation erzeugen sich spielerisch mit der Nachbarschaft auseinanderzusetzen und auf Augenhöhe über die eigene Umgebung zu berichten. Eingebettet in einen Workshop, kann die App und das digitale Mapping, auch als hybrides Element der Infrastruktur angesehen werden. Als weiteres hybrides Element hat die Audiobox die Kommunikations- und Beteiligungsstruktur der Nachbarschaft ergänzt. Die Audiobox als auch die App waren in erster Linie an die Jugendlichen der Nachbarschaft adressiert, funktionierten aber auch für die restliche Nachbarschaft. Die Langzeitprojektion war vor allem an die breite, noch nicht engagierte Nachbarschaft gerichtet.

¹¹⁶pinpointing-mehringplatz.tumblr.com [zuletzt gesichtet am 22.11.2017]

Die Etablierung und Nutzung des *Living Labs*, sowie die damit einhergehenden Aktivitäten, hat zu Veränderungen der Ausrichtung des Vereins Globale e.V. am Mehringplatz geführt. Von Formaten wie einem Repaircafé oder einer Lernwerkstatt, ist aus der »MadaMe« vor allem in der Mittagszeit ein zentral gelegenes und gutbesuchtes Café geworden. Zudem erweiterten sich die Räumlichkeiten des Globale e.V. durch zusätzliche Flächen, wie z. B. einen Workshopraum in der Nähe des Mehringplatzes, in dem lokale oder an der Nachbarschaft interessierte Akteure Diskussionsrunden und Abendveranstaltungen abhalten können.¹¹⁷

Zusätzlich ist aus den ehemaligen Räumlichkeiten des Cafés, eine für alle Nachbarinnen und Nachbarn nutzbare Räumlichkeit entstanden: die Kiezstube, welche als Fortführung des *Living Labs* angesehen werden kann. Sie wird von verschiedenen Initiativen vor Ort, für Geburtstage, Festlichkeiten sowie Konzerte genutzt.¹¹⁸ Eine vor dem Raum angebrachte Sitzecke wurde regelmäßig von jugendlichen, darunter auch weiblichen Gruppen, für freizeitleiche Aktivitäten, wie zum Schischa rauchen, verwendet und diente dem nachbarschaftlichem Austausch im öffentlichen Raum.

Die Infrastruktur der Mehringplatz-Fallstudie wurde vor allem mit den lokal-spezifisch entwickelten Werkzeugen ergänzt, durch welche alternative und niederschwellige Beteiligungsformen aufgezeigt werden konnten. Durch die Pinpoint-Aktivität sollte illustriert werden, wie kurzfristiges, spielerisches und informelles Engagement aussehen kann. Die Zielsetzung sich gegen den Bauträger in Form eines konstruktiven Protests zu formieren, hat gezeigt, dass die Sichtbarmachung der »Stimmen« der Nachbarschaft, nicht viel Aufwand benötigt. Es bleibt nun abzuwarten, ob sich die Nachbarschaft durch einfache Formen der Beteiligung zukünftig engagiert.

¹¹⁷Nach einer Begehung der Nachbarschaft, habe ich in diesen Räumlichkeiten im November 2016 mit Studierenden der Rotterdam University of Applied Sciences eine Kurseinheit abgehalten.

¹¹⁸Die Kiezstube wird in Kooperation mit der Globale e.V. von der Gewobag Wohnungsbau- und Aktiengesellschaft Berlin finanziert, welche ebenfalls im Besitz des Rundbaus am Mehringplatz ist (gewobag.de/mehringplatz-205.html [zuletzt am 16.2.2018 gesichtet]).

Transfer

Die entstandenen Werkzeuge, d. h. die Pinpoint-App, die Langzeitprojektion und die Audiobox, sind aufeinander aufbauende Medien, die auf unterschiedliche Art und Weise die Nachbarschaft angesprochen haben.

Die Langzeitprojektion hat für diesen lokalen Kontext gut funktioniert und Nachbarinnen und Nachbarn zum Verweilen gebracht. Die Projektion kann mit geringem finanziellen Aufwand und technischen Vorwissen umgesetzt und installiert werden, wodurch sie zukünftig von dieser oder anderen Nachbarschaften genutzt werden könnte.

Vor allem die Pinpoint-App und die Audiobox wurde von der Mehringplatz-Nachbarschaft angenommen. Die Pinpoint-App wurde häufig nachgefragt und auf Android-Telefone interessierter Akteure der Nachbarschaft installiert.¹¹⁹ Auch das Interesse die Audiobox aufzustellen, wurde mehrmals geäußert. Aus diesem Grund kann geschlussfolgert werden, dass ein großflächiger Transfer der Werkzeuge in die Nachbarschaft funktioniert hätte.¹²⁰

Klar ist, sobald zusätzliche finanzielle Mittel zur Verfügung stehen, könnte an dem Schritt, die App und die Audiobox intuitiv adaptierbar zu machen, angesetzt werden: durch eine Vereinfachung der technologischen Komponenten, als auch der Weiterentwicklung eines intuitiven Backends, könnte der Transfer der Werkzeuge in die Nachbarschaft funktionieren.¹²¹

¹¹⁹Der App-Installationslink war jederzeit auf dem Projektblog abrufbar, was jedoch für viele technologieferne Akteure ein unüblicher Weg der Installation (nicht über den App-Store) darstellte. Daher traten sie mit dem Wunsch der Installation an mich heran.

¹²⁰Aufgrund personeller und zeitlicher Engpässe konnte auf die Anfragen bisher nicht eingegangen werden.

¹²¹Was für den digitalen Briefkasten angedacht war, könnte auch auf die Audiobox übertragen werden: Durch eine wetterfeste, vandaliensichere und kosteneinsparende Version der Audiobox könnte eine langfristige Implementierung im öffentlichen Raum ermöglicht werden, wodurch eine Langzeitstudie des Werkzeugs durchgeführt werden könnte. Zudem würde die Nachbarschaft langfristig von der Schnittstelle und der möglichen Herstellung aktiver Öffentlichkeiten profitieren.

6. Skalierbarkeit

Auch die Pinpoint-App¹²² wurde durch unser Zutun bereits in andere Kontexte transferiert und weiterentwickelt: Durch zusätzliche Soundaufzeichnung konnte die App Geschichten über Orte, Menschen und Objekte sammeln. Durch diese Ergänzung entstand die »Memories of the Future«-App,¹²³ die über persönliche Erzählungen (»oral history«) als Anregung für neue Gestaltungskonzepte fungieren sollte. Sie wurde bereits im Rahmen des »DIZF Living Future«-Symposiums in Tel Aviv-Yaffa mit teilnehmenden Akteuren getestet und diente als Grundlage von lokalspezifischen Konzepten.¹²⁴

7. Wirkung und Veränderung (Social Impact)

Es kann festgehalten werden, dass sich die Nachbarschaft während der Projektlaufzeit strukturell stark verändert hat. Die leeren Ladenlokale zogen kreative Institutionen und Firmen an. In der Projektlaufzeit entstanden zwei großräumige Co-Working-Spaces, die Impact Hub GmbH¹²⁵ und die Supermarkt GbR.¹²⁶ Der Impact Hub bietet Firmen, wie der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) oder börsennotierte Unternehmen wie Google, die Möglichkeit des interdisziplinären und kollaborativen Arbeitens. Aber auch Start-Ups oder selbstständige Kreative können sich in die Räumlichkeiten einmieten. Dadurch wechselte sich besonders zur Mittagszeit die Klientel in der Nachbarschaft. Gleichzeitig traten bereits zum Ende der Fallstudie vermehrt Forscherteams an die Nachbarschaft heran, die partizipative Prozesse durchführen wollten, was seitens der aktiven Anwohnerschaft bereits als »negative Veränderung« und »Übersättigung« artikuliert wurde. Zudem sollte in den

¹²²Gleichzeitig wurde auch die Pinpoint-App unter einer Open-Source-Lizenz (github.com/lutzer/pinpoint [zuletzt am 18.11.2017 gesichtet]) veröffentlicht.

¹²³Diese App wurde mit meiner Kollegin Bianca Herlo und meinem Kollegen Lutz Reiter entwickelt. Die Explorationen des gleichnamigen Workshops sind unter »drl.lure.de/pinpoint/#exploration/5« [zuletzt gesichtet am 16.8.2017] zu finden.

¹²⁴Eine weitere Anfrage der App gab es von der Doktorandin Zoya Massoud aus dem Bereich Stadtplanung der TU Berlin. Die App sollte dazu verwendet werden das noch erhaltenen kulturelle Erbe Aleppos in Form von Fotografien oder Erzählungen festzuhalten.

¹²⁵berlin.impacthub.net [zuletzt gesichtet am 22.11.2017]

¹²⁶Der Co-Working-Space »Supermarkt« (supermarkt-berlin.net [zuletzt gesichtet am 22.11.2017]) hat sich nicht neu gegründet, sondern ist vom Berliner Bezirk Wedding an den Mehringplatz umgezogen.

meist international initiierten Forschungsprojekten¹²⁷ die Nachbarschaft als solche adressiert werden. Jedoch waren dafür nicht einmal die grundlegenden Voraussetzungen beachtet worden, was beispielsweise eine englischsprachige Einladung zum Ausdruck brachte.¹²⁸ Dadurch wurde – neben den sowie schon stattfindenden Veränderungen, wie die Sanierung der Nachbarschaft und den damit einhergehenden Anstieg der Mietpreise – zunehmend Missmut gegenüber neuen Institutionen und der »Beforschung der Nachbarschaft« hervorgerufen. Forschungsprojekte mit lokalen Fokussierungen sollten auf eine empathische, ernsthafte und langfristige Nachbarschaftsinvolvierung achten, auch wenn diese Art der Forschung viel persönlichen Einsatz und Zeit fordert, damit vorher entstandene Strukturen nicht in Misstrauen münden. Zudem konnte eine Veränderung bezüglich der Rolle der Leiterin der Mehringplatz-Aktivitäten des Globale e.V., Karin Lücker, festgestellt werden: sie hat sich im Laufe der Projektspanne in immer mehr Gremien für die lokalen Belange der Nachbarschaft eingesetzt. Auch bei einem Informationstermin mit dem Bauunternehmen und der BVG setzte sie sich für die Nachbarschaft und die ansässigen Gewerbetreibenden ein. Die von ihr ins Leben gerufene Anti-AfD-Protestkundgebung hat diesen Eindruck nochmal verstärkt (s. Abb. 3.40).

3.1.10 Lessons Learned Mehringplatz

1. UNREGELMÄSSIGE TREFFEN BIETEN GENÜGEND REFLEXIONSZEIT, MÜSSEN ABER IMMER WIEDER NEU BEWORBEN WERDEN. Dagegen führen regelmäßige Treffen zu eng getakteten Reflexionszeiten, bieten jedoch das Potenzial der Verstetigung, wodurch eine Vergemeinschaftung wahrscheinlicher ist. Je nach zeitlicher und personeller Kapazität sowie Zielsetzung des Vorhabens sollte einer der beiden Modi ausgewählt werden.

¹²⁷So z. B. das EU-geförderte Forschungsprojekt »Euler« (eulerproject.eu) mit dem Teilprojekt »Switch On Mehringplatz«, welches in Kooperation mit dem ortsansässigen Co-Working-Space »Supermarkt« das Ziel verfolgte, lokale Ressourcen zu aktivieren und Fähigkeiten auszubauen, um lokale Akteure auf den Arbeitsmarkt zurückzuführen.

¹²⁸Wie diese englischsprachige Einladung des Teilprojektes »Switch On Mehringplatz«: facebook.com/events/741494829364602 [zuletzt gesichtet am 16.2.2018]

2. PROZESS DER VERGEMEINSCHAFTUNG DARF NICHT ZU OFFEN GESTALTET SEIN. Durch unregelmäßige Treffen und nicht regelmäßiger Präsenz in der Nachbarschaft ist es schwer eine interessenbasierte Vergemeinschaftung zu initiieren. Dafür braucht es sehr viel zeitliche Kapazitäten oder ein Thema, von welchem viele lokale Akteure betroffen sind (vgl. Marres, 2005).

3. NICHT IMMER FÜHREN ANALOGE METHODEN ZU EINEM ZUGANG ZUR NACHBARSCHAFT. Auch digitale Methoden, eingebettet in einen persönlichen Austausch innerhalb eines Workshops, können zu diesem Ziel führen.

4. KLARE ROLLENVERTEILUNG BEI DER WERKZEUGENTWICKLUNG FÜHRT ZU VERTRAUEN & FORTSCHRITT. Eine partizipative Werkzeugentwicklung fordert sehr viel Zeit. Nicht nur die gemeinsame Entwicklung, auch die Kommunikation über Fortschritte und getroffene Entscheidungen ist sehr zeitaufwendig. Aufgrund dieser Komplexität kann es zu Versäumnissen und Misstrauenssituationen kommen. Eine klare Trennung zwischen Werkzeugentwicklung und partizipativen, inhaltsbasierten Diskurseinheiten kann in einer effektiven Werkzeugentwicklung resultieren und Misstrauenssituationen vermeiden. Nichtsdestotrotz sollte darauf hingewiesen werden, dass, falls die zeitliche Rahmung einen partizipativen Werkzeugentwicklungsprozess zulässt, daraus überraschende, bedarfsorientierte und originäre Ideen entstehen können.

5. ERWARTUNGSMANAGEMENT BETREIBEN & TRANSPARENZ DES INFORMATIONSFLOWES HERSTELLEN | Während der Ideenphase muss hervorgehoben werden, dass nicht jede Idee (in Projektlaufzeit) realisiert werden kann. Zudem muss kommuniziert werden, wie und wo Ideen gesammelt bzw. an zuständige Stellen (Quartiersmanagement, Verwaltung, ortsansässige Initiativen, die sich mit Thema beschäftigen, usw.) weitergegeben werden.

6. DIE TRANSFER-, ADAPTIONS- UND ITERATIONSPHASE DER WERKZEUGE SOLLTE MIT GENAUSOVIEL ZEIT UND FINANZIERUNG IM FORSCHUNGSVORHABEN EINGERECHNET SEIN, WIE DIE ENTWICKLUNGSPHASE. Vor allem die Vorbereitung für den Transfer benötigt sehr viel Kapazitäten: es braucht nicht nur mehrere Iterationen der Werkzeuge (Gestal-

tung von intuitivem Back- und Frontend), sondern auch die Erstellung von Anleitungen und das Integrieren von Feedback. Ziel ist es, dass die lokalen Akteure – gleich mit welchem Level an technologischem Wissen – die Werkzeuge bedienen und für eigene Fragestellungen und Anwendungskontexte selbst anpassen können. Durch solche eine intuitive Gestaltung von Back- und Frontends würde die Open-Source-Veröffentlichung immens profitieren.

3.2 Analog & erwartungsvoll trifft digital & unverbindlich: Erkenntnisse aus dem Vergleich beider Fallstudien

1. Kooperation

Reflexion der Ansätze

Der Gesamtprozess der beiden Fallstudien war gegensätzlich angelegt (s. Abb. 3.46). Bei der Fallstudie »Fischerinsel« wurde der Prozess der Kollektivität vorgelagert und erst im Anschluss lokale Themen identifiziert. Der daraus resultierenden Schwierigkeit der Verantwortungsübernahme sollte durch einen veränderten Prozessansatz in der zweiten Fallstudie entgegengewirkt werden: In der Fallstudie »Mehringplatz« sollten zuerst lokale Belange identifiziert und dadurch themenbezogene Interessengemeinschaften gebildet werden. Aufgrund fehlender zeitlicher Kapazitäten oder zu starken Fliehkräften ist es in dieser Fallstudie zu keinem festen Zusammenschluss gekommen.¹²⁹

Reflexion der Treffensstruktur

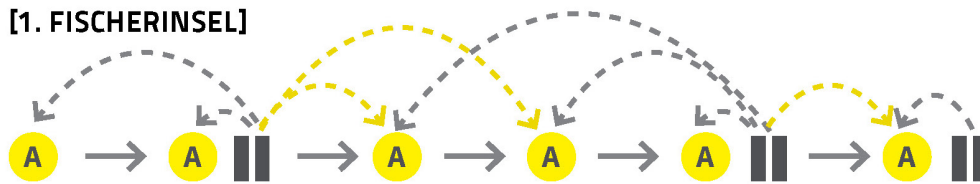
Durch die Regelmäßigkeit der stattgefundenen Treffen in der Fischerinsel-Fallstudie war es nicht immer möglich genug Zeit für die Reflexion zu verwenden (s. Abb. 3.47).¹³⁰ In der Mehringplatz-Fallstudie war es dagegen so,

¹²⁹Trotz alledem sind innerhalb beider Prozesse viele Erkenntnisse, Methoden und Werkzeuge entstanden, die für diese oder auch andere Nachbarschaften zukünftig zu Verfügung stehen und lokale Kräfte bündeln sowie stärken sollen.

¹³⁰Dadurch kam es zu Ausfällen der Treffen oder gemeinsamen Reflexionen (mit den Mitgliedern der »Vernetzten Nachbarschaft«), was wiederum zu einer Durchmischung der Rollen führte.



Abbildung 3.46: Prozessvergleich zwischen der Fallstudie Fischerinsel und der Fallstudie Mehringplatz

[1. FISCHERINSEL]

Durch die Regelmäßigkeit der Treffen war es nicht immer möglich die vorangegangene Aktivität ausreichend zu reflektieren, wodurch manche Treffen zur gemeinsamen Reflexion verwendet wurden.

[2. MEHRINGPLATZ]

Durch die nicht regelmäßigen Treffen konnte das nächste Treffen innerhalb der Mehringplatzfallstudie erst zu dem Zeitpunkt angesetzt werden, nachdem die Reflexion zufriedenstellend abgeschlossen war. Dadurch haben die Aktivitäten zwar in größeren zeitlichen Abständen stattgefunden, der Prozess jedoch konnte kontrollierter stattfinden.

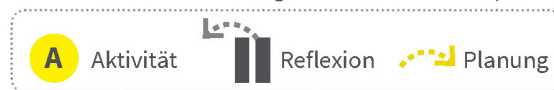


Abbildung 3.47: Reflexionsprozess zwischen den stattgefundenen Treffen

dass die fortführenden Treffen erst zu dem Zeitpunkt angesetzt wurden, nachdem eine ganzheitliche Reflexion stattgefunden hat. Dadurch haben zwar die Aktivitäten in größeren zeitlichen Abständen stattgefunden, waren jedoch detailliert geplant und die Zielsetzung wie auch Rollenverteilung, war jederzeit klar kommunizierbar.

Aus dieser Erfahrung kann geschlussfolgert werden, dass der Mehringplatzprozess kontrollierter stattgefunden hat, es aber in der Fischerinsel-Fallstudie zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit den lokalen Themen kam.

Der Kommunikationsaufwand mit der Nachbarschaft wurde in der Fischerinsel-Fallstudie für den Informationsaustausch vor und nach den stattgefundenen Treffen sowie für die ausgesetzten Treffen oder die gemeinsamen Veranstaltungen verwendet, wodurch er um ein Vielfaches zeitintensiver war als in der Mehringplatz-Fallstudie. In dieser Fallstudie floss der Kommunikationsaufwand in die unregelmäßige, aber vor allem persönlich ausgesprochenen Einladung der diversen Akteure ein.



Abbildung 3.48: Methodische Reflexion der beiden Fallstudien

2. Methoden

Zugang zur Nachbarschaft durch analoge oder digitale Methoden

In Anbetracht des methodischen Vorgehens unterscheidet sich der Zugang zur Mehringplatz-Nachbarschaft grundlegend zur Fischerinselnachbarschaft (s. Abb. 3.48): In der ersten Fallstudie wurde über analoge Methoden (geografisches und infrastrukturelles Mapping) ein erster Zugang zur Nachbarschaft erreicht. Auch die schriftliche Form der Äußerung (Sticker, Postkarten) wurde von dieser Nachbarschaft angenommen.

In der Mehringplatz-Fallstudie hat der Zugang über analoge Methoden in Form von gedruckten *Cultural Probes* nicht funktioniert. Erst die Pinpoint-App mit digitalem Mapping – eingebettet in einem Workshop – hat die lokalen Akteure der unterschiedlichen Bewohnergruppen überzeugt, sich an dem Prozess zu beteiligen. Daher kann nicht verallgemeinert werden, welche Art von Methoden für lokale Kontexte für den Einstieg geeignet sind.

3. Entscheidungsfindung, Rollenverteilung, Transparenz & Vertrauen

Der Grad der Involvierung war in beiden Fallstudien sehr unterschiedlich. Auf der Fischerinsel nahmen die lokalen Akteure nicht nur an allen Treffen und Veranstaltungen teil, sondern legten auch selbst die lokalen Angelegenheiten fest und entwickelten mit uns die Ideen für digital-analogue Schnittstellen. Nur bei der reinen Umsetzung des Prototyps haben wir uns als Designforschende zurückgezogen und die formal-ästhetischen und interaktionsspezifischen Entscheidungen getroffen, was im Vorfeld mit den beteiligten lokalen Akteuren abgestimmt war.¹³¹ Diese Rollenaufteilung hat gut funktioniert, wenn sie auch zu nachfolgenden Problemen bei der Verantwortungsübernahme geführt hat.

Der Involvierungsgrad in der Mehringplatz-Fallstudie fiel bei weitem geringer aus und basierte auf diskursgeleitete Treffen oder interventionistische Aktionen im öffentlichen Raum. Den lokalen Akteuren wurden zwar Einblicke in die ausgelagerte Werkzeugentwicklung gewährt, jedoch war die Informationstiefe eine sehr viel geringere (z. B. Darstellung bereits stattgefundenen Aktivitäten oder Einladungen zu zukünftigen Aktivitäten) als in der Fischerinsel-Fallstudie. Eine stärkere Involvierung in Entscheidungen wurde von den einzelnen regelmäßig engagierten Akteuren der Mehringplatz-Aktivität auch nicht gefordert,¹³² was wiederum mit einem geringeren Verantwortungsgefühl einherging. Auch dies kann einer der Gründe sein, warum keine Gemeinschaftsbildung stattgefunden hat.

Für zukünftige Projekte sollte die Kommunikation mit der Nachbarschaft, z. B. über einen Blog, ebenfalls von den lokalen Akteuren übernommen werden. Dadurch kann eine zusätzliche Analyse, wie die Aktivitäten wahrgenommen und beschrieben werden, durchgeführt werden, um einen Abgleich zwischen Selbst- und Fremdbild zu schaffen.

¹³¹Während des Verlaufs wurden die getroffenen Entscheidungen der Initiative auf unterschiedlichen Kanälen mitgeteilt bzw. zur Verfügung gestellt (Projektblog, Rundmails, Telefonate, s. Abb. 3.49).

¹³²Falls sich dort eine aktive Gruppierung gebildet hätte, hätte sich die Kommunikation sicherlich gegenüber und innerhalb der Anwohnerschaft intensiviert.

4. Offener Prozess, Flexibilität und Zielsetzung

Durch die unterschiedlichen Ansätze beider Fallstudien ergaben sich auch verschiedene Prozessverläufe. In der Fischerinsel-Fallstudie war der Vergemeinschaftungsprozess anfangs sehr offen und konkretisierte sich zunehmend durch die festgelegte Angelegenheit. Gleichzeitig konkretisierte sich auch die Werkzeugentwicklungsprozess durch die partizipativ entstandene Werkzeugidee und die anschließende Materialisierung. Diese Vergegenständlichung verhalf der Konkretisierung des Untersuchungsbereichs und der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Thema der vernetzten Nachbarschaft.

In der Mehringplatz-Fallstudie verliefen der Vergemeinschaftungsprozess und der Werkzeugentwicklungsprozess parallel zueinander. Der Vergemeinschaftungsprozess mit dem Ziel einer themenbasierten Kollektivität verlief sehr offen. Der Werkzeugentwicklungsprozess hat ausgelagert stattgefunden und war durch die hohe Anzahl der entwickelten Werkzeuge sehr konkret.

Beide Prozesse hatten Vor- und Nachteile. Für zeitlich abgesteckte Forschungsprojekte, die bereits im Vorfeld über eine klare Zielvorstellung verfügen und eine Vergemeinschaftung anstreben, eignet sich der Fischerinsel-Ansatz.¹³³ Ein Nachteil ist hier, dass die Zusammensetzung der Vergemeinschaftung nicht so heterogen ausfallen kann, wie gewünscht.

Der Prozess der Mehringplatz-Fallstudie eignet sich eher für langfristig angelegte Forschungsprojekte mit genügend personeller Kapazität. Der Ansatz des themenbasierten Zusammenschlusses ist in solch einer Konstellation sehr vielversprechend, auch was die Weiterführung der Aktivität seitens der Nachbarschaft angeht, da er eher auf die aktuellen gesellschaftlichen Einflüsse, wie den zunehmenden Individualisierungstendenzen sowie dem erhöhten Mobilitätsverhalten, reagieren kann. Der Nachteil ist, dass eine Vergemeinschaftung aufwendig ist.

¹³³So eignete sich dieser Ansatz für das 2016 stattgefundenene Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis«, welches von meiner Kollegin Bianca Herlo, meinem Kollegen Florian Sametinger und mir, begleitet wurde. Die Grundpfeiler des Projektes werden auf Seite 218 im Detail beschrieben.

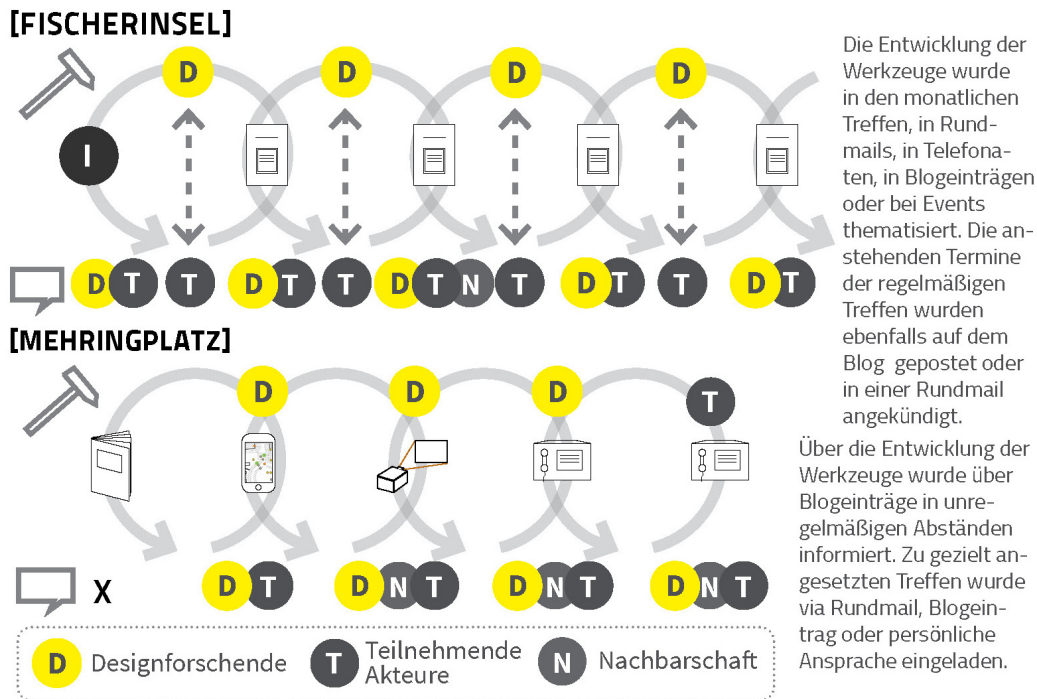


Abbildung 3.49: Entwicklungsprozess der Werkzeuge

5. Werkzeuge, Infrastruktur und Transfer

Innerhalb der Fischerinselstudie wurde vor allem *ein* Werkzeug, nämlich der digitale Briefkasten, in mehreren aufeinander folgenden Entwicklungsstufen durch partizipative Feedbacksessions und Aktionen in der Nachbarschaft iterativ erarbeitet (s. Abb. 3.49).

In der Mehringplatz-Fallstudie wurden pro Phase der Fallstudie ein Werkzeug erarbeitet, da die reine Entwicklung nicht partizipativ stattgefunden hat und dadurch nicht so zeitintensiv war.¹³⁴ Es wurde mit den *Cultural Probes* gestartet, daraufhin die Pinpoint-App eingesetzt, die Langzeitprojektion installiert und anschließend die Audiobox entwickelt, welche auf zwei Events aufgestellt wurde.

Beide Herangehensweisen (s. Abb. 3.49) – ein Werkzeug partizipativ und iterativ zu entwickeln oder auch die Werkzeugentwicklung auszulagern und dadurch spezifisch auf den aktuellen Bedarf der lokalen Umgebung mit mehreren Werk-

¹³⁴Die Werkzeuge sind auf den lokalen Erkenntnissen basierend entwickelt worden.

zeugen zu reagieren – können für Civic-Design-Projekte empfohlen werden. Je nach Ausrichtung des Forschungsvorhabens können die vorhandenen Kapazitäten entweder für die iterative Entwicklung eines partizipativ erarbeiteten Werkzeugs oder die ausgelagerte Entwicklung mehrerer Werkzeuge nach den spezifischen Bedarfen verwendet werden.¹³⁵

6. Skalierbarkeit

Alle bisher nachbarschaftlich entwickelten Werkzeuge, die unsererseits in andere Kontexte transferiert wurden, wurden angenommen, verstanden und auf diese Art und Weise weiterentwickelt. Die erfolgreiche Übertragung des digitalen Briefkastens in Ausstellungen oder Konferenzen oder die Ton aufnehmende »Memories of the Future«-App als Fortführung der Pinpoint-App, lässt darauf schließen, dass die Möglichkeiten der Skalierung und den damit zusammenhängenden »abweichenden Nutzungen« (Huybrechts, 2014), viele Varianten der Weiterentwicklung der Werkzeuge offen hält und in zukünftigen Forschungsvorhaben noch einmal ausgebaut werden soll.

7. Wirkung und Veränderung (Social Impact)

Durch die Herausforderung, die stattgefundenene »soziale Vernetzung« nachzuhalten und auszuwerten, obwohl sie per se nicht quantifizierbar ist, sollte in beiden Fallstudien durch detaillierte Beschreibungen des Zustands der Nachbarschaft mitsamt Beziehungsgeflecht, der Zweck erfüllt werden, die entstandenen Veränderungen zu analysieren. Besonders die infrastrukturelle Betrachtung *vor* und *nach* den Fallstudien (s. S.139 & S.188) sollte dieser herausfordernden Aufgabe gerecht werden. Es konnten viele Erkenntnisse generiert werden, was die Möglichkeitsräume der Partizipation betrifft, wie Themen flexibel und informell in Nachbarschaften diskutiert und sichtbar gemacht werden können und wie Teilhabe spielerisch und zugänglich gestaltet werden kann.

¹³⁵Der Transfer der Werkzeuge in die jeweilige Nachbarschaft hat bei beiden Fallstudien bisher nicht stattgefunden. Mögliche Gründe reichen von einer bislang noch fehlenden intuitiven Backend-Entwicklung der Werkzeuge bis zu wenig Erfahrungswissen mit technologiefernen Akteuren. In darauffolgenden Forschungsprojekten, wie der Mit-Mach-Stadt Brandis (mit-mach-stadt.de [zuletzt am 22.11.17 gesichtet]) ist ein Transfer der Werkzeuge in die Kommune gelungen, worauf im Ausblick auf S.218 im Detail eingegangen wird.

Wie im Erkenntnisinteresse bereits beleuchtet, stellte die Auswertung der informellen Formen der Partizipation eine Herausforderung dar. Mithilfe des experimentellen Designforschungsansatzes wurden nicht nur informelle Formen der Partizipation von »Außen« beforscht, sondern auch selbst entwickelt und ausgewertet. Gerade beim Einsatz der informellen Formen in den betrachteten Nachbarschaften konnten diverse Akteure eingebunden werden. Auf diese Erkenntnisse aufbauend sollte in weiteren Forschungsvorhaben eine spezifischere Methodik weiterentwickelt werden, die diese kurzweiligen Momente der ersten Wahrnehmung bis zum langfristigen Gebrauch (vgl. Brandes u. a., 2009a) der informellen Formen einfangen.¹³⁶ Videoaufzeichnungen der Benutzung und der Handhabung könnten hier ein wichtiger Ausgangspunkt sein, um die Werkzeuge noch spezifischer weiterentwickeln zu können. Diese Gebrauchs- und Aneignungsanalysen können viel Aufschluss über die zukünftige Nutzung der Werkzeuge liefern und dadurch ein weiterer Schritt in Richtung einer bedarfsorientierten Entwicklung bürgerzentrierter Technologie gegangen werden.

¹³⁶Durch die von der Designforscherin Brandes u. a., 2009a durchgeführten Studie wird aufgezeigt, wie detailliert der Gebrauch der Werkzeuge in Zukunft beforscht werden kann.

Kapitel 4

Die Zukünfte des Civic Designs: Ergebnisse, Diskussion und Ausblick

4.1 Synthese

4.1.1 Von Homogenisierungstendenzen bis zu starken Fliehkräften: Reflexion der Theorie & der Praxis

Die gleichwertige Integration theoretischer wie auch praktischer Wissensgebäude hat für diese Dissertation vielschichtige Erkenntnisse hervorgebracht. Durch den Theorie und Praxis verbindenden, entwurfsbasierten Prozess (*Research Through Design*) konnten Erkenntnisse generiert werden, die bei einem vorher festgelegten, konventionellen Prozess, nicht hätten generiert werden können.

Durch die offene Art des Vorgehens war es möglich situativ und flexibel auf die lokalen und kontextuellen Gegebenheiten reagieren zu können, was essenziell für das Gelingen der beiden Fallstudien war. Daher können sowohl der entwurfsbasierte Forschungsansatz als auch der offene Designprozess für zukünftige Forschungsvorhaben empfohlen werden.

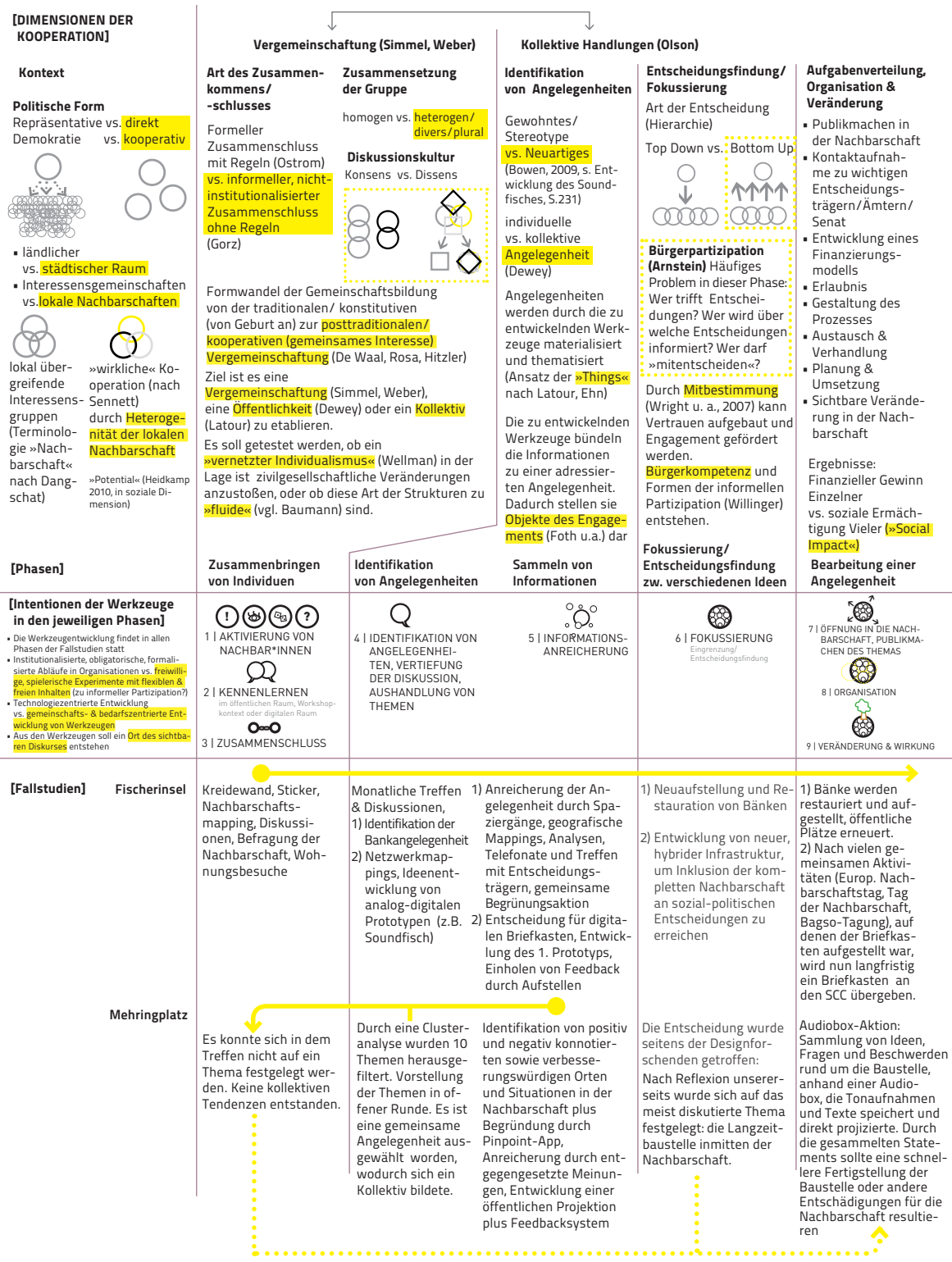


Abbildung 4.1: Inhaltsdarstellung der theoretischen Diskurse und des empirischen Wissens nach Prozessphasen

Vergleich der Diskursanalyse mit dem empirischen Erfahrungswissen

Wie im Detail das theoretisch extrahierte mit dem empirisch generierten Wissen dieser Dissertation zusammenhing, wird durch zwei Analysen dargestellt. Die erste Analyse (s. Abb. 4.1) stellt theoretische Aspekte der Diskursanalyse (oberer Teil der Abbildung) mit den einzelnen Phasen der empirischen Fallstudien gegenüber (unterer Teil der Abbildung). Die zweite Analyse (s. Abb. 4.2) zeigt, welches Erfahrungswissen zu den jeweiligen theoretischen Essenzen der Diskursanalyse generiert werden konnte und stellt die beiden Fallstudien diesbezüglich gegenüber. Letztere Analyse wird als Grundlage der im Folgenden beschriebenen Gegenüberstellung der theoretischen sowie empirischen Erkenntnisse verwendet:

Essenz »Kollektivität« & der Vergemeinschaftungsprozess

Nun wird reflektiert, welche Arten der Kollektivität in der Empirie entstanden sind und in welche theoretischen Konzepte sie einzuordnen sind. Obwohl in der ersten Fallstudie ein flexibler, offener sowie *poststraditionaler* Zusammenschluss (vgl. Hitzler, 1998) initiiert werden sollte, ist rückblickend eine eher *traditionale* Vergemeinschaftung mit homogener Zusammensetzung – wie eine ähnliche Altersstruktur und Sozialisation – entstanden, die kurz vor ihrer Institutionalisierung stand (s. S.134). Die Gruppierung setzte sich größtenteils aus älteren, engagierten, kritischen und technologieinteressierten Akteuren der Fischerinsel-Nachbarschaft zusammen.¹ Nichtsdestotrotz muss hervorgehoben werden, dass in der Fischerinsel-Fallstudie eine Vergemeinschaftung stattgefunden hat, die sehr viel Zeit und Energie seitens der lokalen Akteure in Anspruch genommen hat, um sich kritisch mit der eigenen Nachbarschaft und dem Zusammenleben vor Ort auseinanderzusetzen. Der Einsatz ging sogar so weit, dass das eigene lokale Umfeld aktiv (im Sinne des Gemeinwohls) verändert wurde.

¹Zwischenzeitlich haben zwar jüngere Akteure an den Aktivitäten teilgenommen, welche aber nach einiger Zeit meist aus beruflichen Gründen aus der Kooperation ausgetreten sind.



Abbildung 4.2: Vergleich der Zielsetzung der Diskursanalyse und des empirischen Erfahrungswissens

In der zweiten Fallstudie sollte das Vorhaben eine plurale, interessenbasierte Vergemeinschaftung zu initiieren, noch einmal verstärkt werden. Es sollte eine »Öffentlichkeit« (Dewey, [1927] 1954, De Waal, 2014a, Brynskov u. a., 2014, Marres, 2005) entstehen, d. h. ein heterogener, pluraler und themenbasierter Zusammenschluss, der den »vernetzten Individualismus« (Wellman, 2002) annimmt und sich zu nutzen macht. Rückblickend kann gesagt werden, dass sich in der Mehringplatz-Fallstudie zwar interessierte Individuen in einer heterogenen Konstellation (vgl. Sennett, 2012, vgl. Arendt, [1970] 2000) zusammengefunden haben, doch die Fliehkräfte (vgl. Bauman, 2000) in diesem Moment zu stark waren. Dadurch ist der Versuch eine themenbasierte Öffentlichkeit herzustellen, bisher nicht gelungen.² Jedoch ist diese sehr aktuelle Form des flexiblen Zusammenschlusses immer noch vielversprechend, da sie auf die gesellschaftlichen Einflüsse, wie die zunehmenden Individualisierungstendenzen, sowie auf das erhöhte Mobilitätsverhalten (vgl. Reutlinger u. a., 2015, Wellman, 2002, S.13, Castells, 2004b, S.86) reagieren kann.

Neben der Reflexion, welche Art der Vergemeinschaftung stattgefunden hat, sollen aber noch weitere Wirkungsbereiche im Feld der Kollektivität analysiert werden. So sind rückblickend in beiden Fallstudien Tendenzen der *Politisierung* aufgetreten.³ In der Fischerinselnachbarschaft wurde sich im Anschluss an die Fallstudie, neuen Forschungsprojekten angeschlossen, die konkrete Ideen für eine nachbarschaftsfreundliche Bebauung der Freiflächen entwickelten (s. S.149). Zusätzlich hat sich eine Bürgerinitiative gegründet, die die erste Planung einer Neubebauung in der Nachbarschaft zum Pausieren brachte, wodurch eine partizipative Öffnung des Bauvorhabens seitens der städtischen Verwaltung erhofft

²Dadurch resultierte in der Mehringplatz-Fallstudie auch ein geringerer Kommunikationsaufwand und eine schwächere Präsenz in der Nachbarschaft. Nur bei der Einladung der unregelmäßigen Events spitzte sich der Kommunikationsaufwand sowie die Präsenz zu.

³Hierbei kann eine Verbindung zu dem »republikanischen Ideal« (Arendt, [1958] 2015, De Waal, 2014b, Dewey, [1927] 1954) hergestellt werden, welches eine politische Auseinandersetzung des Individuums mit öffentlichen Belangen beschreibt. Zudem haben die Werkzeuge als »Things« (Latour und Weibel, 2005) – also als diskursinitiierende Objekte – innerhalb der Interventionen im öffentlichen Raum – fungiert. Auch die Zielsetzung durch die Werkzeuge einen Ort des Diskurses (vgl. Arendt, [1970] 2000) zu schaffen, kann bestätigt werden. Daher hätte dieser Teil der Auswertung auch zu den Ausschnitt der Werkzeuge oder des lokalen Raums zugeordnet werden können.

werden konnte. Am Mehringplatz wurde die Initiatorin des Cafés MadaMe, Karin Lücker, zunehmend Teil von politischen Gremien der Nachbarschaft und organisierte Kundgebungen, die politische sowie zivilgesellschaftliche Akteure der Nachbarschaft zum Austausch brachten und aktivierten. Daher kann reflektiert werden, dass eine Vitalisierung des politischen Austauschs mit einer Stärkung der demokratischen Strukturen (vgl. Dewey, [1927] 1954, vgl. Latour und Weibel, 2005) durch die eingesetzten Werkzeuge eingebettet in Aktionen im öffentlichen Raum grundlegend funktioniert hat.

Essenz »Werkzeuge« & der Werkzeugentwicklungsprozess

Die Intensität der partizipativen Entwicklung des digitalen Briefkastens innerhalb der Fischerinsel-Fallstudie war sehr viel höher (intensivere Auseinandersetzung und Diskussion, hoher Kommunikationsaufwand, viele Feedbacksessions im geschützten wie im öffentlichen Raum, usw.) als in der Mehringplatz-Fallstudie, wogegen die Anzahl der entwickelten Werkzeuge am Mehringplatz von höherer Anzahl war. Letzteres war der Fall, weil die Werkzeuge lediglich auf den lokalen Erkenntnissen und dem Erfahrungswissen basierten, aber nicht in Kooperation mit den lokalen Akteuren entwickelt wurden. Dafür sind die in der Mehringplatz-Fallstudie entwickelten Werkzeuge spezifisch auf die jeweilige Prozessphase mit der damit zusammenhängenden Intention, entwickelt worden. Dadurch wurden die Werkzeuge direkt im ersten Durchlauf von der Mehringplatz-Nachbarschaft angenommen und konnten intuitiv bedient werden.⁴ Somit kann abgeleitet werden, dass die informelle Ästhetik (Willinger, 2014), die Mehrdeutigkeit (Sennett, 2008) sowie die Modularität (Huybrechts, 2014) der Werkzeuge, der Aneignung der jeweiligen lokalen Akteure, behilflich war. Es kann resümiert werden, dass die Werkzeuge konkret, aber nicht zu offen gestaltet wurden (Star und Griesemer, 1989) und somit als »Boundary Objects« zwischen den teilnehmenden Akteuren agierten. Zudem generierten farbige Plexiglasfronten, großflächige Projektionen sowie deckenhohe Poster Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit im öffentlichen Raum der Nachbarschaften.

⁴Zudem waren die öffentlichen Aktionen in der Mehringplatz-Nachbarschaft sehr viel besser besucht als auf der Fischerinsel.

Bei den Entwicklungen der Werkzeuge, aber auch bei allen durchzuführenden Aktionen, wurde auf einen größtmöglichen und vielschichtigen Zugang über unterschiedliche Kanäle geachtet, wodurch die Infrastruktur (Star und Ruhleder, 1996, Ehn, 2008) von diversen Akteuren genutzt werden konnte. Dieser »crossmediale« Zugang (vgl. Brinkmann u. a., 2016) wurde am Mehringplatz über mittelfristig installierte Werkzeuge, Websites,⁵ Poster und Booklets erreicht und auf der Fischerinsel über Flyer, Poster sowie über den Blog und das Aufstellen des digitalen Briefkastens zu mehreren lokalen Aktionen. Die rein digitalen Kanäle dienten einer zeitlich und örtlich unabhängigen Informationsaufnahme (vgl. Castells, 2008), wodurch sich das interessierte Akteurspektrum auf lange Sicht erweitern konnte.

Die entwickelten Werkzeuge konnten auf unterschiedliche kulturelle Kontexte und auf verschiedene Anwendungsbereiche übertragen werden und wurden durch »abweichende Nutzungen« (Huybrechts, 2014) weiterentwickelt. Diese Art der Weiterentwicklung kann für zukünftige Forschungsvorhaben empfohlen werden, da die Werkzeuge vielschichtig ausgebaut werden konnten und dadurch der Einsatzbereich enorm erweitert wurde.⁶

Essenz »Partizipation« & die selbst initiierte Veränderung

In den beiden Fallstudien wurden alternative Formen der Bürgerpartizipation (Arnstein, 1969) entwickelt und aufgezeigt. Viele der Aktionen mündeten im Aufzeigen der Möglichkeiten und der Erfahrung, wie wenig es benötigt, sich für das eigene lokale Umfeld einzusetzen. So kann nach dem »Stufenmodell der Partizipation« (ebd., Wright u. a., 2010, s.S.82) geschlussfolgert werden, dass in der Mehringplatz-Fallstudie die Stufe der »Partnerschaft« (als Grad der Partizipation) erreicht wurde und für die aktiven Akteure Momente der »Ermächtigung« (Arendt, [1970] 2000, Dewey, [1927] 1954) auftraten.

⁵Durch die Pinpoint-Website konnten die gesammelten Statements zeitlich und örtlich unabhängig angehört bzw. durchgelesen werden.

⁶Falls die Werkzeuge im intensiven Austausch mit den lokalen Akteuren entwickelt wurde, ist eine Transparentmachung dieser weiteren Nutzungen essenziell.

In der Fischerinsel-Fallstudie wurde sogar ein Thema von den lokalen Akteuren eigenständig behandelt, wodurch Teile des öffentlichen Raums für die gesamte Nachbarschaft wieder nutzbar gemacht werden konnte (Bankanliegen, s. S.115) und die lokalen Akteure dadurch die höchste Stufe der Bürgerpartizipation, nämlich die »Selbstorganisation«, erreicht haben. Dadurch war das Verantwortungsgefühl aufseiten der Fischerinsel-Akteure sehr viel höher als bei den Akteuren des Mehringplatzes. Durch die weiteren Kooperationen mit Forschungseinrichtungen und die Bildung einer Bürgerinitiative auf der Fischerinsel kann geschlussfolgert werden, dass ein grundlegendes Aufzeigen der Mündigkeit stattgefunden und Wirkung gezeigt hat.

In der Mehringplatz-Fallstudie sollte durch das Aufstellen der Werkzeuge und das Sichtbarmachen des konstruktiven Prozesses ein Mündigkeitsgefühl und die Möglichkeit aktiv zu werden, vermittelt werden. Die Analyse der unterschiedlichen Veränderungen (s. S.195) lässt hoffen, dass sich die Nachbarschaft durch die Aktionen zunehmend ermächtigt fühlt und in Zukunft mehr Teilhabe an Entscheidungen einfordert.

In der Fischerinsel-Fallstudie kam es zu intensiven Diskussionen über die verschiedenen Rollen und Verantwortungsbereichen, wodurch aber auch ein intensiver und vertrauensvoller Austausch mit dauerhaften Beziehungen, die bis heute anhalten, entstanden ist. Dadurch entstand aber auch eine hohe Erwartungshaltung uns gegenüber, der wir aus zeitlichen und kapazitären Gründen nicht immer gerecht werden konnten.

Durch die klare Rollenverteilung sind in der Mehringplatz-Fallstudie kaum ungeklärte Situationen entstanden. Die einzige Erwartungshaltung wurde geäußert, wenn die persönliche Präsenz in der Nachbarschaft abnahm.

Essenz »Nachbarschaft« & der Einfluss auf den lokalen Kontext

Der lokale Bezug war für diese Dissertation essenziell. Durch die *räumliche Nähe* (Geiling, 2015, S.210) konnte Komplexität reduziert und Diskurs hergestellt werden. Durch die Sichtbarkeit der Werkzeuge im öffentlichen Raum konnten viele Nachbarinnen und Nachbarn neugierig gemacht und zur Teilnahme bewegt werden. Die informellen Formen der Partizipation haben einen Ort des sichtbaren Diskurses entstehen lassen (vgl. Arendt, [1970] 2000), bei denen Gespräche, Beziehungen und Denkanstöße entstanden sind.

Der zunehmenden Auflösung des öffentlichen Raums durch digitale Technologien (vgl. Geiling, 2015, S.210) konnte durch die gezielten Aktionen vor Ort entgegengewirkt werden. Gerade was die Kommunikation und Einbindung von nicht Engagement erprobten Akteuren anging, war die persönliche Ansprache essenziell und hat nach und nach Wirkung gezeigt. Es sind stetig neue Interessenten hinzugekommen, die bei den Aktionen oder Treffen teilnahmen. So vergrößerte sich der Aktionskreis Stück für Stück.

Das Ineinandergreifen der sozialen und digitalen Vernetzung (vgl. Wellman, 2002, vgl. Castells, 2004b, S.86, vgl. Latour, 2005) wurde in dieser Dissertation betrachtet und durch den Entwurf und Einsatz der hybriden Werkzeuge zugunsten der Nachbarschaften verstärkt. Durch großflächige Installationen der Werkzeuge kann dieser Aspekt in Zukunft noch weiter ausgebaut werden.⁷ Die *glokale Vernetzung* hat bisher noch nicht durch die Werkzeuge initiiert stattgefunden, was unbedingt in zukünftigen Forschungsvorhaben als Ziel gesetzt werden sollte. Lediglich auf dem akademischen Level in Form von Veröffentlichungen und dem Besuch von Konferenzen, auf denen die Fallstudien präsentiert wurden, wurden lokale Informationen auf globaler Ebene weitergegeben und mit anderen Forschenden ausgetauscht.

⁷Eine von den Werkzeugen losgelöste, soziale Vernetzung hat in beiden Fallstudien durch Führungen von Studierenden- oder Expertengruppen stattgefunden. Auf der Fischerinsel wurde eine Delegation des Goethe-Instituts, darunter der chinesische Kunstprofessor Fei Jun des CAFA Art Labs der China Central Academy of Fine Arts Beijing, herumgeführt. Der Mehringplatz stellte eine Station der Summer School »Scapes:Lab« dar, welche für Architekturstudierende aus den Balkanstaaten angeboten wurde.

Essenz »Soziale und digitale Spaltung« & die hybride Weichenstellung

Das Ineinandergreifen von sozialem und digitalem Raum durch hybride Werkzeuge hat in beiden Fallstudien wirkungsvoll funktioniert. Nach dieser Erfahrung kann festgehalten werden, dass hybride Werkzeuge – eingebettet in persönliche und sichtbare Diskursformate – die Überbrückung dieser Sphären sichtbar und verständlich machen. Nicht nur durch die in dieser Dissertation entwickelten Werkzeuge, sondern auch durch die Methoden und Ansätze, können zivilgesellschaftliche Zusammenschlüsse einen niederschweligen Zugang zum digitalen Raum erhalten.

Das übergeordnete Ziel den lokalen Akteuren die entwickelten Open-Source-Technologien zu übergeben, hat bisher noch nicht funktioniert, was aber durch eine Fokussierung der Zielsetzung und der Weiterentwicklung der spezifischen Back- und Frontends in zukünftigen Forschungsvorhaben, bewerkstelligt werden kann.

4.1.2 Design als Auslöser von sozialer & politischer Partizipation: Reflexion der Forschungs- und Designfrage

Auf die Forschungsfrage dieser Dissertation, welche Rolle Design einnehmen kann, um soziale und politische Partizipation in einer vernetzten Gesellschaft zu ermöglichen, hat diese Dissertation unterschiedliche theoretische, wie auch empirische Standpunkte eingenommen und vielschichtige Antwortmöglichkeiten ausfindig gemacht.

Tatsache ist, dass die Vernetzung unserer Gesellschaft unausweichlich von staten geht und alle Lebensbereiche durchdringt. Nun liegt es an uns, wie wir die Digitalisierung gestalten, wer Zugang zu Informationen erhält und an Entscheidungsprozessen teilhaben kann. Daher beleuchtet diese Dissertation, ob es möglich ist, Bürgerinnen und Bürger durch neue, alternative Formen der sozialen und politischen Partizipation an Entscheidungsprozessen teilhaben zu lassen, zu denen sie bisher wenig bis keinen Zugang bekommen hat. Dabei soll-

te vor allem der technologie- bzw. politikferne Teil der Bürgerschaft adressiert werden. Ihnen sollte aufgezeigt werden, dass auch sie die Digitalisierung für sich nutzen können und dass es auch Formen des Engagements gibt, die nicht einschränken und an denen kurzfristig und flexibel teilgenommen werden kann.

Rückblickend kann festhalten werden, dass – am Beispiel zweier lokaler Gruppierungen innerhalb der Fallstudien – Möglichkeiten des gemeinsamen Agierens in dem jeweiligen lokalen Umfeld aufgezeigt werden konnten. Es wurde gezeigt, dass es wenig Aufwand braucht die eigene Position sichtbar zu machen und dieser Gehör zu verschaffen. Es wurde belegt, dass es sich lohnt an gemeinsamen Belangen zu beteiligen und sich auch kurzfristiges Engagement auszahlt. Zudem wurde spürbar, welche enorme Anstrengung es benötigt, solche zivilgesellschaftlichen Strukturen langfristig und nachhaltig zu etablieren. Um dieses gesammelte Erfahrungswissen nun noch weiter auszubauen und zu verstetigen, müssen Faktoren, wie die Übernahme der entwickelten Strukturen und Werkzeuge im Detail betrachtet und dafür Ansätze ausgearbeitet werden, welche die grundlegenden, in dieser Dissertation gewonnenen Erkenntnisse weiter ausbauen und spezifizieren.

Die Designfrage dieser Dissertation, ob Design in Form von digital-analogen Werkzeugen soziale und politische Partizipation in Nachbarschaften fördern kann, wurde durch die Entwicklung und Implementierung von unterschiedlichen Werkzeugen getestet, wodurch deren Wirksamkeit überprüft werden konnte. Es sollte herausgefunden werden, ob sich technologieunerfahrene Anwohnerinnen und Anwohner von den kurzfristigen, informellen und spielerischen Möglichkeiten der Partizipation eher überzeugen lassen als von langfristigen, institutionalisierten und bereits etablierten Formen der Partizipation.

Es konnte eine Heranführung an kurzfristiges und informelles Formen der Teilhabe seitens der adressierten Akteure stattfinden. In zukünftigen Vorhaben muss jedoch an der Verstetigung gearbeitet werden. Es muss Fragen nachgegangen werden, wie kurzfristiges Engagement in gemeinsame, intensive Aktionen überführt werden und wie daraus langfristiges (wenn auch nicht regelmäßiges) Engagement entstehen kann. Die hier durchgeführten Fallstudien haben durch die Planung und Durchführung gemeinsamer Aktionen den lokalen Akteuren

gezeigt, wie solche Prozesse initiiert und durchgeführt werden können. Durch weitere grundlegende Herleitungen und Erklärungen, können diese Anfänge zukünftig weiter ausgebaut werden.

Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis«

Tatsächlich haben im Anschluss an die hier betrachteten Fallstudien noch weitere Forschungsprojekte stattgefunden, in denen bereits manche, der aus dieser Dissertation resultierenden Zielsetzungen, adressiert werden konnten: In dem Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis« konnte im ländlichen Raum süd-östlich von Leipzig⁸ mit Hilfe einer kommunalen Verwaltung das Ziel der Verstetigung ansatzweise gerecht werden, indem die bestehende Infrastruktur mit neuen Elementen ausgestattet und verstetigt wurde (s. Abb. 4.3). So wurden soziale Elemente in Form von regelmäßigen Treffen, digitale Elemente in Form einer niederschweligen digitalen Plattform,⁹ und hybriden Elemente, in Form des digitalen Briefkastens installiert im Eingangsbereichs des Rathauses, in die bestehende Struktur integriert. Alle Ergebnisse wurden in einem gedruckten wie online publizierten Handbuch zusammengefasst und den lokalen Akteuren zur Verfügung gestellt.¹⁰ Es fanden am Ende des Projektes viele Erklärungstreffen und die Verteilung von Verantwortlichkeiten¹¹ statt. Zudem wurden zu den adressierten Themen ein »crossmedialer« Zugang (Brinkmann u. a., 2016, S.8) angeboten: Beispielsweise wurde in den Räumlichkeiten des Rathauses eine Geschichtswerkstatt eingerichtet, in der erzählte Geschichten mit einer App aufgenommen und auf die digitale Geschichtsplattform¹² hochgeladen werden konnten. Gleichzeitig ist die Infrastruktur auch digital, also zeitlich und örtlich unabhängig, zugänglich.

⁸Brandis ist eine 10.000-Einwohner-Kommune. Das Projekt wurde im Rahmen der Innovationskommune Sachsens durch das Sächsische Ministerium des Innern (SMI) für die Projektdauer von einem Jahr finanziert.

⁹Die Mit-Mach-Plattform kann unter »mitmachen.mit-mach-stadt.de« [zuletzt gesichtet am 27.9.2017] abgerufen werden.

¹⁰Unter »drlab.org/projects/mit-mach-handbuch« [zuletzt gesichtet am 17.2.2018] kann das Handbuch heruntergeladen werden.

¹¹Es wurde ein Patenschaftstandem aus einer Vertreterin bzw. einem Vertreter der Verwaltung sowie der Bürgerschaft ernannt.

¹²»geschichtswerkstatt.brandis.eu« [zuletzt gesichtet am 18.2.2018]

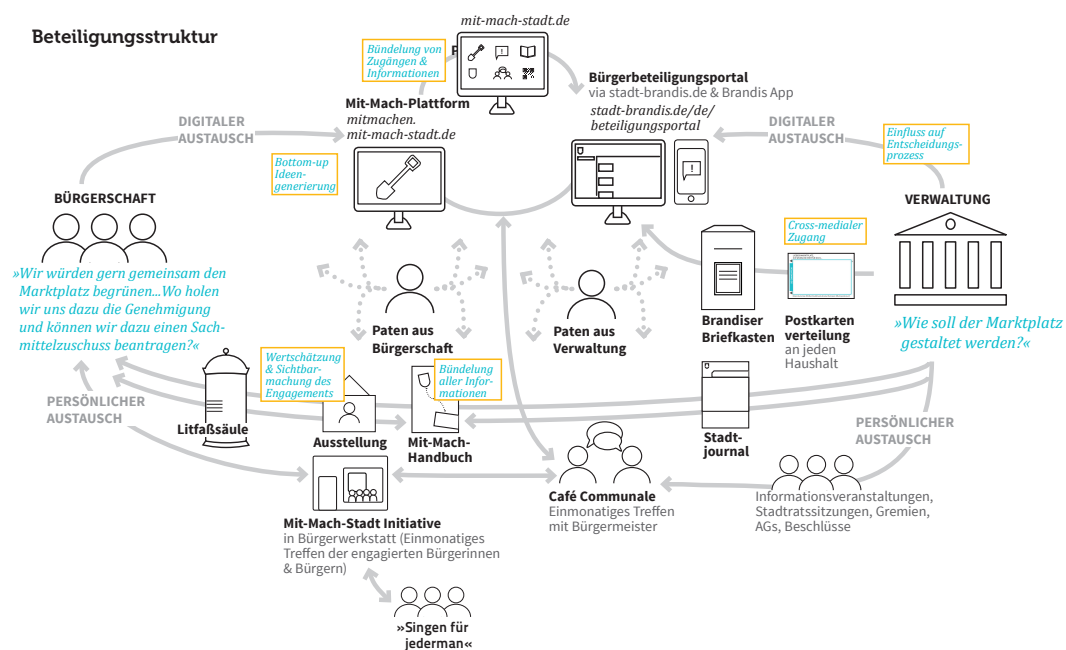


Abbildung 4.3: Infrastruktur im Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis«

In diesem Forschungsvorhaben hat auch die Bildung von *Kapazitäten* (Fuad-Luke, 2009) in Bezug zu den Werkzeugen stattgefunden. Das Sächsische Ministerium des Innern (SMI) war nach einer ausführlichen Erklärung der Komponenten und des Codes in der Lage den digitalen Briefkasten für sich zu nutzen und zu adaptieren. Sie passten ihn für unterschiedliche Veranstaltungen, wie die Cebit Hannover oder die ITOF-Konferenz 2016 in Dresden an, verknüpften ihn mit ihrem digitalen Beteiligungsportal¹³ und erwähnten die Schnittstelle sogar in Interviews.¹⁴ Sie haben uns als Kompetenzträger abgelöst und nutzen die Schnittstelle autark. Grund des funktionierenden Transfers war der fortgeschrittene technologische Wissensstand. Das Ministerium verfügt über eine komplette IT-Abteilung mit aktuellem Programmier- sowie Software- und Hardwarewissen.¹⁵

¹³ »buergerbeteiligung.sachsen.de« [zuletzt gesichtet am 8.8.2018]

¹⁴ In den Interviews wurde die Universität der Künste Berlin als Urheber genannt.

¹⁵ Unter den Mitgliedern des Senioren-Computer-Clubs gab es zwar auch Informatiker, jedoch verfügen diese kaum über das Wissen von technologischen Neuerungen, wie Raspberry Pi's oder Arduinos.

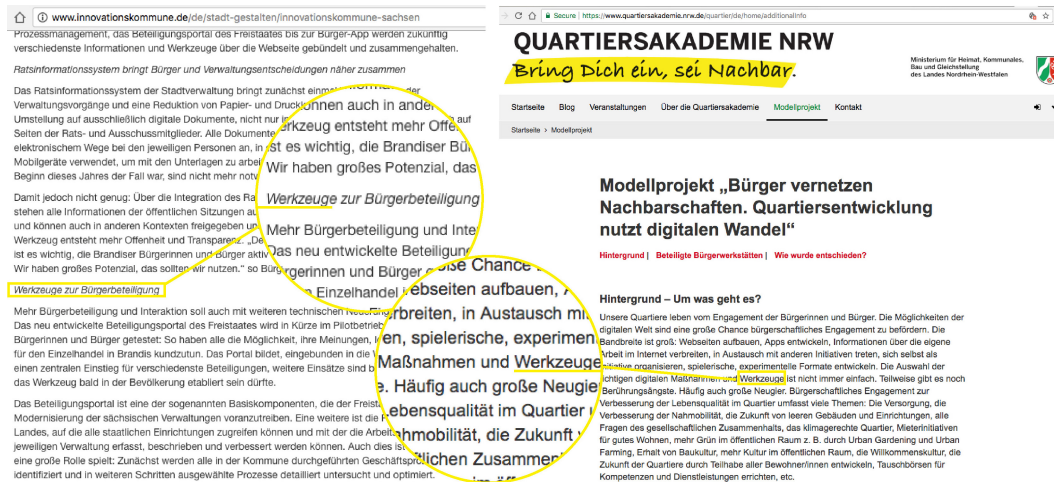


Abbildung 4.4: Adaptierter Begriff »Werkzeug« in dem Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis« (Auszug links) und dem »Modellprojekt NRW« (rechts)

Ein letzter Referenzpunkt, zu dem im Anschluss durchgeführten Forschungsvorhaben ist, dass unsere Rolle als Designforschende in diesem und weiteren Projekten dahingehend gestärkt wurde, indem Kommunen, Städte oder Ministerien¹⁶ an uns herangetreten sind. Dadurch war die Intention, Rolle und Dauer der Tätigkeit direkt abgesteckt, wodurch die Übergabe der Verantwortung an die jeweiligen lokalen Akteure nach dem offiziellen Ende des Projektes klarer kommunizierbar und von Anfang an festgelegt war.

Als übergeordnetes Ziel bleibt trotzdem festzuhalten, dass die in dieser Dissertation entwickelten informellen Formen der Partizipation auch *ohne* das Zutun lokaler Verwaltungen für Bürgerschaften langfristig nutzbar gemacht werden sollen.

¹⁶So wurde das Design Research Lab von dem Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr NRW für das »Modellprojekt NRW – Bürger vernetzen Nachbarschaften« (drlab.org/projects/modellprojekt-nrw-burger-vernetzen-nachbarschaften [zuletzt gesichtet am 8.6.2017]) als Forschungspartner angefragt.

4.1.3 Objekte zur Aktivierung von Nachbarschaften: Reflexion der Werkzeuge

Die übergeordnete Zielsetzung der Werkzeuge war es das »Digitale« erfahrbar und dadurch verständlich zu machen. Die physisch sichtbaren Werkzeuge mit simplen Gebrauchsmustern in Anlehnung an bestehende, bereits gewohnte Interaktionsweisen, wie die eines Briefkastens oder einer Telefonzelle, sollten die bisher nicht aktiven Akteure überzeugen, sich sozial, wie auch politisch zu engagieren. Es wurde Bewusstsein geschaffen und experimentell Möglichkeitsräume aufgezeigt.

Um die Erkenntnisse dieser Dissertation weiter auszubauen, soll zukünftig an dem Transfer der Werkzeuge gearbeitet werden. Durch intuitive Backends, sowie schnell verständliche Tutorials sollen die lokalen Akteure die Werkzeuge autark annehmen und für sich zu nutzen lernen. Durch diese Art der lokalen Verbreitung, in Verbindung mit einem »crossmedialen« Angebot (Brinkmann u. a., 2016)¹⁷ von schnell verständlichen Bausätzen, kann eine weitläufige Verbreitung des Ansatzes stattfinden. Wichtig dabei ist, dass die Bausätze ohne Expertenwissen oder zusätzliches Programmierwissen verstanden und mit wenig Aufwand den eigenen, lokalen und inhaltlichen Bedingungen angepasst werden können. Das Wissen soll digital gering geschulten Akteuren (*digital literacy*) zur Verfügung gestellt werden. Die zugänglichen und offenliegenden Funktionsweisen von Raspberry Pis, Arduinos und damit zusammenhängenden Modulen und Sensoren, unterstützen ein schnelles Verständnis, wodurch das Black-Box-Prinzip aufgelöst und Wissen allein durch die Nachvollziehbarkeit der Mechanismen generiert wird. Auf diese Art und Weise können die Werkzeuge zukünftig als Gemeingüter (*commons* nach Ostrom, 1990) agieren, welche durch die vielfältige Nutzung der unterschiedlichen Akteursgruppen weiterentwickelt und so einen größeren Einflussbereich auf Machtstrukturen (im Sinne Arendts und Deweys) haben können.

¹⁷So sollten die angebotenen Technologien nicht nur über digitale Plattformen, wie Git Hub, angeboten werden, sondern auch in Verbindung mit konventionellen Kanälen, wie Zeitungen oder Flyern.

FACHSPRACHELIVING LAB/
REALLABOR

TOOLS

INTERFACES

HYBRIDE INTERFACES
ANALOG-DIGITALE INTERFACES

DIVERS

HETEROGEN

WORKSHOP

BÜRGER/INNENSPRACHE*

* BEGRIFF VON EINER BRANDISER BÜRGERIN VERWENDET

BÜRGERWERKSTATT

WERKZEUGE

SCHNITTSTELLEN, ZUGANGSMÖGLICHKEITEN

MULTIKANALSYSTEM

VIELFÄLTIG

UNTERSCHIEDLICH

TREFFEN

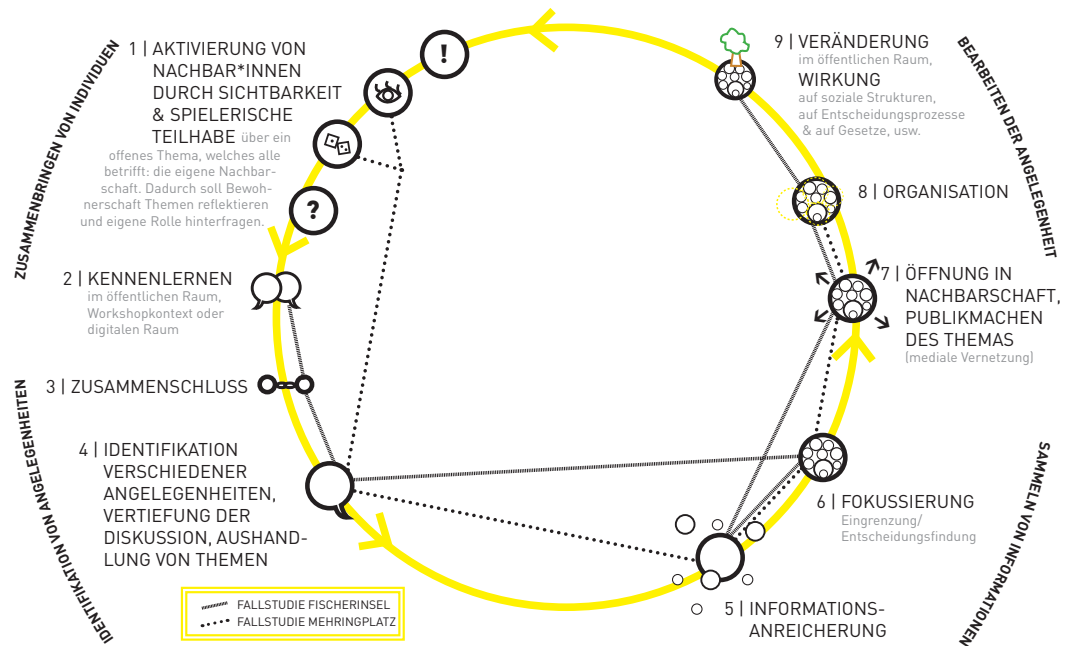
Abbildung 4.5: Fach- und BürgerInnensprache

Durch diese Weichenstellung sollen Bürgerinnen und Bürger zunehmend digital souverän agieren und die eigenen Daten und Nutzungsweisen autark und selbstbestimmt verwalten und adaptieren können.

Begriff der »Werkzeuge« hat sich bewährt

Der Begriff »Werkzeug« wurde in dieser Dissertation theoretisch wie praktisch eingeführt und hergeleitet. Durch die fortwährende Nutzung des Begriffes in anschließenden Forschungsprojekten, wie der Mit-Mach-Stadt Brandis oder dem Modellprojekt NRW (s. Abb. 4.4), kann resümiert werden, dass sich die Terminologie bewährt hat. Der Begriff ist nur *ein* Wort aus einer Reihe der in verschiedenen Forschungsvorhaben entwickelten »Bürgersprache« (s. Abb. 4.5), die die Kluft zwischen Forschenden und Experten des Alltags noch einmal minimieren sollte.¹⁸

¹⁸Auch die Begriffe »Bürgerwerkstatt«, »Zugangsmöglichkeiten« oder »Multikanalssystem« wurden von den beteiligten Akteuren adaptiert und für anschließende Projekte übernommen.



| [FUNKTIONEN] | 1 AKTIVIERUNG VON NACHBAR*INNEN | 2 REFLEXION DES THEMAS | 3 KENNENLERNEN | 4 ZUSAMMENSCHLUSS | 5 VERTIEFUNG D. DISKUSSION | 6 INFORMATIONENANREICHERUNG | 7 FOKUSSIERUNG | 8 PUBLIKMACHEN DES THEMAS | 9 ORGANISATION | 10 DARSTELLUNG DER VERÄNDERUNG |
|------------------------------------|-----------------------------------|--------------------------|------------------|---------------------|------------------------------|-------------------------------|------------------|-----------------------------|------------------|----------------------------------|
| DIGITALER BRIEFKASTEN | ! @ | ? | | | | | | | | |
| AUDIOBOX | ! @ | ? | | | | | | | | |
| WALKI-TALKI-BOX | ! @ | ? | | | | | | | | |
| SOUNDFISCH | ! @ | ? | | | | | | | | |
| PINPOINTAPP | ! @ | ? | | | | | | | | |
| PROJEKTION | ! @ | | | | | | | | | |
| MITMACH-PLATTFORM | | ? | | | | | | | | |
| PROJEKTBLG | | ? | | | | | | | | |
| CULTURAL PROBE FÜR NACHBARSCHAFTEN | ! @ | ? | | | | | | | | |
| MITMACH-HANDBUCH | | ? | | | | | | | | |
| AUSSTELLUNG | | ? | | | | | | | | |
| LITFASSÄULE | ! | ? | | | | | | | | |
| KREIDEWAND | ! | ? | | | | | | | | |
| GEOGRAFISCHE MAPPING | @ | ? | | | | | | | | |
| SÄULEN-ABSTIMMUNG | @ | ? | | | | | | | | |
| MATERIAL-KARTEN | @ | ? | | | | | | | | |

Abbildung 4.6: Werkzeuganalyse

Werkzeuganalyse

Abschließend wurde eine letzte Analyse durchgeführt, in der alle bisher entwickelten Werkzeuge gegenübergestellt und in die jeweilige Prozessphase sowie den dazugehörigen Intentionen eingeordnet wurden (s. Abb. 4.6). Durch die Auswertung sollte ein Überblick geschaffen werden, welche Phasen und Intentionen bereits abgedeckt wurden und welche zukünftig noch ausgebaut werden können.

Viele der bisher entwickelten Werkzeuge sind größtenteils für die Initiierungsphase der Forschungsprojekte geeignet. Durch die Sichtbarkeit und spielerische Nutzung sind sie in der Lage Nachbarinnen und Nachbarn zur Teilhabe zu aktivieren (s. Abb. 4.6 #1). Durch die Ansammlung im öffentlichen Raum ist auch ein Kennenlernen möglich (#3). Die Werkzeuge können aber auch Diskussionen vertiefen (#5) oder Informationen sammeln (#6).

Nur einzelne der bisher entwickelten Werkzeuge können eine Fokussierung (#7) voranbringen, welche essenziell für eine bestehende Vergemeinschaftung ist. Außerdem können nur wenige der Werkzeuge bei einem konkreten Zusammenschluss fördern (#4) oder bei der Organisation unterstützen (#9), um eine konkrete Veränderung hervorzubringen.

Alle Funktionen, die bisher nicht durch die Werkzeuge abgedeckt wurden, haben auf dem persönlichen Level stattgefunden. In zukünftigen Forschungsvorhaben gilt es nun herauszufinden, ob diese Qualitäten eher im persönlichen Bereich bestehen bleiben sollten oder ob sie auch in Werkzeuge transferiert werden sollten.

4.2 Demokratie durch bürgerzentrierte Technologieentwicklung: ein Ausblick

Design for Democracy

Diese Dissertation adressiert vor allem ein »Design for Democracy«,¹⁹ da es so viele Menschen wie möglich dazu befähigen möchte, demokratische Prozesse zu verstehen und an ihnen teilzuhaben. Dazu wird ihnen im Laufe der Fallstudien ein Set an Möglichkeiten, bestehend aus Methoden, Werkzeugen und Diskursformaten an die Hand gegeben, mit denen sie ihr lokales Umfeld ohne das Zutun von »Außen« verändern können. Die Methoden als Mittel des Ausdrucks (vgl. Joost u. a., 2014) wurden im Laufe des Forschungsprojektes an die lokalen Umgebungen angepasst und gemeinsam angewandt. Durch die Nutzung von Alltagsmaterialien können die Methoden leicht nachgeahmt und für unterschiedliche Zielsetzungen adaptiert werden; genauso wie die Werkzeuge, welche ebenfalls aus Alltagsmaterialien wie Holz und Plexiglas gebaut, sowie frei zugänglich lizenziert sind. Durch weitere Forschungsvorhaben sollen sie zunehmend auf die Nachbarschaft übertragbar gemacht werden.

Diese Befähigung hat während der Forschungsprojekte vor allem für die bereits engagierte Bürgerschaft funktioniert. Die noch nicht engagierten Bürgerinnen und Bürger wurden durch die punktuellen Aktionen (Workshops oder Installationen im öffentlichen Raum) herangeführt, aber bisher kaum in langfristige, kollektive Prozesse eingebunden. Durch eine größere Anzahl von Aktionen, sowie einer erhöhten zeitlichen und personellen Kapazität, die sich um eine Kontaktaufnahme zu den Akteuren kümmert,²⁰ soll dieses Potenzial zukünftig ausgebaut werden.

¹⁹Der Ansatz Manzini und Margolins (2016) wird auf S.16 im Detail hergeleitet.

²⁰Auch Personen mit erweiterten Sprachkenntnissen, wie arabisch oder türkisch, könnten in Nachbarschaften, vergleichbar mit dem Mehringplatz, zu einer zusätzlichen Verstärkung führen.

Design as Democracy

Der Ansatz dieser Dissertation ist es aber auch den Bottom-Up-Initiativen einen Zugang zu Entscheidungsprozessen zu geben. Durch die Werkzeuge soll es ermöglicht werden, die Stimme der lokalen Akteure zu bündeln, was wiederum dabei helfen soll ihre Forderungen artikulierbar zu machen. Durch diese Artikulierung sollen sie in der Lage sein, ihre Ziele effektiver zu erreichen, wodurch wiederum der Einflussbereich auf langfristige Entscheidungen strukturell vergrößert werden soll.

Dazu müssen folgende Faktoren Beachtung finden:

1. Transparente und zielführende Kommunikation zwischen den forschenden und den lokalen Akteuren
2. Klarstellung, dass Forschende »nur« auf Zeit unterstützen
3. Verantwortung der Projektfortführung liegt bei den lokalen Akteuren
4. Die Aufgabe der Forschenden besteht darin, die Übernahme der entwickelten Werkzeuge, Methoden und Ansätze so einfach und effektiv wie möglich zu gestalten, um so den Weg in die alleinige Verantwortung und Fortführung (Selbstorganisation) zu erleichtern.²¹

Um die Hemmschwelle zwischen gemeinsamen, angeleiteten Aktivitäten und deren alleiniger Fortsetzung noch weiter herunterzusetzen, muss die Aufmerksamkeit der Forschenden zunehmend auf die Entwicklung der technologischen Elemente gelegt werden. Bisher war das Hemmnis der alleinigen Nutzung und der inhaltlichen Adaption seitens der aktiven Akteure noch zu hoch. Um diese Kluft zu verkleinern, müssen die digitalen Interfaces, also Front- und Backend-Oberflächen so simpel und niederschwellig wie möglich gestaltet werden. Zudem sollten für die Installation und Nutzung der Open-Source-Technologie bestenfalls keine zusätzlichen Programme oder teure Lizenzen notwendig sein. Für jegliche Problemfälle müssen Instruktionen an die Hand gegeben werden,

²¹Für diese Übernahme müssen nicht nur Erklärungstreffen stattfinden, sondern auch detaillierte Schritt-für-Schritt-Erklärungen (vermittelt durch eine visuelle Sprache) angefertigt und übergeben werden.

wodurch eine Abhängigkeit (vgl. Fuad-Luke, 2009) gegenüber der Forschenden minimiert werden kann. Auch über eine Hilfestellung für die lokalen Akteure bei der Auswertung der aus der Nachbarschaft generierten Daten sollte in weiteren Forschungsvorhaben nachgedacht werden.²² Darin sollen Fragen beantwortet werden, wie: Wie können lokale Akteure selbst mit dem Erwartungsmanagement der Nachbarschaft umgehen – vor allem in dem vorhandenen Zeitfenster einer ehrenamtlichen Tätigkeit? Wie können Resultate der Abfrage sowie sich daraus entwickelnde, anknüpfende Aktionen effizient an alle teilnehmenden Akteure kommuniziert und zurückgespiegelt werden, damit die anfängliche Motivation nicht abflaut?

Durch eine solche bürger- und bedarfszentrierte Art der Technologieentwicklung soll auf der Metaebene das Ziel einer größtmöglichen »digitalen Souveränität« (Lepping und Palzkill, 2017, S.17) erreicht werden. Nicht nur die Akteure, die bereits über digitales Wissen verfügen, wie »Maker« oder Ausgebildete im Informatik- oder Interaction-Design-Bereich, sollen die Open-Source-Technologien nutzen und adaptieren können, sondern auch Nachbarinnen und Nachbarn, Seniorinnen und Senioren und generell technologieunerfahrene Akteure. Diese »bürgerzentrierte Technologieentwicklung« soll eine Verschiebung der Macht (im Sinne Arendts, Deweys & Arnsteins) an die Datenproduzierenden sowie ein Entgegenwirken der digitalen Exklusion (im Sinne Castells) bewirken. Daraus soll digitale Kompetenz als auch ein zunehmender Besitz und eine daraus resultierende Kontrolle der eigenen Daten resultieren, woraus auf lange Sicht eine digital selbstbestimmte Bürgerschaft entstehen kann.

Unter Berücksichtigung des Erfahrungswissens der in dieser Dissertation betrachteten Fallstudien, lassen sich unterschiedliche Zielsetzungen für zukünftige Forschungsvorhaben festlegen:

- Mitbeantragung von Forschungsgeldern für die *Design-after-Design*-Phase (Ehn, 2008, S.96), um einen Schwerpunkt auf die Implementierung und Adaption der bisher entwickelten Werkzeuge zu legen.²³

²²Diese Anforderung wurde vor allem von den aktiven Mitgliedern in der Fischerinsel-Fallstudie formuliert.

²³Die Finanzierung kann auch über technologiezentrierte Anträge bewerkstelligt werden, um die bisher entwickelten Werkzeuge unter interaktionsspezifischen Gesichtspunkten weiter zu

- Fokussierung auf die Verstetigung der Werkzeuge im öffentlichen Raum. Auch hier könnte eine grundlegende Finanzierung ermöglichen, dass Werkzeuge – bestenfalls großflächig und über eine längere Dauer – im öffentlichen Raum installiert und dadurch die bisher nicht-aktiven Akteure effektiver angesprochen werden könnten.
- Neue Forschungsvorhaben mit der Fokussierung auf die partizipative Entwicklung *eines* Werkzeugs, bei welchem alle Entwicklungsphasen detailliert durchlaufen werden würden.

Design in & of Democracy

Durch solche Entwicklungen soll langfristig auch der Prozess der Entscheidungsfindung demokratischer gestaltet werden, indem vorgelebte Bottom-up-Prozesse Einfluss auf Institutionen, Kommunen sowie Ministerien und dadurch auf Gesetzgebungen nehmen können. Die Kluft zwischen Bottom-up-Aktivitäten und repräsentativen Entscheidungsträgern soll auf diese Art und Weise näher zusammenrücken und sich netzwerkartig ergänzen. Es sollen Prozesse entstehen, die diese Verstetigung voranbringen und festigen. Als Beispiel können hier die »Park(ing) Days« aufgeführt werden, welche durch eine Agentur aus San Francisco initiiert wurden und durch die Zurverfügungstellung eines Manuals mit illustrativen Erklärungen, wie solch eine Aktion in der eigenen Umgebung durchgeführt werden kann (vgl. Rebar, 2011), zu einer globalen Bewegung wurde. Einmal im Quartal nutzen lokale Akteure die Parkplätze ihrer Städte für unterschiedliche Zwecke um. Ziel ist es die Vision einer autofreien Stadt in kleinen Mikro-Utopien aufzuzeigen und dadurch die mögliche Veränderung sicht- und erfahrbar zu machen. Wichtig ist dabei zu erwähnen, dass diese Mikro-Utopien bereits in den letzten Jahren in verschiedenen Großstädten Realität wurden: So wurden Teile des New Yorker Times Squares zur autofreien Zone erklärt (vgl. Reidl, 2015).

entwickeln (Verbesserung von Front- und Backends, detaillierte Schritt-für-Schritt-Erklärungen und Fehlerbehebung).

Finaler Ausblick

In Zeiten komplexer Herausforderungen, der zunehmenden Digitalisierung und damit zusammenhängender Verunsicherung seitens der Bürgerschaft, stellt diese Dissertation die Grundlage dar, schwer artikulier- und darstellbare Komplexitäten durch den Designansatz herunterzubrechen und verständlich zu machen. Dadurch ist das Design in der Lage multidimensionale Zusammenhänge darzustellen und diskutierbar zu machen.

Insbesondere das *Civic Design* schafft es nicht nur Brücken zwischen dem physischen und digitalen Raum zu schlagen, sondern auch Verbindungen zwischen der Bürgerschaft und Politik herzustellen (nach dem Prinzip des *Infrastrukturierens* nach Star und Ruhleder, 1996). Gleich, ob diese Verbindungen auf der kommunalen, städtischen, nationalen oder internationalen Ebene aufgebaut werden sollen, hat das *Civic Design* das Potenzial fehlende Verbindungen und Strukturen (wieder-)herzustellen. Da es über ein flexibles Methoden-, Werkzeug- und Erfahrungsrepertoire verfügt, ist es möglich, Diskurse zwischen verschiedenen Lebenswelten herzustellen oder komplexe Inhalte so herunterzubrechen, dass sie verständlich und diskutierbar werden. Diese Überbrückung unterschiedlicher Lebenswelten wie auch die Übersetzung verschiedener (Fach-)Sprachen ist essenziell, um den sich zunehmend verstärkenden gesellschaftlichen Spaltungstendenzen²⁴ entgegenzuwirken. So sollte das *Civic Design* der Zukunft nicht nur lokal angesiedelt,²⁵ sondern auf unterschiedlichen Ebenen neue zivilgesellschaftliche Strukturen und Formate aufbauen. So könnte beispielsweise die Etablierung *glokaler* Strukturen (im Sinne Wellmans) zwischen Initiativen und Verwaltungen, ein zukünftiges Thema des *Civic Designs* sein. Oder auch das Verständlichmachen und die Stärkung der europäischen Identität ist als Thema für das *Civic Design* prädestiniert. Vergleichbar mit den Dis-

²⁴Diese Spaltungstendenzen wurden in dieser Dissertation unter dem Aspekt der digitalen Spaltung (s.S.97) im Detail beleuchtet. In den letzten Jahren wurde aber auch eine zunehmende Spaltung zwischen der Bürgerschaft und der Politik, sowie den »wenig-« und »vielverdienenden« Bürgerinnen und Bürgern wahrgenommen.

²⁵Nichtsdestotrotz wird die lokale Dimension in fast allen Civic-Design-Vorhaben von Relevanz sein. Auch viele weitere Angelegenheiten im lokalen Raum, wie eine Teilhabestruktur für Neuzugezogene, stehen innerhalb des *Civic Designs* auch auf dieser Ebene noch aus.

kursformaten in Irland²⁶ oder Island²⁷ können auch Formate des Austauschs (*design for debate* in: Jonas u. a., 2015, S.15)²⁸ auf der europäischen Ebene etabliert werden, um die Bedarfe der Bürgerschaft mit dem Agieren der Europäischen Union abzustimmen und gegenseitig Transparenz herzustellen. Es gilt aber auch neue Formate zu entwickeln, welche die Strukturen der Europäischen Union verständlicher machen. Die genannten Anwendungsbeispiele sind nur einige der Aufgabenbereiche, in denen das *Civic Design* in Zukunft tätig werden kann.²⁹

Die daraus resultierende Rolle der Designforschenden besteht darin, vermehrt transdisziplinär tätig zu sein. Die Designforschenden benötigen also zunehmend Kompetenzen, die sie im Austausch mit anderen, designfremden Akteuren benötigen. Innerhalb von kollektiven und partizipativen Prozessen, kommt ihnen zunehmend die Vermittlerrolle zu. In *Civic-Design*-Projekten vermitteln sie also nicht nur zwischen lokalen Akteuren, sondern auch zwischen verwaltungstechnischen und politischen Akteuren. Es gilt die vorhandenen bürokratischen Strukturen zu durchdringen und den verschiedenen Akteursgruppen verständlich zu machen, wodurch gegenseitig Akzeptanz und Empathie für die jeweiligen Herausforderungen generiert werden kann.

²⁶Bei umstrittenen Themen ruft die irische Regierung eine Bürgerversammlung ein, die per Los 99 Bürgerinnen und Bürger aussucht. Die ausgewählten Bürgerinnen und Bürger beschäftigen sich 2 Tage lang über eine bestimmte Fragestellung (wie z.B. ob Abtreibungen erlaubt werden sollen) austauschen und am Ende der Verhandlung eine Entscheidung treffen, wie es im Oktober 2016 der Fall war (vgl. Berbner u. a., 2017).

²⁷Im Jahr 2012 wurde eine Volksverfassung allen Wählerinnen und Wählern zur Abstimmung gestellt. Sechs Verfassungsänderungen wurden von 25 direkt gewählten Bürgerinnen und Bürgern sowie in Unterstützung einer digitaler »Crowd« ausgearbeitet und in der Abstimmung ganzheitlich von der Wählerschaft angenommen (vgl. Steinbeis, 2012).

²⁸Dabei ist es auch wichtig, nicht nur Formate des konsensbasierten Austauschs zu erarbeiten, sondern auch *konfliktbasierte* (im Sinne Mouffes) und *dialektische* Formate (im Sinne Sennetts) zu etablieren und trotzdem zufriedenstellenden Abschluss des Austauschs zu generieren.

²⁹Diese neuartigen, noch nicht kategorisierbaren und erschlossenen Anwendungsbereiche und Areale nennt Jonas u. a. (2015, S.14) nach Buchanan (1992) »Placements«.

Zudem kann durch die Neugestaltung von Prozessen oder der Etablierung neuer Strukturen ein Bürokratieabbau herbeigeführt oder alte Hierarchien stückweise (im Sinne des Vernetzungsgedankens nach Latour und Castells) abgebaut werden. Auch solche Aufgaben liegen im Handlungsfeld des *Civic Designs*.

Gleichzeitig sind Designforschende in der Lage, Diskussionen nicht nur auf der verbalen Ebene zu führen, sondern mit ihrer Umsetzungskompetenz zu erweitern. So können sie mit herstellenden Methoden implizites Wissen abfragen und somit die verbale Diskussion durch weitere Wissensdimensionen ergänzen. Dadurch werden komplexe Themen nicht nur vielschichtig adressiert, sondern auch verständlich und zugänglich gemacht, wodurch zufriedenstellende Ergebnisse generiert werden können. Durch diese Kompetenz werden Designforschende mit ihrem kritischen, aber auch generalistischen Blick in ihren vielschichtigen Anknüpfungspunkten unersetzbar und gewinnen in ihrer Rolle zunehmend an Relevanz.

Durch diese zusätzliche Herstellungskompetenz können nicht nur konkrete und partizipative Ideen entstehen, sondern auch Technologien und Ansätze, die nicht an der Bürgerschaft und ihren individuellen Bedürfnissen »vorbei« gestaltet werden, sondern spezifisch darauf eingehen.³⁰ Von diesen entwickelten Ansätzen ausgehend, können durch weitere Skalierungen und Anpassungen vielfältige Varianten entstehen, die am Alltag der lokalen, aber auch der politischen Akteure ansetzt. Im Vorfeld dienen schnell und kollektiv herstellbare Materialisierungen sowie Iterationszyklen dazu, Bedarfe und Intentionen aufeinander abzustimmen. Dadurch können fehlgeleitete Versuche des Austauschs und der Öffnung seitens der Politik zur Bürgerschaft,³¹ bereits mit Vorstufen getestet und die fehlende Akzeptanz der Adressierten vorhergesagt und das Format dahingehend angepasst werden, um auf diese Art und Weise weitere Frustration des Gegenübers zu vermeiden.

³⁰In den letzten Jahren wurde zunehmend festgestellt, dass *One-fits-all*-Lösungen, vor allem durch die Bereitstellung digitaler Plattformen, in den meisten Fällen scheiterten (vgl. Gabbe, 2006).

³¹Als Beispiel kann hier die digitale *Enquete*-Plattform der deutschen Bundesregierung aufgeführt werden.

Diese Neugestaltung von Strukturen und Prozessen soll aber nicht nur für politisch ausgerichtete Zielsetzungen vorenthalten bleiben. Genauso vorstellbar ist es den Ansatz des *Civic Designs* beispielsweise auf wirtschaftliche Bereiche zu übertragen. So sollten ebenfalls etablierte Wirtschaftskonzepte analysiert und dahingehend umgestaltet werden, dass sie zunehmend »sozial eingebettet« (vgl. Jonas u. a., 2015, S.11) agieren. So könnte der aktuell viel diskutierten Gemeingut-Ansatz (basierend auf den *Commons* (Allmende bzw. Gemeingut) im Sinne Ostroms) in bestehende Wirtschaftssysteme integriert werden.

Zusätzlich kommt die Kompetenz des *Civic Designs* Zukünfte (vgl. Jonas, 2007, Jonas u. a., 2015, S.14) kooperativ zu entwickeln zunehmend zum Zuge. Da diese Zukünfte nicht in Konzepten stehen bleiben, sondern in konkrete Handlungsanweisungen, welche an dem Status-Quo anknüpfen, übertragen werden, können die Veränderungen direkt angegangen und umgesetzt werden, was in zunehmend komplexen Zusammenhängen gegen Überforderung und Verunsicherung helfen kann. Durch diese zunehmende Konkretisierung und Sichtbarmachung füllt das *Civic Design* ein Vakuum, das vor allem für die Bürgerschaft zukünftig Zufriedenheit und bemerkbare Veränderung stiften kann. Dadurch kann beispielsweise Protestwählerinnen und -wählern das Agieren und die Wichtigkeit einer repräsentativen Demokratie näher gebracht und so Unzufriedenheit in konstruktive Verbesserungsvorschläge gewandelt werden, was durch den aktuellen Rechtsruck Europas zeitnah notwendig ist. Auf diese Art und Weise können über den Austausch Meinungsänderungen herbeigeführt werden.

Die Herstellung dieser anstrebbaren Zukünfte sind aber auch an Bedingungen geknüpft: So ist die Einsicht notwendig, dass solche partizipativen und basisdemokratischen Prozesse viel Zeit in Anspruch nehmen sowie strukturelle Veränderungen mit sich bringen. Diese Zeit muss von allen Akteursgruppen eingeräumt werden, um den vielfältigen Meinungsbildern gerecht zu werden und zurückzuspiegeln (*Erwartungs- und Beziehungsmanagement*). Aber auch eine Offenheit für vielschichtige Veränderungen muss aufgebracht werden.

Bei diesen hochkomplexen Aufgaben müssen aber auch die Designforschenden ständig ihre Rolle sowie ihr Handeln kritisch reflektieren. So ist beispielsweise der Ansatz des *Trial and Errors* zwar eine gängige Praxis im Designbereich, jedoch muss abgewägt werden, diesen Ansatz im alltäglichen Lebensumfeld von lokalen Akteuren stattfinden zu lassen, da diese Akteure weiterhin in diesem Umfeld leben werden.³² Auch die Schwierigkeit des *Design-after-Projecttime* (Ehn, 2008) nach Verlassen des Feldes seitens der Forschenden gilt es in weiteren lokalen Experimenten und Forschungsvorhaben zu adressieren, um den jeweiligen Forschungsvorhaben einen nachhaltigen Nutzen folgen zu lassen.³³

Abschließend kann resümiert werden, dass diese Dissertation eine Grundlage für zukünftige Forschungsprojekte gelegt und neue Aspekte der Beteiligung sowie der zivilgesellschaftlichen Gestaltung eröffnet hat.

Durch die zunehmende Aufmerksamkeit dieser spezifischen Gestaltungsrichtung³⁴ gewann der betrachtete Untersuchungsgegenstand in der Bearbeitungszeit noch einmal an Bedeutung und kann nun von den unterschiedlichen disziplinaren Interessensgruppen genutzt werden. Die hiermit gelegte Basis muss nun durch weitere Forschungsprojekte ausgebaut und spezifiziert werden.

Aber nicht nur für Verfechter des *Civic Designs* ist diese Dissertation von Interesse. Das hier ausdeklinierte *Research-Through-Design*-Projekt kann allen praxisbasierten Forschenden als Vorbild und Inspiration dienen. Die Verbin-

³²Daher muss abgewägt werden, ob dieser Ansatz eher im geschützten, noch nicht öffentlichen Rahmen zu testen gilt und erst dann größer zu skalieren gilt, oder ob es einen anderen Weg des Austestens geben kann.

³³Aus der Erfahrung dieser Dissertation kann festgehalten werden, dass durch die Herstellung einer fortwährenden Transparenz und einem realistischen Erwartungsmanagement Frustration und Enttäuschung vermieden werden kann.

³⁴Ein Anzeichen dafür sind die in den letzten Jahren etablierten Masterprogramme, wie der Master des »Public Interest Designs« an der Bergischen Universität Wuppertal, der »Social Design«-Master an der Wiener Hochschule »Die Angewandte« oder der Master für öko-soziales Design an der Freien Universität Bozen-Bolzano. Aber auch Publikationen, wie das Band »Transformation Design« herausgegeben von Wolfgang Jonas u. a. (2015) (und der gleichnamige, dazugehörige Master an der HBK Hochschule für Bildende Künste Braunschweig), zeigen das gestiegene Interesse an dieser Ausrichtung der Gestaltung.

dung zwischen theoretischem, diskursrelevanten sowie empirisch-generierten Wissen wurde im Detail beleuchtet und zur Übertragung auf andere Kontexte aufbereitet.

Die Hoffnung dieser Dissertation ist es, auch praxisgeleitete Forschende zu ermutigen, das auf unterschiedlichen Ebenen generierte und dargestellte Wissen (textlich, bildlich, visuell) zur Verfügung zu stellen, damit sich die Designforschung als wissenschaftliche Disziplin stetig weiterentwickeln kann.

Kapitel 5

Anhang

5.1 Protokolle und Interviewskripte aus der Empirie

5.1.1 Fallstudie Fischerinsel: Ergebnisse der Interventionen

ERGEBNISSE KREIDEWAND, 11.9.2011 und 23.9.2011

Antworten von »Darüber weiß ich gut Bescheid«:

Hunde, basteln, Uhren, Schiffe

Antworten von »Darüber würde ich gern mehr wissen«:

Über Menschen, die hier leben; ins Gespräch kommen; Multiplikatoren finden; Kameraführung; Mathematik; App; Frauen; hat das Kreativhaus eine Perspektive?

Ergebnisse STICKER 23.9.2011

Nachbarschaft ist:

- Sehr viel der Zusammenhalt
- Etwas, was ich gerne mal wieder erleben würde
- Freundlichkeit und Toleranz, Aufmerksamkeit füreinander, Zusammengehörigkeit, Miteinander

Mich stört:

- Dass alles immer so schnell gehen/laufen/funktionieren muss.
- Dass die Nachbarn immer gleich das Ordnungsamt rufen, statt mitzufeiern

Meine Frage:

- Wo ist der bezahlbare Wohnraum für finanziell Schwächergestellte?

Der Fischerkiez ist:

- Schön gelegen; kontrastreich; interessant und abgelegen; attraktiv und für mich leider zu teuer.

- Kommunikation

...ist mir wichtig

5.1.2 Fallstudie Fischerinsel: Interviews

In der Fallstudie Fischerinsel haben Interviews zu Beginn (2011), während (2013) und am Ende (2015) des Forschungsvorhabens stattgefunden. Die ersten und letzten Interviews waren semistrukturierte Einzelinterviews. Das mittlere Interview war ein Gruppeninterview mit vertiefenden Fragen der Designforschenden. Bei den ersten Interviews war ich noch nicht Teil des Forschungsvorhabens, bin aber einen Monat später dem Team beigetreten.

1. Semistrukturierte Einzelinterviews, 19.7.2011, zu Beginn des Forschungsprojektes

Interviewte Akteure:

- 1) Karola Krause, vimeo.com/26929492
- 2) Bogdan Przedziak, vimeo.com/26766212
- 3) Günter Voß, vimeo.com/239970146
- 4) Bärbel Frank, vimeo.com/26765490

Vimeo-Passwort: fischerinsel3000

Folgende 12 Fragen wurden semistrukturiert abgefragt:

1. Wie heißen Sie?
2. Wie sind Sie zum Senioren-Computer-Club-Mitte (SCC) gekommen?
3. Wie würden Sie den SCC in einem Satz beschreiben?
4. Was ist das Besondere/Wichtigste/Schönste am SCC?
5. Was ist die Motivation, warum man teilnimmt?
6. Was ist das Ziel des Clubs? Wie sollte sich der Club entwickeln?
7. Was könnte der Grund sein, warum Menschen nicht zum SCC kommen?
(Hemmschwellen, Berührungängste, usw.)
8. Was wünschen Sie sich vom SCC? Fehlt Ihnen etwas?
9. Gibt es für Sie noch andere Interessensschwerpunkte außer Computer?
10. Welche Rolle nimmt für Sie Technologie ein?
11. Würden Sie sich einen stärkeren Austausch mit jüngeren Menschen wünschen?
12. Wie wichtig ist die Fischerinsel als Ort?

Legende: Die nummerierten Fragen werden in den Interviewabläufen mit den jeweiligen Zahlen markiert. Bei den Zusatz- oder Anschlussfragen wird die Nummerierung weggelassen. Die in [KLAMMERN GEFASSTEN KOMMENTARE] sind Interpretationen der jeweiligen Textstelle.

1. INTERVIEW mit Karola Krause

Durchgeführt von Stefan Göllner & Andreas Unteidig:

Wie ist dieser Club entstanden?

KK: Mehrere Faktoren spielten eine Rolle. Im Kreativhaus kamen Senioren-Computer-Kurse sehr gut an. Persönlich: Nach Renteneinstieg etwas Ehrenamtliches gesucht. Seit 2009 den Club mit 7 Personen gegründet. Die aktuelle Mitgliederzahl ist um die 50 Mitglieder.

4. Was ist das Besondere für Sie am Senioren-Computer-Club-Mitte?

KK: Es wird etwas Ganzheitliches angeboten – nicht nur Kurse. Und man kann sich selbst einbringen.

Wie wird das Kursprogramm zusammengestellt?

KK: Experimente, je nach Nachfrage oder man setzt Themen an, die wahrscheinlich Anklang finden. Man merkt an der Beteiligung ob es gut ankommt oder nicht. [...] Das Angebot geht über die Grundkenntnisse hinaus.

Würden Sie sich gern zu diesem Thema selbst weiterbilden lassen?

KK: Ich habe immer Weiterbildungen gemacht. Man muss sich immer fortbilden lassen. Das ist keine Frage. Es hört nie auf.

Wie setzt sich der Club zusammen?

KK: Zurzeit gibt es mehr Frauen als Männer in unserem Club, aber es kommen zunehmend mehr Männer hinzu.

5. Was könnte ein Grund sein, warum Leute nicht zum SCC kommen?

KK: Das frage ich mich auch immer. Es gibt immer noch eine Hemmschwelle und es gibt andere Hobbys. Zu zeitintensiv und anstrengend sich mit etwas Neuem auseinanderzusetzen?

5. Was sind die Motivationen warum man teilnimmt?

KK: Sie wollen sich das Computerwissen aneignen bzw. nachholen und die

Wissenslücke auffüllen. Manche wollen aber auch Kontakt zu (Enkel-)kindern, die z.B. im Ausland sind, aufnehmen.

Was hat sich im Laufe des Clubs entwickelt?

KK: Der Club wird immer vielschichtiger je mehr Mitglieder wir haben. Sie haben Ideen, die wir versuchen umzusetzen.

Wie läuft das? Wie kommt ein Kurs zustande?

KK: Wenn sich drei Mitglieder finden, die z.B. das Thema »Video« haben, können sie eine Interessengruppe gründen und Kurse anbieten.

6. Was ist das Ziel des Clubs? Wie sollte sich der Club entwickeln?

Das Ziel sollte sein, dass es ein sozial-kultureller Treffpunkt ist. Er sollte nicht zur Dienstleistung verkommen.

3. Wie würden Sie den SCC in einem Satz beschreiben? »Der SCC ist, ...«

KK: Ein Treffpunkt Gleichgesinnter, aber auch kultureller Treffpunkt für Senioren, die sich nach außen öffnen wollen.

12. Wie wichtig ist die Fischerinsel als Ort?

KK: Sie ist die Urzelle des Clubs. Sie hat sich zuerst nur aus Mitgliedern des Umkreises gebildet. Erst durch den Bekanntheitsgrad sind weitere Mitglieder zu uns gekommen. Oder durch Presse und Öffentlichkeitsarbeit.

2. INTERVIEW mit Bogdan Przewdzia

Durchgeführt von Florian Sametinger & Andreas Unteidig

1. Wie heißen Sie?

BP: Bogdan Przewdzia.

2. Wie sind sie zum SCC gekommen?

BP: Vor ca. 3 Jahren habe ich aufgehört zu arbeiten, Vorruheständler. Ich habe nach Hobbies Ausschau gehalten, die man noch nicht ausgeübt hat. Aber für mich stand plötzlich die Frage im Raum: Wenn ich weiter was machen will,

am besten in dem Bereich, in dem ich mich am meisten auskenne: Datenverarbeitung und Computer.

3. Wie würden Sie den SCC in einem Satz beschreiben?

BP: Es ist eine sehr nette Gemeinschaft, vor allem aus Frauen, die – erstaunlicherweise für mich – mit Computer arbeiten wollen und die wirklich viel Hilfe brauchen. Ich helfe gerne. Ich habe immer Unterricht gemacht und mit Studierenden gearbeitet. Habe als Erfahrung gehabt vorne zu sitzen und etwas zu erzählen.

4. Was ist das Schönste/Wichtigste (/Besondere) am Club?

BP: **Für mich ist das Wichtigste am Club, dass ich herkommen kann, dass ich Leute treffen kann, die etwas von mir lernen wollen.** Wo ich helfen kann, wo ich meine Zeit verbringen kann. Ganz locker. Nicht wie im Betrieb. [SOZIALES GEFLECHT IST ENTSTANDEN]

8. Welche Angebote würden Sie sich vom Club noch wünschen?

BP: Weitere Zusammenarbeit mit ihnen oder mit Wikipedia: Themen über die wir nachdenken können und mit denen wir uns vorher noch nicht beschäftigt haben.

11. Würden Sie sich einen stärkeren Austausch mit jüngeren Menschen wünschen?

BP: Auf jeden Fall. Es [Technologie] entwickelt sich sehr schnell. Wenn ich mich nicht jeden Tag damit beschäftigen würde, könnte ich das Wissen nicht aufholen. Sie können auch helfen.

Gibt es noch anderen Kontakt zu anderen Clubs?

BP: Ist mir nicht bekannt. Wir haben versucht Kontakt mit anderen Computer-Clubs aufzunehmen, um Erfahrung auszutauschen. Das klappte irgendwie nicht.

Welche Themen sind beliebt, welche sind unbeliebt?

BP: Zum Beispiel bei der Bildbearbeitung. [...] Erwartungen sind manchmal anders, als es die Realität zulässt.

Haben die Mitglieder auch Einfluss auf das Programm?

BP: Alle Mitglieder sollten Grundkenntnisse beherrschen. In der Praxis ist das aber nicht so einfach. Es gibt Interessensgruppen...

Unterstützen ehemalige Teilnehmer die neuen Kursteilnehmer?

BP: Das wäre vielleicht nicht schlecht, wenn gegenseitige Hilfe da wäre. Eher braucht man Hilfe und Unterstützung des Dozenten.

9. Welche anderen Interessenschwerpunkte haben Sie außer Computer?

BP: Ich wollte weiter studieren, z.B. Religionen. Dazu bin ich aber nicht gekommen, da ich gar keine Zeit mehr dazu habe.

12. Spielt der Ort des Clubs eine große Rolle?

BP: Ja, spielt er. Für mich spielt die Entfernung eine Rolle. Ich wohne zu Fuß 30 min entfernt [sehr nah]. So nutze ich das als Spaziergang zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Die gesundheitliche Komponente spielt eine Rolle – das andere aber auch.

(7.) Welche Berührungängste gibt es gegenüber Computer?

BP: Die Berührungängste basieren vor allem auf den Unkenntnissen der Technik und der Inhalte. Und je mehr man damit Probleme hat, umso größer die Angst. Das kann man nur abbauen, indem man es selbst versucht und dann kommt man schon weiter.

Wie sieht denn das Altersspektrum in einem regulären Kurs aus?

BP: Alle sind ab 65 bis über 80. Das Alter spielt keine große Rolle.

10. Welche Rolle spielt für Sie die Technologie?

BP: Für mich ist das alles selbstverständlich. Ich habe Physik studiert und habe schon damals gelernt, dass die Welt keine Grenzen hat und habe schon damals vorausgesehen, dass es alles so werden wird. [...] Ich lerne immer und an jedem Tag. [...]

8. Was würden Sie sich für den Club wünschen... für ihre Arbeit hier und ihr Engagement?

BP: Es braucht von allen Mitgliedern Engagement. Und, dass wir weiter so eine Freude haben.

3. Interview mit Günter Voß

Durchgeführt von Stefan Göllner und Andreas Unteidig

2. Wie sind Sie zum SCC gekommen?

GV: Eher durch Zufall. Im vergangenen Jahr sollte ich eine MRE-Maßnahme vom Jobcenter bekommen. Da ich schon mal in einem Senioren-Internet-Cafe gearbeitet habe und der Club verkehrstechnisch gut angebunden war, bin ich hier hergekommen. Die Maßnahme war Ende des Jahres beendet, aber da mir die Sache hier so gefallen hat – da es ein Club ist und keine Bildungseinrichtung – bin ich hier hängen geblieben.

3. Was macht für Sie der SCC aus? In einem Satz?

GV: Der SCC ist ein Ort an dem sich Menschen treffen, die unterschiedliche Interessen haben. Ein Interesse davon sind Computer. Den Club macht aus, dass er sich nicht nur um die Technik kümmert, sondern auch um die Menschen. Freundschaften sind hier entstanden. Jemand hat seinen Lebenspartner verloren. [...] Diese Komponente unterscheidet uns von anderen Einrichtungen.

Welche Angebote schätzen sie besonders?

GV: Die Komplexheit, das Runde. Die Gesamtheit macht das Angebot aus.

8. Wünschen Sie sich etwas Zusätzliches?

GV: Zusätzlich und in Arbeit sind bestimmte Dinge: Wir haben die technischen Voraussetzungen mehr in den Multimediabereich einzusteigen. Mein Steckenpferd sind Computerspiele für Senioren. Das hat viel Potenzial. Warum nicht als Experimentierfeld für Menschen Spiele entwickeln? Ich habe mit Kindern mit Behinderung gearbeitet. 6 Monate nach dem Spielen wurden signifikante Verbesserungen der Feinmotorik und Konzentrationsvermögen festgestellt. Das trifft auch im Alter zu.

Gibt es auch Angebote für Menschen, die nicht herkommen können?

GV: Eine Idee war es, Laptops anzuschaffen, um anzubieten, dass wir zu den Menschen kommen. Die Räume hier sind nicht barrierefrei. Es gibt auch Anfragen von Menschen, die ihren Partner pflegen und ihr Zuhause nicht verlassen wollen. Für solche Leute sollten solche Angebote entstehen.

10. Wie sehen Sie die Rolle von Technologie?

GV: **Solang sie Hilfemittel bleibt und nicht Zweck, ist alles okay. In Kursen muss man die Teilnehmer auch immer daran erinnern, dass die Geräte alle einen Knopf haben, den man ausschalten kann.** [ENTGRENZUNG ZWISCHEN TECHNOLOGIE UND MENSCH]

Welche Themen sind bei den Teilnehmern beliebt?

GV: Wenn wir nur von den Kursen sprechen, sind die gängigen Sachen: Titel »Erste Schritte an den PC«, »Internet entdecken«, »50+ ans Netz.« – den Imperativ finde ich nicht so gut. Email, Skype, Bildbearbeitung, Fotobuchgestaltung. Wie es sich darstellt ein fruchtbares Angebot.

8. Was fehlt Ihnen am Club?

GV: Es fehlt, dass solche Einrichtungen – also nicht nur der SCC, sondern auch das sozio-kulturelle Angebot – verlässlich personell abgedeckt werden können. Wir arbeiten hier alle ehrenamtlich und unentgeltlich. [FINANZIELLE UNGEWISSHEIT]

11. Wie sehen Sie den Austausch zwischen den Generationen an?

GV: Als wichtig. Nicht nur in der Familie. Auch da versuchen wir uns zu öffnen. Weg von dem Schwerpunkt auf die Senioren, zusammen mit dem Kreativhaus in den intergenerativen Austausch zu kommen. Wir wollen mit der evangelischen Schule einen Block zu einer Ausstellung moderieren. Generationsübergreifende Verkehrserziehung. Stichwort »Zebromobil. Vorsicht Oma Radarfalle!« [GV lacht]

Was sind Ihre Aktivitäten?

GV: Es gibt wie immer Leute, die sich mehr oder weniger einbringen. Manche nehmen auch nur. Aber mir gibt das eine gute Erfahrung. Ähnlich zu dem was ich beruflich gemacht habe. [...] Ich koordiniere die Interessen.

12. Wie spielt der Ort eine Rolle?

GV: Ja, weil er historisch gewachsen ist. 5 Hochhäuser, 277 Mietparteien pro Hochhaus. Da sind die Hochhäuser hinter der Schwimmhalle nicht eingezählt. Wir sind nicht nur auf die Innenstadtbezirke angewiesen. Wir haben Anfragen aus Buckow. Das Angebot spricht sich rum.

Welche Technologien würden sie gern noch kennenlernen? Was interessiert sie? Es gibt kaum etwas, dass ich vermisse. Alles was in Richtung 3D geht, das muss ich nicht unbedingt haben. Fernsehen besteht aus schwarzen und weißen Punkten.

8. Was wäre Ihr Wunsch für den Club?

Das wir verlässlich mittelfristig arbeiten können. [FINANZIELLE SICHERHEIT]

4. Was ist das Besondere an dem Club?

GV: Freundschaften sind entstanden. Jemand hat seinen Lebenspartner verloren. In solchen Situationen sind wir für einander da. Das unterscheidet den Club von anderen Einrichtungen. [SOZIALE BEZIEHUNGEN ÜBER DAS CLUBLEBEN HINAUS]

4. Interview mit Bärbel Frank

Durchgeführt von Florian Sametinger & Andreas Unteidig

1. Wie heißen Sie?

BF: Mein Name ist Bärbel Frank

2. Wie sind sie zum SCC gekommen?

BF: Ich habe die Seniorenwoche am Breitscheidplatz besucht und habe

Material über das Kreativhaus gefunden und bin darüber zum SCC gekommen. Habe den Grundkurs gemacht.

Hatten Sie schon vorher Kontakt zu Computer gehabt?

BF: Ich habe mal als Dozentin gearbeitet und meinen damaligen Computer als Schreibmaschine verwendet. Das war aber der einzige Kontakt.

3. Wie würden Sie den SCC in einem Satz beschreiben?

BF: Es ist mein 2. Zuhause. [SOZIALE KOMPONENTE WICHTIGER ALS CLUBLEBEN]

2. Warum haben Sie beim SCC teilgenommen?

BF: Ich lerne immer noch, nehme an den Interessengruppen teil.

An welchen Interessengruppen nehmen sie teil?

BF: An Bildbearbeitung.

4. Was ist das Schönste an dem Club?

BF: Ich treffen hier nette Menschen. Ich kann jederzeit herkommen und es gibt jemanden der mir hilft. Wenn ich Software oder Hardware-Probleme habe, kann ich immer herkommen.

Könnten Sie sich auch mal vorstellen Kurse zu leiten?

BF: Ich bin eher organisatorisch zuständig. Ich organisiere unsere Festivitäten. Das machen wir jetzt schon länger. Seit 2 Jahren. Da gehören die Dampferfahrten dazu, Weihnachts- und Osterfeste oder spontane Treffen, mal 'ne Wanderung, mal Pilze sammeln. Es ist eigentlich das Clubleben. Wir sind eine kleine Gruppe, die es organisiert.

9. Der Computerclub an sich ist der Ausgangspunkt, von denen aber auch andere Aktivitäten ausgehen?

BF: Ja, genau. Das man sich auch mal trifft und in der Freizeit was macht. [CLUB- UND FREIZEITAKIVITÄTEN]

Welche Themen sind beliebt bzw. nicht so beliebt?

BF: Man möchte sich im Internet auskennen, mit den Enkeln im Ausland Kontakt aufnehmen. Sich auf Ebay was kaufen.

8. Vermisst du etwas an dem Club?

BF: Nein, nicht wirklich. Oder doch: Die finanzielle Sicherheit, dass wir weiterhin existieren können.

Wie funktioniert die Organisation des Clubs?

BF: Das ist strukturiert. Es gibt einen Vorstand und Dozenten und Organisationsteam. Und dann besprechen wir das. Jeder hilft da mit.

11. Würden Sie sich einen stärkeren Austausch zw. Jüngeren & Älteren wünschen?

BF: Ich fände das gut. Wir könnten gegenseitig was lernen.

Wie würden Sie den Kenntnisstand der Kursteilnehmer beschreiben?

BF: Kann ich nicht beantworten.

5. Was ist die Motivation der Leute?

BF: Manche wollen das Internet verstehen, machen möchten gern Bilder bearbeiten. Manche wollen ihre Chronik schreiben.

12. Spielt der Ort des Clubs eine Rolle?

BF: Ich muss ziemlich weit fahren. Ich komme aus Schöneberg. Ich komme mit dem Auto und das ist aber kein Problem für mich. Ganz viele des Clubs kommen von der Fischerinsel.

10. Welche Rolle spielt Technologie für Sie?

BF: Es interessiert mich nicht so sehr. Ich möchte handeln können, aber muss den Computer nicht weiter verstehen.

6. Was ist Ihr Wunsch für die Zukunft des Clubs?

BF: Dass er weiterhin besteht, da er mittlerweile eine Institution geworden ist. Es wäre für alle Mitglieder ein großer Verlust.

Gruppeninterview im Juli 2013

mit Bogdan Przedziak, Günter Voß, Lore Unger und Harald Lehmann
geführt von Andreas Unteidig und Jennifer Schubert

Das Gespräch war so aufgebaut, dass die Mitglieder der »Vernetzten Nachbarschaft« offen über die Entwicklung gesprochen haben, ohne dass wir eingegriffen haben. Um bestimmte Aspekte noch einmal zu vertiefen, haben wir Nachfragen gestellt, die waren:

- Warum bist du Teil der Vernetzten Nachbarschaft?
- Was bedeuten die Aktivitäten für Dich?
- Was könnte sich durch die Aktivitäten verändern? (Was könnte man sich daraus erhoffen? Was ist Eure Vision? Was sind Eure Wünsche?)
- Was sollte sich in 5 Jahren verändert haben?
- Wie antwortet die Vernetzte Nachbarschaft auf informelle, zeitlich flexible Organisationsstrukturen?
- Kann durch eine Rückkopplung ins Physische (z.B. durch den digitalen Briefkasten) solchen Leuten ein Zugang verschafft werden?

Zudem wurden aus Themen, die aufgenommen sind, Fragen für das Abschlussinterview abgeleitet.

Das Interview wurde nach folgenden Codes ausgewertet:

1. Technologie
2. Digitaler Briefkasten
3. Generationen (Jung & Alt, generationsübergreifend, Entfremdung der Generationen)
4. Ziel der VN
5. Formelle Organisationsstruktur

6. Informelle Organisationsstruktur

(Formierung von Interessengemeinschaften)

7. Lokalität, Identifikation mit dem Kiez, Geschichte der Nachbarbarschaft

8. Iterativer Prozess

PROTOKOLL:

BP: »In dem Vernetzte-Nachbarschaftsprojekt (VN) [...] fand ich es interessant, die **neuen Medien** (1) [...] durch eure Denkweise kennenzulernen und anzuwenden. [...] z.B. Hilfe, gegenseitige Hilfe, mithilfe von Rechnern, usw. Wenn man das gut umsetzen kann. Einerseits durch die Technologie, (da etwas zustande zu bringen), mit **eurem Kasten, wie einfach es sein kann** (6), andererseits das ›Rankommen‹ an die Leute, die Bereitschaft zu erleben, versuchen zu entwickeln, dass sie **mitmachen und, dass sie die Technologie nutzen** [1/2. Teilhabe und Motivation durch Technologie, Integration der Nachbarschaft]. Das ist für mich die VN als Projekt – so habe ich es verstanden.«

LU: »Du meinst jetzt, dass du die Leute zusammenführst, die nur mit den **herkömmlichen Medien** (1) vertraut sind und mit denen zusammenführst, welche die **neuen Medien** (1) beherrschen. Und, dass man **das verknüpft**. [3. Jung und Alt, Neue und herkömmliche Medien. Medien sollen mit jedem Wissensstand zugänglich sein.]«

BP: »Oder beherrschen lernen mit diesen **Medien** (2) umzugehen.«

LU: »Aber das man sie alle zusammen eben verknüpft und jeder nach seinem Wissen und Können integriert werden kann in diese **Vernetzung**.« [1, 3: Jung und Alt kommen durch Medien zusammen, um Vernetzung zu nutzen: Diskussionsforen]

BP: »Das was mir wichtig ist, dass es **Schritt für Schritt** [8. Iterativer Prozess] passiert. Man kann hier – das haben wir hier in Monaten und Jahren auch gesehen – man kann nicht wirklich große Dinge versuchen auf einmal zustande zu bringen. Das wird wahrscheinlich nicht gehen. Aber immer mal wieder zu-

rück zu den Quellen, zurück gehen auf die Insel, die man als Labor verstehen kann, mit den Leuten, die die Probleme haben, versuchen das umzusetzen.«

AU: »Was meinst du, was sich dadurch auf der Fischerinsel verändern könnte? Was könnte man sich daraus erhoffen?«

BP: »Ich könnte mir vorstellen, dass die Fischerinsel, auf der sehr viele ältere Menschen wohnen, doch noch **zueinander findet** (4). Nach den Veränderungen nach [19]89, ging vieles wahrscheinlich auseinander. Ich denke früher war das Gemeinschaftliche weiter ausgeprägt. Und jetzt sind sie in so ein Loch gefallen. Und jetzt brauchen sie die Hilfe [7. Zu DDR-Vergangenheit der Bewohner auf der Fischerinsel]. Harald mit seiner Frage ein Beispiel für mich. Er ist sicher nicht der Einzige und das wird nicht besser. Das kann sich natürlich verändern. Den Leuten kann geholfen werden, wenn man denen hilft. Ich will jetzt den Begriff ›Hilfe zur Selbsthilfe‹ nicht unbedingt verwenden, wenn einer erfährt, so kann man das machen, so wird es wahrscheinlich auch weitergegeben. Das kann sich entwickeln. So eine Art Lawine... Mund-zu-Mund-Propaganda« [Nicht nur politischer, sondern auch gesellschaftlicher Umbruch durch Technologieentwicklung] [Ziel: Anwohner sollen »zueinander finden«] [ZU DDR Vergangenheit der Bewohner auf der Fischerinsel]

LU: »**Das hat nicht nur mit dem Umbruch '89 zu tun, das hat auch was mit dem Umbruch der Lebensweise zu tun.** [1, 7: Nicht nur politischer, sondern auch gesellschaftlicher Umbruch durch Technologieentwicklung] Wenn man sich mit Leuten unterhält, die den gesellschaftlichen Umbruch nicht erlebt haben, wie Westberliner oder Leuten aus NRW oder Hamburg. Aber auch bei denen hat ein **Umbruch in der Lebensweise** stattgefunden. Das hängt mit der **rasanten Entwicklung der neuen elektronischen Technik** (1) zusammen. Unsere Generation – wir sind ja nicht damit groß geworden. Ich persönlich habe mit 10 Jahren selbstständig telefoniert. Jedes Kind hat im Kindergarten ein Handy und geht damit spielend um... Wir hatten ein Radio, da war ich schon 12. **Diese Medien beeinflussen die Lebensweise.** (1) Man bekommt viel mehr Informationen und wird von anderen Kulturen beeinflusst. Man wird interessierter und mobiler. Je älter man wird, desto schwieriger ist

es, in diese Mobilität einzusteigen. Deshalb gab es zwei, drei Jahrzehnte einen **Bruch zwischen älterer und jüngerer Generation** [3. Bruch zwischen junger und alter Generation durch die Einführung und den unterschiedlichen Umgang mit neuen Medien]. Da wird ja immer wieder davon gesprochen. Inter-generativ. Muss man fordern. **Vor 50 Jahren war es noch ganz normal, dass ältere und jüngere Generationen zusammengelebt haben und auch die Probleme von den anderen kennengelernt haben.** (3) Aber die Entwicklung dieser **Medientechnik** (1) konnte die **ältere Generation** (3) nicht mehr nachvollziehen. Wie die junge Generation, die das aufgesogen hat. Da gab es so einen leichten Bruch. Jetzt verstehen alle, dass es uns nicht gut tut. **Wir müssen wieder zusammenkommen** (4). Man kann auch von der **anderen Generation lernen. Alte lernen von den Jungen – und umgekehrt.** (3) Es gibt übergreifende Lebenserfahrungen, in denen man sich gegenseitig helfen und unterstützen kann. Da ist das Projekt der vernetzten Nachbarschaft wunderbar. **Die Fähigkeiten der Einzelnen können alle einfließen** (4) – unabhängig von dem, was sie während ihres Lebens gelernt haben. Oder wie sie groß geworden und aufgewachsen sind. Die Älteren sind in ihrer Kindheit nicht damit vertraut gewesen. Sie können jetzt von den Jungen lernen und in die moderne Technik einsteigen. Inzwischen ist es aber so, dass viele Ältere sich schon auskennen und sich gegenseitig unterstützen können.« [3. Bruch zwischen jungen und alten Generationen durch die Einführung und unterschiedlichem Umgang mit neuen Medien; Wie hat Technologie unsere Lebensweise verändert? Welche gesellschaftlichen Auswirkungen hat die Technologie?]

AU: »Befindlichkeitsstrukturen, Interessengemeinschaften« [6, Flexible Organisationsstruktur. Weg von Vereinen, hin zu flexiblen, temporären Interessengemeinschaften, welches von der VN unterstützt wird. Das ist das zukünftige Modell.]

LU: »Das ist natürlich aus meiner ganz persönlichen Sicht. [...] Junge Leute – aber auch andere – sind nicht mehr bereit, sich in einem **Verein** (5) fest zu binden, um sich zu engagieren. Weil sie sagen, ich geh' jetzt in diesen territorialen Verein, aber in drei Jahren lebe ich wieder woanders. Warum sollte ich dann erst in einem Verein Mitglied werden. Vereine haben bestimmt etwas

für sich, sie bringen Leute zusammen, geben eine Möglichkeit sich zu engagieren, sich gegenseitig zu unterstützen, aber sie haben auch immer eine **starre Struktur** (5). **Und die Zeit dieser starren Strukturen ist vorbei.** (6, 4) Die Strukturen werden offener. Die Verzweigung wird größer. Man kann leichter rein und man möchte aber auch leichter wieder raus aus dieser Einheit, in der man sich zusammenfindet. Es wird immer viel von Projekten gesprochen, was ich gar nicht so übernehmen möchte. Aber es sind immer Einheiten von Menschen, die sich zusammenfinden irgendwas gemeinsam zu unternehmen. Aber dann haben sie auch Interesse, was anderes zu unternehmen. Da sind die mit denen sie vorher zusammengearbeitet haben, vielleicht gar nicht die geeigneten Leute. Wenn man sich in einer Idee zusammenfindet, heißt es nicht, dass man alle Interessen teilt. **Wir haben ja immer noch alle individuelle Interessen.** (6, Individualisierung, Interessengemeinschaften) Durch diese Individualität kann man durch Teilhabe verschiedene Einheiten besser ausleben, aber man hat trotzdem nicht mehr Zeit. Man kann sich nicht ständig an vielen Einheiten beteiligen. Man muss ja auch mal sagen: ›Das mach ich jetzt und das lass ich sein.‹ Aber muss auch loslassen können. Wenn man viel machen möchte, muss man auch anderes, was man vorher gemacht hat, loslassen können. Und einen Verein loszulassen, ist immer schwierig. Aber wenn ich das von vornherein weiß, dass es eine begrenzte Sache ist, an der ich mich beteilige, habe ich auch gar kein schlechtes Gewissen. So jetzt ist Schluss, jetzt mach ich das Nächste. **Und irgendwie bereichert es das Leben aus meiner Sicht. Das Starre ist eben nicht mehr so [zeitgemäß]** (6). Man ist nicht mehr so gebunden. Ich will ja nicht das viel strapazierte Wort ›Persönlichkeitsverwirklichung‹ hier verwenden, das finde ich ein bisschen albern - aber in gewisser Weise ist es das schon, weil man viele Facetten hat. Weil man zumindest mal erleben muss: ›bin ich für diese Facette geeignet‹ und wenn man eine negative Erfahrung gemacht und kann man es abhaken.«

AU: Wie antwortet die VN darauf?

LU: »Die VN bereitet gerade die **Möglichkeit, sich vorübergehend an einer Initiative zu beteiligen**, ohne sich für Jahre binden zu müssen. Wenn diese **Initiative ihren Zweck erfüllt hat**, bin ich wieder daraus entlassen.

Aber ich bleibe trotzdem in dem breiten Feld VN und kann mich einer neuen Initiative der VN wieder widmen, die ich auch gern möchte, was mich auch interessiert. Und ich bin nicht an einen kleinen Kreis gebunden. Sondern habe einen großen Kreis, in dem ich mich frei bewegen kann. Das Feld der VN ist größer, obwohl es nicht mehr Menschen sind. Aber ich leg mich nicht von vornherein fest. Ich bewege mich nur in dieser kleinen Gruppe in einer Nachbarschaft. Ich habe eine Gruppe, mit der ich tanzen gehe, ich habe eine Gruppe, mit der ich Sport mache, und ich habe eine Gruppe, mit der organisiere ich, dass die Bänke aufgestellt werden. **Das sind ja ganz verschiedene Interessen. Und wenn die Bänke erledigt sind, dann bin ich wieder frei und habe trotzdem alles gemacht.** (6) Ja, die VN, obwohl es nicht mehr Menschen sind, ist trotzdem beim **Betätigungsfeld breiter.**« [6, flexibles, breites, kurzfristiges Agieren der Akteure möglich.]

BP: »Ich habe gerade überlegt, wie man das anders beschreiben könnte. Einerseits ist diese Unabhängigkeit zu haben wichtig, aber man könnte dafür die Formulierung ›Vernetzte Nachbarschaft‹ verwenden. Die Nachbarschaft ist unser Verein. Also etwas, was uns verbindet, ist die Nachbarschaft mit den technischen Möglichkeiten zu kommunizieren. Das Kommunizieren erlaubt uns, Austausch von Ideen zustande zu bringen und der Ersatz für die Struktur eines Vereins, ist die Nachbarschaft. Das ist auch eine begrenzte Menge von Menschen.«

LU: »Aber es ist **keine begrenzte Menge an Ideen** (6). [...] Der Verein hat ein bestimmtes Ziel und alles orientiert sich dahingehend.«

GV: »Es gibt einen **Vereinszweck** (5).«

LU: »Und diese VN hat eigentlich nur den Zweck etwas miteinander zu unternehmen, aber nicht was. Die Zielsetzung ist viel breiter.«

BP: »Oder nicht definiert.«

JS: »Breiter. Flexibler. Zeitgemäßer. Kann sich immer mehr den äußeren Umständen anpassen. Dadurch besser reagieren. Auf die Nachbarschaft reagieren.

Auf die neuen Strömungen in der Nachbarschaft reagieren – auf die Familien und Studenten (Neuzugezogenen) reagieren.«

LU: »**Man kann neue Inhalte aufnehmen.** (6) **Im Verein müssen erst Anträge gestellt werden. Und dann müssen sie aufgenommen werden können. Und dann müssen sie das Geld haben den Vereinsbeitrag zu bezahlen.** [6. Problem mit institutionalisierten Formen] Bei der VN brauch ich nichts. Bei der Nachbarschaft bin ich **automatisch Mitglied** (6). Ich habe nur meinen Mietvertrag, den ich aus persönlichen Gründen abgeschlossen habe – aber ich bin sofort mit drin, in diesem Pool.«

GV: »Für die neu Zugezogenen ist das natürlich auch von Vorteil, wenn es dann schon irgendwelche Strukturen gibt, denen man sich anschließen kann.«

LU: »Die sind sofort integriert.«

GV: »Und deshalb ist diese Idee auch besonders hier. Mit den **neuen Kommunikationstechniken** (1): es ist eine Motivation unsere Kurse zu besuchen, weil sie merken, **dass sie sich selbst ausschließen.** [3, Digital Divide. Exklusion.] Wenn sie sich mit bestimmten Dingen nicht beschäftigen. Es sind nicht mehr die Kinder oder die Enkel.«

AU: »Warum nimmst du an der VN teil und was siehst du darin?«

GV: »Warum ich bei der VN mitmache? **Weil ich etwas bewegen möchte.** [4, intrinsische Motivation, Engagement, eigenes Anpacken, Wir müssen selbst die Situation verändern] Man kann nicht, wenn ein Haus brennt, unten stehen und sagen: nun löscht ihr mal alle fleißig. Man muss selbst 'nen Eimer Wasser nehmen und versuchen mitzuhelfen. Und dieses Bewegen anderen Menschen und für Ideen zu begeistern, das macht Spaß und bringt in gewisser Weise auch eine Art **Befriedigung und Genugtuung** (4) mit. In den letzten zweieinhalb Jahren hat sich auch viel entwickelt. Es ist nicht mehr wie am Anfang – sehr theoretisch und mit der Stange im Nebel zu stochern – sondern **wir haben die Sachen wirklich angepackt** (4), – und in der Zwischenzeit ist

schon ne ganze Menge Wasser die Spree runtergeflossen – und wir sind nicht mehr so wie am Anfang. Und das ist auch die Motivation weiterzumachen. Und man kann was bewegen. **Der Einzelne schwer, aber mit Gleichgesinnten zusammen kann man was bewegen.** [4, Kollektiv ist wichtig. Mündige, aktive Bürger.] Um nochmal auf die Umbruchsituation zurückzukommen – '89 – »Wir sind das Volk« – jetzt in einem anderen Sinnzusammenhang. **Wenn wir das nicht anpacken, wird nichts – von alleine oder von einem höheren Wesen, da glaub ich nicht dran.**« [4, Intrinsische Motivation. Engagement. Eigenes Anpacken. Wir müssen selbst unsere Situation verändern.]

LU: »Mir ist auch nochmal klar geworden. Diese Dialektik zwischen **Kurzzeitigkeit einzelner Aktionen und Nachhaltigkeit in der Nachbarschaft** (4,6) [Dialektik Kurzzeitigkeit und Nachhaltigkeit ist wirksam]. Durch diese einzelnen kurzzeitigen Aktionen wird aber eine **unheimliche Nachhaltigkeit bei der Nachbarschaft erzeugt.** Was eigentlich auch eine ganz tolle Sache ist, wa?«

GV: »Das führt dazu, dass man hier **gerne wohnt und dass man sich mit dem Kiez identifiziert,** was zur Folge haben kann, dass man mehr darauf achtet, was hier passiert.« [7, Identifikation mit dem Kiez]

LU: »...und wieder neue Ideen entwickelt«

GV: »Vielleicht 'ne Plattitüde: dass **das Leben einfach lebenswerter wird.** (7) Gerade in diesen Umbruchszeiten, in denen das Leben viel **hektischer** wird [7, Gesellschaftlicher Umbruch]. Die Gefahr besteht, dass es immer oberflächlicher wird. Dann kann eine Nachbarschaft, wie ein Ankerpunkt sein. Es müssen noch nicht mal Aktionen sein, mitunter feiert man auch einfach zusammen.« [Wichtigkeit des Lokalen innerhalb gesellschaftlicher Umbrüche (hektischeres, oberflächlicheres Leben, Berufswechsel, digitale Kommunikation, nicht mehr mitkommen mit der technologischen Entwicklung, usw.)]

LU: »Das ist auch eine Aktion. Vielleicht wird es auch Umbrüche in kürzeren Abständen geben. Nicht nur gesellschaftliche Umbrüche, vielleicht auch Umbrüche im Leben überhaupt. Wenn man die Geschichte betrachtet, wie lange haben solche Epochen früher gedauert haben. Und jetzt?«

GV: »Das fängt im Berufsleben an. Die Zeiten, dass man einen Beruf ausgeübt hat und in einem Betrieb ein Leben lang gearbeitet hat, das ist die Ausnahme und es nicht mehr die Norm. Wer da nicht flexibel bleibt [hat verloren]. Und hier ist auch der Punkt der VN. Gerade diese vielen verschiedenen Ideen, führen zu einer **geistigen Flexibilität** (6), das man mehr dranbleibt, an dem Nerv der Zeit. [Flexibilität der VN: geistige Flexibilität] Deshalb muss man nicht immer gleich alles machen – wie im Verein: Briefmarken sammeln und Schluss. Bei der VN gibt es eine **Offenheit**, die gut ist. [Bei der VN gibt es eine Offenheit und Flexibilität]«

HL: »Also mein Interesse besteht darin, die großen **Möglichkeiten der Medientechnik älteren Leuten zu vermitteln** (4, 1). Aber das ist sehr sehr schwer. Ich habe einen Freundeskreis mit dem ich zweimal im Jahr zum Konzert gehe. Prof. der Charite. Ärztin, Dozentin an der Technischen Hochschule. Die entfernen sich immer mehr von mir. Einige von denen wie der Prof. der Charite, der möchte mit der Technik nichts zu tun haben. Der hat 'nen Handy, aber kein Smartphone und ein Tablet möchte er auch nicht haben. Er empfindet das als **Belästigung des Privatlebens**. [1, Technologie wird von älteren Menschen als Belästigung des Privatlebens empfunden.] Und ich finde das sehr schade. Ich sehe das an mir selbst, weil ich alleine lebe. Ist es ein Segen diese Technik zu haben, und ich möchte andere daran teilhaben lassen. Aber es ist schwer, wenn sie sich gar nicht vernetzen lassen wollen.«

LU: »Der kann sich ja dann über die Karten ausdrücken.«

HL: »Ich habe auch einer Freundin von diesem Projekt erzählt, die es total kritisch sieht. **Das funktioniert nie, weil sich ne Masse der Menschen der Technik total verweigert.** (1) Ich sehe es ja auch hier auf der Fischerinsel, die ich kenne. Von denen sind sehr wenige bereit, sich damit auseinanderzu-

setzen, und dann kommen sie zum Kurs, und dann sind sie frustriert, weil sie von der Vielzahl von Informationen bombardiert werden. Jetzt erst recht nicht. Man kann so etwas nur im direkten Kontakt am besten realisieren. Ich versuche mein Bestes zu geben, hier eine größere Anzahl von Leuten zu erreichen. Ich habe da auch manchmal nicht unbedingt den Zuspruch von euch, weil ich eine andere Meinung dazu hatte. Aber für Senioren sind Smartphones besser geeignet. Ich hoffe, dass ich mich auch immer noch beteiligen kann.«

JS: »Könnte der Briefkasten solchen Leuten einen Zugang schaffen?/Welche Rolle könnte der Briefkasten einnehmen?«

HL: »Wenn es eine gut funktionierende Brücke geben kann, dann schon.«

JS: »Durch eine Rückkopplung ins Physische?«

BP: »Bei **älteren Leuten** (3), die eine gewisse **Abneigung gegenüber der Technik** (1, 3) haben, ist es vielleicht schwierig sie dazu zu bringen. Wenn sie aber durch das Leben gezwungen werden, sich damit zu beschäftigen, und dann merken: damit kann ich mit anderen kommunizieren. Smartphone und Tablet haben sich in den letzten zweieinhalb Jahren so verbreitet. **Die Technik entwickelt sich schneller, als wir mit der Technik arbeiten können. Man rennt immer hinter her. Das ist manchmal gruselig.**« [1, hektisch, gesellschaftlicher Umbruch]

LU: »Dann muss man eine Stufe überspringen. Und bei der nächsten einsetzen.«

BP: »Für unser Projekt ist es nicht einmal so verkehrt. Bei der Rückkopplung helfen.«

GV: »Leute merken selbst, dass sie sich ausschließen. Das wird immer prekärer, weil die humane Dienstleitung, ›Der Mensch hinter dem Schalter‹ bzw. ›Der Mensch mit dem man kommunizieren kann‹, immer teurer wird [...]. So 'ne Brücke kann die Hemmschwelle senken, dann überhaupt mit solchen Maschinen schon umzugehen, weil kein Mensch mehr da ist, der einem hilft. Man muss dann versuchen, sich so aufzustellen damit umgehen zu können. Einsteigertablet mit einer Grundausstattung. Mit wenigen einfachen Funktionen, damit kann man Brücken schlagen.«

BP: »Smart TV. Vor drei Monaten habe ich mir einen TV gekauft und da ist die Vernetzung ist schon dabei. Wie kurzlebig die Technik ist. Jetzt kauft man das Neueste und das ist dann schon mit dabei.«

LU: »Die Rückkopplung ist ein wichtiger Punkt bei der Vernetzung der Nachbarschaft. Das ist nicht nur für **ältere Menschen** (3), sondern auch für jüngere Menschen wichtig. Wenn ich Informationen reingebe und ich habe kein Feedback, dann hör ich direkt wieder auf. Ich muss schon merken, dass meine die Aktion da rein fließt. Aber wenn die Reaktion nicht kommt, hör ich auf zu reagieren. Das ist auch in jeder Lebensphase so.« [4, Feedback auf das Engagement ist auch wichtig. Sonst demotiviert das.]

HL: »Lehrgänge mit Dozenten. Das wird nicht mehr die Masse unserer Aktivität sein können. Viel mehr müsste man bei den Leuten zuhause etwas beibringen.«

LU: »Das könnte wieder eine Initiative der VN sein: Zu Leuten nach Hause gehen und denen das beizubringen.«

HL: »Man muss das nur anschließen, mit dem Zusatzgerät vorbeigehen und das zeigen.«

LU: »Großmutter bekommt ein Smart TV, sie wirft die Karte ein: ›Brauche Hilfe mit Smart TV‹. Dann kommt jemand vorbei.«

JS: »Was sollte sich in 5 Jahren verändert haben? Was ist Eure Vision? Was sind Eure Wünsche?«

LU: »Meine Vision ist, dass sie **intensiver kommunizieren** [1], auf welchem Weg auch immer. Intensiver ins Gespräch kommen und sich gegenseitig unterstützen.« [Wünsche: Mehr Kommunikation und gegenseitige Unterstützung]

GV: »Und die im Territorium vorhandenen Angebote, die ja vielfältig sind, intensiver nutzen. Und nicht, dass die VN auf 'ner Postkarte steht, sondern dass sie gelebt wird.« [Wünsche: Vielfältige, lokale Angebote sollten besser genutzt werden. Und VN soll gelebt werden!]

BP: »Ich wäre wirklich froh, wenn die Sachen, von denen wir sprechen, wirklich **umgesetzt** werden.«

GV: »Wenigstens so **Keimzellen**, wo man sagen kann: ›Schaut mal, bei denen wurde was umgesetzt‹. **Vernetzung funktioniert ja so. Viele kleinere Inseln, die sich bilden und selber vernetzen können, weil da so was ist, was funktioniert.** Mit unseren zwanziggeschossigen Hochhäusern: es könnten sich die geraden und ungeraden Etagen am Briefkasten treffen – damit sie wissen: Wir gehören hier irgendwie zusammen...« [4, Keimzellen und kleine Vorzeigeprojekte, die eine Vision aufzeigen. Und, dass sich die Nachbarn in den Wohnhäusern wahrnehmen und kennenlernen können und ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht. Inseln = ANT]

LU: »...und, damit sie sich auch mal unterhalten.«

BP: »Als Wunsch hätte ich, dass es nachhaltig wird... dass es ein **Selbstläufer** wird. Wir haben die Anfänge gelegt. **Ihr habt die Strukturen entwickelt. Wir versuchen dabei zu helfen.** Aber jetzt läuft das von alleine. Jetzt braucht man uns eigentlich nicht mehr. Dann wäre es schön.« [Design After Design, Rollen der INITIATIVE und der Designforschenden treffend beschrieben! TROTZDEM: Wir als Initiatoren und Vorantreiber des Projektes, sie »nur« als Unterstützer.]

LU: »Das wäre das ganz große Ziel. Wenn das in 5 Jahren so wäre, wäre es super.«

HL: »Eine Möglichkeit wäre, dass die Coach Potatos, eine E-Mail bekommen und dort stehen die neuesten Neuigkeiten der Fischerinsel, und dass der SCC ein Event hat.«

LU: »Und dass man eine Etage tiefer, ‘nen Kaffee trinken kann. Es kann auch eine Art Newsletter sein.«

BP: »Wenn sie merken, dass es funktioniert, dann beteiligen sie sich. Das gehört dann auch zu der Nachhaltigkeit. In ein paar Jahren wird die Nachbarschaft ganz anders aussehen: Dann gibt es mehr junge Leute. ...«

HL: »Alle müssen auf die Mail antworten. Wenn sie nicht antworten, kommt jemand zu ihnen und es wird geholfen.« [Newsletter]

5.1.3 Fallstudie Fischerinsel: Semistrukturierte Einzelinterviews

15.6.2015

1) Karola Krause, 2) Bogdan Przewdziaak 3) Günter Voß

EINFÜHRUNG:

Kannst Du Dich bitte kurz vorstellen?

Seit wann engagierst Du dich auf der Fischerinsel?

Seit wann bist Du Teil der »Vernetzten Nachbarschaft«?

ERWARTUNGEN:

Was hat Dich zu Beginn motiviert, an dem Projekt teilzunehmen?

Wie hast Du Dir zu Beginn das Projekt »Vernetzte Nachbarschaft« vorgestellt?

Welche Erwartungen hattest Du zu Beginn an die »Vernetzte Nachbarschaft«?

Wie haben sich deine Erwartungen über die Zeit verändert?

NACHBARSCHAFT:

Was bedeutet »Nachbarschaft« für Dich?

Hat sich diese Auffassung durch die »Vernetzte Nachbarschaft« geändert?

EFFEKT/VERÄNDERUNG:

Was hat sich für Dich durch das Projekt verändert?

Was ist deiner Meinung nach aus dem Projekt entstanden? (neue Beziehungen, andere Sichtweise auf die Nachbarschaft)

Haben sich persönliche Denkweisen (über bestimmte Themen) bei Dir verändert? (Themen wie Technologie(-entwicklung), Jung und Alt, offene Prozesse, Design(-forschung), neue Wissensbereiche und Perspektiven)

Frage an Günter: bei den »digitalen Köpfen Deutschlands« gabst Du an, Brückenbauer zu sein. Welche Brücken hast du, bzw. wirst Du in Zukunft bauen?

ORGANISATIONSFORM:

Wie bewertest Du die Organisationsform der »Vernetzten Nachbarschaft«? (Anliegenbasierte, flexible, nicht-institutionalisierte Organisationsstruktur, im Gegensatz zu Vereinen)

MOMENTE:

Rückblickend, was waren für Dich die **spannendsten bzw. lehrreichsten** Momente in dem »Vernetzte Nachbarschaftsprojekt«?

Was war für Dich der **enttäuschendste** Moment in dem Projekt?

VERNETZUNG:

Hat Ihrer Meinung nach eine **Vernetzung** stattgefunden?

Wenn ja, welche **Art** der Vernetzung?

Hat die »Vernetzte Nachbarschaft« deiner Meinung nach eine Veränderung hervorgebracht?

TECHNOLOGIE:

Welche Rolle spielt Technologie für Dich?

Hat sich diese Ansicht durch das Projekt geändert?

BRIEFKASTEN:

Wie bewertest Du den digitalen Briefkasten aus der heutigen Sicht?

Wie schaffen solche Kommunikationsmittel neue Formen des Zugangs bzw. des Diskurses?

Welche weiteren bzw. anderen Kommunikationsmittel könntest Du Dir in Zukunft vorstellen?

REFLEXION aus der heutigen Sicht:

Wie würdest Du heute das Projekt »Vernetzte Nachbarschaft« in einem Satz beschreiben?

Wenn Du heute das Projekt noch einmal neu beginnen würdest, würdest Du etwas anders machen?

Wie würdest Du unsere Zusammenarbeit beschreiben (UdK, VN und SCC)?
Hat sich deine Auffassung von der Kommunikation zwischen »Jung und Alt« geändert?

AU: Wie beurteilst Du die »Vernetzte Nachbarschaft« als Struktur? Ist sie handlungsleitend?

AUSBLICK/ZUKUNFT:

Wie soll bzw. kann die VN deiner Meinung nach weitergehen?

Was wärest Du bereit zu »geben«, damit die VN weiter bestehen bleiben kann?

1. Interview mit Karola Krause, 15.6.2015

EINFÜHRUNG:

JS: Kannst Du Dich kurz vorstellen?

KK: Meine Name ist Karola Krause. Ich bin seit 2009 Vorsitzende und Mitbegründerin des SCC.

JS: Seit wann engagierst Du dich auf der Fischerinsel?

KK: Ich bin erst seit 2009 engagiert, da ich seit dem in Rente gegangen bin.

JS: Seit wann bist du Teil der »Vernetzten Nachbarschaft«?

KK: Ich bin von Anfang an dabei gewesen. Es war eine spannende Sache, deswegen habe ich die Jahre durchgehalten.

ERWARTUNGEN:

1. JS: Was hat Dich zu Beginn motiviert, an dem Projekt teilzunehmen?

KK: Im Grund war es ein Thema, dass wenn man älter ist, viele betrifft. Ich bin verhältnismäßig neu hier, wohne nicht auf der Fischerinsel, aber wohne in unmittelbarer Nähe in einem Hochhaus. Wie bekommt man Kontakt zu an-

deren? Klappt das mit den alt eingesessen? Klappt das nach der Sanierung? Ich habe ja jahrzehntelang in Mitte gewohnt, dann ein paar Jahre im Hochhausviertel Marzahn gewohnt, dann wieder zurückgezogen. Das war schon eine große Veränderung. Deshalb hat mich das Projekt VN auch sehr gereizt.

2. JS: Wie hast Du Dir zu Beginn das Projekt »Vernetzte Nachbarschaft« vorgestellt?

KK: Vorstellung hatte ich sehr wenig. Ich habe den Namen wörtlich genommen, aber gedacht, es muss ja damit zusammenhängen, dass man Leute zusammenbringt, wie auch immer. Ich war auch darauf gespannt, was junge Leute dazu sagen. Was stellen sie sich unter Nachbarschaft vor? Was stelle ich nicht vor? Mit den eigenen Kindern diskutiert man so was nicht.

3. JS: Was stellst Du Dir unter Nachbarschaft vor?

KK: Ich lerne die Nachbarn kennen. Wenn Not am Mann ist, wenn Zähler abgelesen werden, kann ich jemanden fragen. [...] Scheu überwinden, dass man die anderen fragt. Denen kann man dann auch Informationen geben, wenn man mal in den Urlaub fährt.

4. JS: Welche Erwartungen hattest Du zu Beginn an die VN?

KK: Erwartungen habe ich nicht. Ich war nur neugierig. Bedürfnisse sind anders. Junge Leute haben andere Bedürfnisse als Ältere. Wie bringt man das zusammen?

8. JS: Was hat sich für Dich durch das Projekt verändert? Was ist deiner Meinung nach aus dem Projekt entstanden? (neue Beziehungen, andere Sichtweise auf die Nachbarschaft)

KK: An dem Projekt fand ich interessant, die unterschiedlichen Meinungen der Nachbarschaft kennenzulernen. **Dabei ist die Kluft zwischen der digitalen und analogen Welt klar geworden.** Die, die mit der digitalen Welt umgehen können, haben viel mehr Chancen um Informationsmöglichkeiten zu bekommen. Auch ob das Plattformen sind, bei denen man was ausleihen kann. Auch wenn ich meinen Nachbarn, die berufstätig sind und die ich nicht immer erreichen kann, eine Email zu schicken, könntest du einmal auf dem Rückweg

bei mir vorbeikommen. Meld Dich bitte, ich habe eine Frage. Aber wie machen Menschen, die dem ganzen ablehnend gegenüberstehen? Ich habe in meinem Bekanntenkreis einige Ehepaare oder einzelstehende Frauen, die sagen, es gibt Prospekte, des gibt Flyer, ich brauch das nicht. Und da seh ich zunehmend eine **Lücke** zu schließen.

9. JS: Würdest Du sagen, dass wir unterschiedliche Lückenschließung geschaffen haben?

KK: In der vernetzten Nachbarschaft ist der Ansatz gemacht worden eine Lücke besonders für ältere Menschen geschlossen worden, es gibt da aber nicht nur ältere Leute die nur das analoge bevorzugen, aber es gibt ja auch jüngere bei, aber dass man eine Möglichkeit gefunden hat die Kluft kleiner zu machen.

10. JS: Haben sich persönliche Denkweisen (über bestimmte Themen) bei Dir verändert? (Themen wie Technologie(-entwicklung), Jung und Alt, offene Prozesse, Design(-forschung), neue Wissensbereiche und Perspektiven)

KK: Eigentlich nicht. Ich war immer neuen Sachen aufgeschlossen. Was interessiert mich das, ich bin nicht analog, aber wie man das macht, das hat mich schon wirklich interessiert.

11. JS: Was ist für Dich aus dem Projekt entstanden (Kontakte, Beziehungen, usw.)?

KK: Nachdem das Projekt mehr zum Ende gekommen ist, wurde es ja auch viel fasslicher. Man hat den digitalen Briefkasten zeigen können und mit dem Gerät waren wir auch persönlich unterwegs. Es ist vorgeführt worden und es hat große Resonanz bekommen. Das finde ich auch eine interessante Sachen. Nicht nur die Tatsache, dass es von euch entwickelt worden ist, und wir es begleitet haben, sondern dass es auch andere als interessant bewerten und dadurch gezeigt wird, dass es sich lohnt, es weiterzuentwickeln.

ORGANISATIONSFORM:

12. JS: Wie bewertest du die Organisationsform der VN (und auch der angedachten Aktionen)? (Anliegenbasierte, flexible Organisationsstruktur, nicht-institutionalisiert, anders als bei Vereinen)

KK: Das wir eine verhältnismäßige Regelmäßigkeit haben. Ältere Menschen wollen ihre Termine. Sie wollen sie im Vorfeld haben. Das hat so geklappt und das fand ich gut.

MOMENTE:

16. JS: Rückblickend – was waren für Dich die spannendsten/lehrreichsten Momente in dem »Vernetzte Nachbarschaftsprojekt«?

KK: Der spannendste Moment war vom Schritt des Erarbeitens des Erarbeiten der Fragen mit kleinen Zetteln, die Diskutiererei, was wer sich über Nachbarschaft denkt und der Anfang der Umsetzung. Zwischendrin gab es eine gewisse Zeit, in der man gar nicht mehr wusste, was dabei rauskommen sollte. Wie kann das umgesetzt werden? Wir haben ja auch einige Experimente von Euch mitgemacht. Auch als es zwischendurch zum eine digitale Plattform ging, war uns schon bewusst, dass die nicht digitalen nicht mitgenommen werden können. **Und das ist auch umso besser, als wir dann am Briefkasten gearbeitet haben, da waren wir angenehm überrascht, dass Leute die nicht digital sind, die auch mitgenommen werden können.** [... Geschichte von Seniorinnen im SCC die nicht mal Websites verstehen.]

17. JS: Was war für Dich der negativste Moment bzw. Phase in dem Projekt?

KK: Negativ nicht. Aber als das erste Mal der Kasten da war, mit dem Monstergestell, aber als er das erste Mal funktioniert hat, das war eigentlich der größte AHA-Effekt. Als er dann immer kleiner wurde, ist nochmal eine andere Sache. Wir haben ihn ja auch beim Tag der offenen Tür vorgestellt.

18. FS: Es gab ja im Laufe der Zeit auch ein paar Konflikte. Wie hast Du das empfunden?

KK: Wenn jemand in das Projekt 'reinschneit, der nicht von Anfang an dabei war. **Wenn jemand nicht alle Schritte mitgemacht hat, dann hat man es nicht verstanden. Was soll das und was soll da rauskommen? Wenn man von Anfang an dabei war, hat man alles miterlebt, Höhen und Tiefen. Die Tiefpunkte waren, die Situationen in denen wir uns gefragt haben: »Na, wird das was. Was kann denn da überhaupt rauskommen?«** Es gab auch Phasen, in denen wir uns gefragt haben, was uns das noch bringt. Schade um die Zeit und dass wir

hier sitzen. Ihr habt euch aber immer was Neues einfallen lassen. Es gab *einen* Hänger drin. Auf allen Seiten. Da ist der Kreis auch kleiner geworden. Wir hatten dann Neuzugänge, die es zu sehr in ihre Richtung schieben wollten. Als die dann wieder raus waren, waren wir alle etwas verunsichert. Als dann wieder Ruhe reingekommen ist und wir das auch offen gelassen haben, wurden wir wieder kreativ – das bringt einen am meisten.

19. JS: Gibt es noch andere Schnittstellen, die Du Dir für die VN vorstellen könntest?

KK: Zur Vernetzung der Nachbarschaft beitragen, würde das Informieren der Nachbarschaft. Wie schaffe ich es, Leute zu informieren? Es sollte etwas Analoges sein und aktuell und nachhaltig aufgebaut sein. [...]

VERNETZUNG:

14. JS: Hat ihrer Meinung nach eine Vernetzung stattgefunden?

KK: Die ersten Anfänge sind da. Wir haben bisher »nur« Probeläufe gemacht und erst ein Projekt richtiggehend durchgezogen. Es gehört ja im Grunde noch mehr als nur das Gerät zu entwickeln. Es muss ja auch die weitergehende Netzstruktur entwickelt werden. Daran hapert es noch ein bisschen, weil im Grunde, wenn ich weiß was die Bürger wollen, dann muss es auf breitere Schultern gelegt werden oder ein Zuständiger bearbeitet und weiterführt. Ich sehe es eher als ersten entscheidenden Baustein. Dass ich erstmal erfahre, was wünschen sich die Bürger? Wenn ich in der digitalen Welt unterwegs bin, dann kann ich mit Ja oder Nein drücken. aber wenn ich nicht im digitalen unterwegs bin, kann ich das nicht. Diese Rolle übernimmt dann der Briefkasten. Mit dem Briefkasten kann man einiges erreichen, aber diese weiteren Punkte müssen ausgebaut werden. Aber es wäre schön – wenn das Projekt auch in anderer Führung – fortgeführt werden könnte.

15. FS: Welche anderen Schnittstellen könntest Du Dir vorstellen?

KK: Ich würde mir vorstellen, wenn ich den BK in den Hochhäusern wären,

und wenn es eine zentrale Stelle gibt, auf denen die Antworten angezeigt werden – vielleicht auch anonym – wo gibt es Mehrheiten, wo ist der nächste Treffpunkt. Es kann aber auch individuell ausgebaut werden. Zum Beispiel über Tauschplattformen. Wer hat einen Hammer? [Bsp. der Anbringung der eigenen Markise] Solche Fragen kann man auch über den Briefkasten laufen lassen. Wichtig ist, dass derjenige, der keinen Zugang zum Digitalen hat, auch eine Antwort bekommt.

TECHNOLOGIE:

5. JS: Welche Rolle spielt Technologie für Dich?

KK: Die spielt für mich eine große Rolle und interessiert mich sehr. Ich habe auch meine Probleme, dass ich nicht den vollen Funktionsumfang nutze, aber das geht auch anderen so. Es muss schon einige Zeit auf dem Markt sein, dann traute ich mich 'ran. [...] Aber wenn man Nachbarn sieht, die immer noch Schallplatten hören, weil sie nicht wissen, dass man Musik auch anders hören kann. Dann ist es weniger Druck.

6. JS: Hast Du auch Sicherheitsbedenken?

KK: Im Allgemeinen achte ich drauf. Da habe ich keinen gekauft mit Gestensteuerung. Ich klebe die Kamera zu. Home Browser, der mit Sprachsteuerung arbeitet und hört die ganze Zeit mit. und das bekomme ich nicht hin, das auszustellen.

7. JS: Hat sich diese Ansicht durch das Projekt geändert?

KK: Nein, ich war immer schon neugierig auf neue Sachen.

BRIEFKASTEN:

13. JS: Wie bewertest Du den digitalen Briefkasten aus deiner heutigen Sicht?

KK: Ich finde diese Möglichkeit geschaffen wird und worden sich auszutauschen und bestimmte Schwerpunkte anzusetzen, sehr positiv und sehr gut, da alle angesprochen werden können. Nicht nur die digital aktive Gruppe, sondern durch den Briefkasten dass jeder seine Meinung kundtun kann. Es hat viele Möglichkeiten des Ausbaus und des Kieztes. Die Schere geht immer weiter auseinander, die mit althergebrachter weise einen Anruf bekommen, so einfacher die Sache ist, desto eher wird es angenommen.

REFLEXION:

20. JS: Wie würden sie heute das Projekt »Vernetzte Nachbarschaft« in einem Satz beschreiben?

KK: Das Projekt VN, der digitale Briefkasten, ist eine interessante Sache. **Es ist aus der Theorie eine Praxis geworden. Das man es fasslich, handlich hat.**

21. JS: Wenn Sie heute das Projekt noch einmal neu beginnen würden, was würden sie anders machen? Würdest Du etwas anders machen? Den thematischen Schwerpunkt präzisieren?

KK: Wir wussten ja nicht, was da raus kommt. Das es nicht nur digital geht, haben wir gemerkt. Daraus ist der digitale Briefkasten entstanden. Andere haben andere Schwerpunkte.

22. JS: Wir würdest Du unsere Zusammenarbeit beschreiben (UdK und VN/SCC)?

KK: Die Zusammenarbeit war sehr gut. War für uns immer interessant. Was wird sich entwickeln. Wir waren auch neugierig was daraus entstehen kann.

23. JS: Hätte irgendwas anders laufen können?

KK: Es gab kritische Punkte. Wir konnten aber immer unsere Meinung sagen und wir haben darüber diskutiert. Es war nie eine Situation da, an der wir gesagt hätten, dass wir es hinschmeißen. Und das lag daran, dass wir immer interessiert waren und es allen Seiten Spaß gemacht hat.

AUSBLICK/ZUKUNFT:

24. JS: Wie soll bzw. kann die »Vernetzte Nachbarschaft« deiner Meinung nach weitergehen? KK: Die VN **sollte** weiter gehen. Ich sehe es als ersten Ansatzpunkt an, durch den Nachbarn zusammengeführt wurden. Die Grundvoraussetzungen sind also geschaffen, um zukünftig alle einzubeziehen. Was wir daraus machen, liegt nun an uns.

25. JS: Wie viel wärest Du bereit (von den genannten Aufgaben) zu übernehmen? KK: Teilnehmen würde ich. Ich würde das Projekt gern weiterführen. Groß Aufgaben übernehmen, darüber müssen wir nochmal reden.

2. Interview mit Bogdan Przewdzia, 15.6.2015

EINFÜHRUNG:

JS: Kannst Du Dich kurz vorstellen? (wie heißt Du? Wo wohnst Du?)

BP: Ich heiße Bogdan. Ich bin 67 Jahre alt. Wohne seit 43 Jahren in Berlin. Ursprünglich komme ich aus Warschau.

JS: Seit wann engagierst Du Dich auf der Fischerinsel?

BP: Seit 7 Jahren. Als ich aufgehört habe zu arbeiten. Habe ich mir Gedanken gemacht, was ich mit so viel Zeit mache. Nach mehreren Ideen, dachte ich mir: Eigentlich sollte man das machen, wovon ich am meisten verstehe und das weitermachen.

JS: Aber für eine andere Audienz?

BP: Ich versuche die Kenntnisse, die ich noch besitze, umzusetzen und die Computerkenntnisse zu erweitern.

JS: Hattest Du schon vorher Kontakt zur Fischerinsel?

BP: Eigentlich nicht. Komischerweise. Obwohl ich nicht so weit weg wohne, habe ich die Fischerinsel nie besucht. Das war nie meine Ecke. Jetzt aber bin ich fast jeden Tag hier.

JS: Wo wohnst Du im Moment?

BP: Ich wohne seit '90 am Platz der Vereinten Nationen, am Rosenthaler Platz.

JS: Seit wann bist Du Teil der Vernetzten Nachbarschaft?

BP: Von Anfang an. 3,4,5 Jahre?

ERWARTUNGEN:

JS: Was hat Dich zu Beginn motiviert, an dem Projekt teilzunehmen?

BP: Die Idee hat mich interessiert. Die Verbindung der IT-Thematik in Verbindung mit den Problemen der älteren Menschen. Andererseits auch die Technologie... Es geht nicht um die Menschen, die bei uns im Club sind. Die haben

sich schon entschlossen. Die sitzen nicht zuhause. Es geht um die, die im Abseits des Geschehens – ich will nicht sagen »Gesellschaft« sind. Es ist wichtig, dass sie die Möglichkeit bekommen sich zu informieren, über die Umgebung, die Probleme und andererseits sich auch selbst ausdrücken und ihre Wünsche selbst umsetzen können. Hier gibt es ja auch starke Winter, in denen man nicht raus kann und Probleme hat, sich Essen zu kaufen. All das schien mir als Projekt sehr interessant zu sein.

JS: Wie hast du Dir zu Beginn das Projekt VN vorgestellt?/ Welche Erwartungen hattest du zu Beginn an die VN?

BP: Das ist nicht so einfach zu sagen, zu formulieren, weil es eine große Vielfalt an Problemen gibt. Für mich war es interessant zu sehen, was ihr daraus macht. Man kann allerhand zu diesem Thema machen und schreiben. Es war interessant zu sehen, was ihr daraus gemacht habt.

JS: Haben sich deine Erwartungen über die Zeit verändert?

BP: Das kann man schon sagen: Im Laufe der Zeit hat sich das entwickelt. Zu Beginn war es sehr Allgemein. Viele Fragen, viele Gesichtspunkte, die man versucht hat zu beleuchten, zu beschreiben. Und dann hat sich das langsam konkretisiert, was zu diesem Kasten geführt hat. Unterwegs noch die Geschichte mit den Bänken. Das waren solche Punkte, konkrete Dinge die Meilensteine waren. Dinge die man versuchte anzugehen, konkret umzusetzen.

FS: Es gab einige Konflikte? Z.B. mit dem Architektur-Prof., der auf einmal mitmachen wollte? Wie hast du das empfunden?

BP: Ich habe den Mann ein- oder zweimal gesehen. Das ist eure Geschichte. Er wollte die erste Geige zu spielen, jemand der von draußen kommt. [lacht] Ich habe das nicht sehr ernst genommen. Habe das auch vergessen.

JS: Es gab ja auch noch weitere Konflikte. Andere Mitglieder, die den Prozess effizienter gestalten wollten? Kannst Du Dich daran erinnern?

Ich kann mich an die Phase erinnern, aber ich muss ehrlich sagen, es ist ganz normal, wenn man eine größere Gruppe am Tisch sitzen hat. Viele Mitglieder stammen aus Ostdeutschland mit viel Lebenserfahrung. Die meisten haben ge-

arbeitet, viele sind aus dieser Gegend, viele haben eine Vorstellung – vielleicht auch eine Kritische. Das hat viel mit der Wende zu tun. Man versucht oft die Probleme, die man jetzt hat, mit der Vergangenheit zu verbinden. Wieso ist es dazu gekommen? Die Frage kann man immer stellen. Das nutzt mir und euch herzlich wenig. Wir haben ein Problem. Wir versuchen das Problem zu lösen. Das betrifft nicht nur die Fischerinsel. Das ist ein Labor, ein Experiment. Von der Wohnungssituation: die Häuser wurden zur gleichen Zeit gebaut und es sind die Leute eingezogen, die im ähnlichen Alter waren. Keine durchmischte Gesellschaft. Das ist nicht alltäglich. In Berlin vor allem im Berliner Osten kann man das sehen: Marzahn oder Hellersdorf. Solche Gebiete, in denen in kurzer Zeit viele Menschen Wohnungen gefunden haben. Jetzt sind die Menschen alt. Sie werden älter und älter. Senioren. Irgendwann wird sich das durchmischen, aber im Moment haben alle [Gebiete] ähnliche Probleme. Diese Personen haben kritischere Meinungen als andere, die die Probleme nicht kennen. Dadurch kann es zu Meinungsverschiedenheit kommen, was interessant ist. Das haben wir bis zum Ende [des Projektes] gesehen. Einmal ein Werkzeug aufzubauen, mit dem man etwas zustande bringen kann. Es geht um die Anwendung des Briefkastens: das heißt einerseits Ideensammeln und Fragenstellen, und andererseits: wie kann ich das umsetzen? Jemand muss die Infos verarbeiten, jemand muss sich damit beschäftigen. Diese Probleme ändern sich wenig. Man muss jemanden finden, der sich damit beschäftigt, sich da engagiert und mit Fingerspitzengefühl versucht das umzusetzen.

JS: Jetzt hast du die zwei Phasen des Briefkastens beschrieben. Zum einen die Ideensammlung und Anwendung und zum anderen das Angehen der Probleme. Die erste Phase haben wir mehrmals ausprobiert. Siehst du, dass sich die zweite Phase auch noch durch das Projekt erfüllen könnte?

BP: Ich hoffe es. Sonst wäre die ganze Arbeit umsonst. Das kann man auch woanders anwenden. Das ist nicht fischerinselspezifisch. Das kann man auch woanders, mit anderen Gruppen und mit anderen Fragen getestet werden. Also als Werkzeug ist es schon eine sehr schöne Sache. Die zweite Komponente, ist das, was ihr ansprechen und umschreiben könnt, aber einsetzen, das ist nicht eure Aufgabe. Man kann es nicht befehlen, das muss gewollt sein.

JS: Dann auch gewollt von der Nachbarschaft?

BP: Natürlich von beiden Seiten.

EFFEKT/VERÄNDERUNG:

2. JS: Was hat sich für Dich durch das Projekt verändert? Was ist deiner Meinung nach aus dem Projekt entstanden? (neue Beziehungen, andere Sichtweise auf die Nachbarschaft)

BP: Jetzt abgesehen von eurer Gruppe, haben sich manche aus dem SCC mehr engagiert. Dadurch hat man die Möglichkeit gehabt, Kontakt mit Leuten aufzunehmen, mit denen man vorher nicht so eng zusammengearbeitet hat. So, wie das im Leben ist: eine gemeinsame Aufgabe verbindet. Nicht nur theoretisch etwas zu diskutieren, sondern es auch gemeinsam anzugehen und umzusetzen.

MOMENTE:

5. JS: Was waren rückblickend für Dich die spannendsten/lehrreichsten Momente in dem »Vernetzte Nachbarschaftsprojekt«?

BP: Das war die Vorstellung von dem Briefkasten. Da war ich wirklich gespannt, wie das funktioniert.

6. JS: Was war für Dich der traurigste/enttäuschendste Moment in dem Projekt? Vielleicht auch eine Phase?

Von einer Enttäuschung kann ich nicht sprechen. Am Anfang habe ich gedacht, dass es vielleicht schneller gehen könnte. Man ist selbst ungeduldig. Das sind auch zwei Seiten. Wir haben Zeit als Senioren. Wir warten auf Ergebnisse. Ihr habt andere Aufgaben. Aber das versteht man mit der Zeit. Nicht die jugendliche Ungeduld, sondern die Ungeduld der Eltern.

VERNETZUNG:

7. JS: Unser Ziel war es ja, eine »Vernetzung der Nachbarschaft« hervorzu- bringen? Hat das deiner Meinung nach stattgefunden?

BP: Das ursprüngliche Thema wurde als konkrete Idee in Form des Briefkas- tens umgesetzt. Vielleicht hatte ich zu Beginn eine andere Vorstellung: Ein Kollege von uns der wollte z. B. die Smart-TV-Technologie nutzen, was sicher nicht ganz falsch gewesen wäre. 40% der Fernsehnutzer haben Fernseher mit

Anschluss zum Internet. Das heißt, dass man sich mit solchen Anwendungen beschäftigen sollte. Als wir vor 4 Jahren damit angefangen haben, war das noch nicht so weit. Die Technologie entwickelt sich unheimlich schnell. Das merke ich schon im Club. Was ich in den 6 Jahren alles dazu lernen musste.

JS: Sollte es mehr Schnittstellen zur Vernetzung geben?

BP: Davon bin ich überzeugt. Diese Schnittstellen zu nutzen für diese Zwecke. Wenn die Infrastruktur da ist, kann man damit machen, was man will.

JS: Gibt es noch andere Ideen, die du hattest, was neue Schnittstellen für Nachbarschaften sein könnten?

BP: Bei mir gibt es da keine Grenzen. Wenn man genug Fantasie hat, ist das überhaupt kein Problem. '65 haben wir versucht eine Festplatte zu bauen – was inzwischen alles passiert ist und wie schnell das geht.

FS: Wie siehst du den Sicherheitsaspekt? Hast du da Bedenken?

BP: Einerseits sieht man, dass zwei Gruppen existieren. Einerseits, die, die sehr offenherzig mit ihren Daten umgehen. Die machen sich kaum Gedanken, dass es publiziert und verteilt wird. Andererseits sieht man Gruppen, die es für ihre Zwecke nutzen. Durch die Globalisierung der Technologie gibt es keine Grenzen. Wenn ich z.B. einen Brief schicke, kann ich ihn stoppen. Bei einer E-Mail muss ich ein Kabel trennen und noch nichtmal das reicht aus. Man könnte zum Pessimist werden. Die Sache ist kaum in den Griff zu bekommen. Man muss trotzdem sich damit beschäftigen, bei allem was man tut, und mit seinen personenbezogenen Daten vorsichtig sein. Man muss davon ausgehen, dass das, was mich betrifft, bekannt ist. Als Beispiel: Man muss sich nicht an den Alexanderplatz hinstellen und ausziehen.

TECHNOLOGIE:

1. JS: Welche Rolle spielt Technologie für Dich?

BP: Das spielt für mich eine sehr große Rolle. Ich war wirklich erstaunt, wie die Box umgesetzt worden ist. Ich habe mehrere Berufe. U.a. bin ich auch Technologe, aber für Metallverarbeitung. In meiner zweiten Ausbildung bin ich Physiker und Informatiker. Viele Komponenten, wodurch ich habe mich

also nicht nur mit Software, sondern auch mit Hardware beschäftigt habe. Das ist schon interessant, die Bausteine, die zur Verfügung stehen, wie man das alles nutzen kann, da muss ich sagen »alle Achtung«. Der Briefkasten, die Umsetzung, die Anwendung: das hat mir sehr gut gefallen.

JS: Was war das überraschendste für Dich in dieser Technologieentwicklung?

BP: Ich habe gestaunt, dass sich **eine Abteilung, die sich mit Design beschäftigt**, auch ein Gerät auf einfache Weise bauen kann und dass es auch funktioniert. Das hat mir gefallen.

JS: Haben sich Ansichten – nicht nur technologiebezogen, sondern auch allgemein – durch das Projekt geändert?

BP: Auf jeden Fall ist diese Problematik für mich fassbarer und konkreter geworden. Wenn ich mit jemandem darüber spreche, würde ich heute anders argumentieren. Ich würde anders darüber sprechen. Ich hätte heute mehr Argumente, wie man sowas umsetzen kann und wie sowas machbar geworden ist. Das werde ich nicht vergessen. Das bleibt, als etwas, dass man zuvor noch nicht erlebt hat. Es ist eine Erfahrung. Etwas Neues, auch für mich.

REFLEXION:

10. JS: Wie würdest du abschließend das Projekt »VN« aus heutiger Sicht in einem Satz beschreiben?

BP: Es hat angefangen mit einer Idee, die gut verständlich vorgestellt wurde. Der Sinn der Sache war für alle klar. Die theoretischen Anfänge mündeten in die Form eines Briefkastens. Ich wüsste nicht, was ich besser machen könnte.

3. JS: Wie bewertest du rückblickend unsere Zusammenarbeit?

BP: Sehr gut. Das hat mir sehr gut gefallen. Wenn ich noch bedenke, dass ihr noch andere Aufgaben habt. Man muss die Zeit finden, um es zu realisieren. Die Probleme, die ihr uns vorgestellt habt, die Thematik, eure Sichtweise. Ich bin Naturwissenschaftler, aber ich hätte nie gedacht, dass man in Bereichen wie Design sich mit solchen Themen auseinandersetzt. Das war für mich auch interessant.

JS: Siehst du eine Unterscheidung zwischen unserer Zusammenarbeit und der Zusammenarbeit im SCC? Wie beurteilst du die Vergemeinschaftungspotenziale durch den digitalen Briefkasten?

BP: Es kann passieren, dass plötzlich andere vor einem Thema stehen. Dann könnten auch sie den Briefkasten als Werkzeug verwenden, um weitere Aufgaben damit zu behandeln. Statt Umfragen durchzuführen, konnte man Antworten und Fragekärtchen durch den Briefkasten erfassen. Es muss bekannt sein, wie es funktioniert und was das ist. Dann könnten Leute auf die Idee kommen, das zu nutzen. Im SCC geht es etwas anderes. Da geht es eher darum, den Menschen zu helfen, die Welt des Computers näher zu bringen. Wir sind auch eine Einrichtung, bei der die **soziale Komponente** wichtig ist. Wir reden nicht nur über Computer. Mit anderen Zusammenzusein ist wichtig.

AUSBLICK/ZUKUNFT:

11. JS: Wie soll bzw. kann die VN deiner Meinung nach weitergehen?

BP: Man müsste sich wirklich in kleinen Kreisen darüber unterhalten, wie man Menschen dazu motivieren kann, sich für solche lokalen Themen zu interessieren. Die müssten die Notwendigkeit sehen. Das ist das, was wir lösen müssten, das kann man nicht mit einem Werkzeug bewerkstelligen. Man kann ein Werkzeug aber unterschiedlich verwenden: Man kann mit einem Hammer entweder eine Scheibe kaputt schlagen oder eine Figur formen. Es gibt genug Dinge zu tun, aber jemanden muss sich damit beschäftigen.

12. JS: Wärest du bereit in Zukunft Aufgaben zu übernehmen?

BP: Das könnte ich mir vorstellen.

3. Interview mit Günter Voß, 15.6.2015

Dieses Einzelinterview wurde aufgrund eines Datenverlustes noch einmal via E-Mail vom 30.11.2017 in schriftlicher Form nachgeholt.

Folgende Antworten hat Günter Voß schriftlich mitgeteilt:

GV: Die VN hat durch die langjährige Zusammenarbeit mit dem Design Research Lab der UdK meine persönliche Sicht auf Forschung und wissenschaftliche

Arbeit heute, geschärft, geändert. Interessant war die ergebnisoffene Herangehensweise und die Entwicklung des Projektes. VN ist eine Herausforderung und gute Möglichkeit die Vernetzung in der digitalen Welt weiter zu entwickeln und möglichst viele, bislang »analoge Bürger« mit in digitale Welt zu nehmen. Kurz Brücken zu bauen.

ERWARTUNGEN:

JS: Hat sich diese Auffassung durch die VN geändert?

GV: VN hat neue Aspekte aufgedeckt. Interessen geweckt. Es ist noch ein langer Weg.

EFFEKT/VERÄNDERUNG:

JS: Was hat sich für Dich durch das Projekt verändert? Was ist deiner Meinung nach aus dem Projekt entstanden? (Kontakte, Wissen,...)

GV: Es gibt auf jeden Fall neue Kontakte. Das Bewusstsein, dass die digitale Welt, das Internet nicht per se Teufelszeug ist, sondern helfen kann den Alltag (im Alter) besser zu meistern, länger selbstbestimmt in der gewohnten Umgebung zu verweilen. Nicht unterschätzen ist der Aspekt der **intergenerativen Teilhabe**.

JS: Haben sich persönliche Denkweisen (über bestimmte Themen) bei Dir verändert? (Themen wie Technologie-(Entwicklung), Jung und Alt, offene Prozesse, Design)

GV: Meine Denkweisen haben sich nicht verändert. Sie haben mich in meiner mehr als 14-jährigen Tätigkeit (z.T. ehrenamtlich) in dem Spannungsfeld Senioren »neue« Technik nur bestärkt. **Medienkompetenz** ist Altersvorsorge (»Was ist Medienkompetenz? Der Begriff der Medienkompetenz wurde von Dieter Baacke (†) in seiner Habilitationsschrift 1973 konzeptuell vorbereitet und in den 1990er Jahren in die Wissenschaft, die (medien-)pädagogischen Praxis und die Politik getragen und anschlussfähig gemacht. Medienkompetenz im Sinne Baackes steht nicht für ein subjektiv-individualistisch verkürztes Konstrukt, sondern für ein Gestaltungsziel auf überindividueller, gesellschaftlicher Ebene innerhalb eines Diskurses zur Informationsgesellschaft. Dieses Ziel fokussiert nicht die bloß rezeptive, passive Nutzung von Medien, sondern spricht

sich für einen kreativen und kritisch-reflexiven Gebrauch der Medien aus. www.dieter-baacke-preis.de/dieter-baacke-preis/was-ist-medienkompetenz)«

JS: Bei den »digitalen Köpfen Deutschlands« gabst du an, Brückenbauer zu sein. Welche Brücken hast du bzw. wirst du in Zukunft bauen?

GV: Brücken bauen heißt für mich nicht nur Brücke zwischen analoger und digitaler Welt, sondern zunehmend auch Brücken bauen zwischen den Generationen. Die Herausforderungen des Internet of Things, SmartHome treffen alle Generationen. Daher ist unsere Mitarbeit bei DsiN [Deutschland sicher im Netz] und die Teilnahme an der Denkwerkstatt Gesellschaft smart und sicher SUSI [Digitale Gesellschaft: smart & sicher] des BSI [Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik] wertvoll und Ausdruck der Wertschätzung der durch den SCC erarbeiteten Kompetenz.

ORGANISATIONSFORM:

JS: Wie bewertest du die Organisationsform der VN (und auch der ange-dachten Aktionen)? (Anliegenbasierte, flexible Organisationsstruktur, nicht-institutionalisiert, usw.)

GV: Das ist ein absolutes »Muss«-Konzept und möglicherweise Einstieg in nachhaltigeres bürgerschaftliches Engagement in Form des Ehrenamtes, der Motivierung von Nachbarn...

MOMENTE:

JS: Rückblickend – was waren für Dich die spannendsten/lehrreichsten Mo-mente in dem »Vernetzte Nachbarschaftsprojekt«?

GV: Bei den spannenden Momenten mag ich nicht eines herausheben. Die Ar-beit war spannend, auch dass es immer Gelegenheiten gab in »inoffiziell« Rahmen Kontakte zu knüpfen, von denen einige immer noch halten.

JS: Was war für Dich der traurigste/enttäuschendste Moment in dem Projekt?

GV: Enttäuschend? Eigentlich nichts. Die Erfahrung bestätigt, wenn man sich einer solchen Initiative verschreibt, dann ist die Initiative das Ding und weni-ger eine Plattform der Selbstprofilierung oder dem Erheischen eine zusätzlichen wissenschaftlichen Reputation.

VERNETZUNG:

JS: Hat ihrer Meinung nach eine Vernetzung stattgefunden?

GV: Ohne Einschränkung JA, muss aber gepflegt und gehegt werden.

JS: Welche Art der Vernetzung hat deiner Meinung nach stattgefunden?

GV: Personen, Organisationen und Gewerbetreibende – alle in der Nachbarschaft im selben Boot.

TECHNOLOGIE:

JS: Welche Rolle spielt Technologie für Dich?

GV. Wissenserweiternd, Mittel zum Zweck, Werkzeug

JS: Hat sich diese Ansicht durch das Projekt geändert?

GV: Nein, Technik, Technologie ist immer Zweck, nie Selbstzweck.

BRIEFKASTEN:

JS: Wie bewertest Du den digitalen Briefkasten aus deiner heutigen Sicht?

GV: OK, handhabbar, bei kritischen Situationen wäre eine helfende Hand super.

JS: Können solche Kommunikationsmittel neue Formen des Zugangs (zu verschiedenen Diskursen) schaffen?

GV: Uneingeschränkt Ja.

JS: Welche weiteren/anderen digital-analogen Kommunikationsmittel könntest Du Dir in Zukunft vorstellen?

GV: Ich bin der Meinung, dass dieser Gedankenansatz beibehalten werden sollte. Jede Modifikation ist denkbar.

REFLEXION:

JS: Wie würdest Du heute das Projekt »VN« in einem Satz beschreiben?

GV: Fällt mir nach dem Gesagten schwer. Einfach SUPER. Es sind nun schon drei Sätze.

JS: Wenn Sie heute das Projekt noch einmal neu beginnen würden, was würden sie anders machen? Würdest Du etwas anders machen?

GV: Nichts, Zusammenarbeit auf Augenhöhe, intergenerativ ist super und birgt Synergieeffekte.

JS: Wir würdest Du unsere Zusammenarbeit beschreiben (UdK und VN/SCC)?

GV: Diese Zusammenarbeit wünschte ich mir zwischen allen gesellschaftlichen Akteuren auf allen Gebieten. Wir wären insgesamt ein Stück weiter.

AUSBLICK/ZUKUNFT:

JS: Wie soll bzw. kann die VN deiner Meinung nach weitergehen?

GV: Eine Anlaufstelle, die zumindest bei technischen Problemen Hilfestellung geben kann hielte ich für sinnvoll.

JS: Was wärest Du bereit zu »geben«, damit die VN weiter bestehen bleiben kann?

GV: Zeit, Inspiration

5.1.4 Fallstudie Mehringplatz: Protokolle

Detaillierte Teilnehmerbeschreibung der ersten beiden Pinpoint-Workshops

In dem ersten Workshop hat der seit 30 Jahren am Mehringplatz tätige und nun pensionierte Sozialarbeiter Peter Stefan,¹ die jugendliche Bewohnerin Aya, der Werkstattleiter der MadaMe, Marco Frezzato, meine Kollegen, Malte Bergmann und Bianca Herlo, sowie die studentischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Franka Ismer, Johanna Nicenboim und Luis Colin, teilgenommen.

In dem zweiten Workshop waren die lokale Künstlerin Hermine Muench-Poli,² die jugendliche Bewohnerin Sally, die am Forschungsvorhaben interessierte UdK-Studentin Maya, sowie meine Kollegen Malte Bergmann und Bianca Herlo, sowie der studentische Mitarbeiter Luis Colin, anwesend.

Beschreibung von Aya (12, palästinensische Eltern)

Vor der sogenannten »Alkoholikerecke« der Nachbarschaft habe sie Angst, wenn sie nach der Schule dort vorbeigehen muss. Letztens sei sie auch mit ihren Rollschuhen gestürzt und hätte sich an den Scherben verletzt, was sie sauer macht. Zudem meidet sie bestimmte Orte in der Nachbarschaft, wie die Kreuzberger Musikalische Aktion (KMA), da ihre Eltern davor gewarnt haben. Es sei ein Kulturzentrum für Jugendliche, bei dem sich »zu viele Männer« aufhielten. Wenn sie Hilfe benötige soll sie sich stattdessen an den arabischen Supermarkt halten.

¹Peter Stefan, mit dem Künstlernamen Otto, begleitet immer noch soziale Projekte in der KMA. Zusätzlich führt er einmal die Woche einen Lesezirkel und einmal im Monat Lesungen in dem Nachbarschaftsraum durch. Eine wichtige Erfahrung für ihn war ein Projekt mit Kindern der Nachbarschaft, in dem sie Fotografien gemacht und diese ausgestellt haben. Die Kinder haben dazu eine kurze Beschreibung verfasst, welche die Eltern oft nicht lesen konnten, da sie der deutschen Sprache nicht mächtig waren.

²Sie initiiert verschiedene künstlerische Projekte, so möchte sie z.B. einen Gesundheitspfad durch die Nachbarschaft errichten.

Beschreibung von Sally (14, libanesische Eltern)

Die aus dem Libanon stammende Anwohnerin Sally spricht vier Sprachen (Arabisch, Französisch, Deutsch, Englisch) und soll im kommenden Jahr für eine bessere Schulbildung zu ihren Verwandten nach Hamburg ziehen. Ihr Wunsch war vor allem bessere Ausbildungsmöglichkeiten in der Nähe des Mehringplatzes.

Durch solche Eindrücke konnte das subjektive Bild der Nachbarschaft und vor allem der Jugendlichen mit Migrationshintergrund, wahrgenommen werden und auch ein Eindruck davon bekommen werden, wie sich das Bild von der eigenen Wahrnehmung unterscheidet.

Protokoll des Informationstreffens, 9.4.2015

Teilnehmende Akteure:

1. Christine Piwa, Leiterin des Quartiersmanagement am Mehringplatz
2. Peter Stefan (Künstlername: Otto)
3. Margit Boé: Journalistin von La Belle Alliance und Victoria Gazette und setzt sich für verschiedene Initiativen im Kiez ein.
4. Bildhauer und ehem. Lokaljournalist, Name entfallen
5. Moritz Jüdes (sociallee)
6. Sophie Münzberg (Social Impact Hub)
7. Nachbarschaftsbeauftragte Rian Simmet
8. Frank Rudek, regelmäßiger Besucher der Nachbarschaft, wohnhaft in Wedding: war im Madame Mittagessen, kam dann zur Vorstellung, wenig Meinung dazu gehabt
9. Annette, Teilnehmerin vom Lesekreis mit Stefan Peter
10. Zusage, aber nicht da: Soziologe & Theaterpädagoge

Herausforderungen des Informationstreffens

Alle teilnehmende Akteure waren von den stattgefundenen Aktivitäten sowie Ergebnissen positiv angetan. Es gab zu vielen Äußerungen der Diskutanten Gegenmeinungen, vor allem von dem ehemaligen Sozialarbeiter Peter Stefan.

Idee 1 (Boé): Zusammenarbeit mit HAU, Ort an Kulturevents anbinden

Idee 3 (Piwa): Familienangebote, Vergünstigungen in Zusammenarbeit mit QM

Idee 4 (Boé): Auf Initiative der Journalistin Boé gab es bereits mehrere Versuche den in der Nachbarschaft ansässigen Treffpunkt für Alkoholiker in den angrenzenden Park zu verschieben – sodass auch sie einen wettergeschützten Ort, zur Verfügung haben und der Durchgang der Nachbarschaft, vor allem für die jungen Bewohnerinnen und Bewohner ohne Einschränkung zu passieren ist.

Idee 5 (Lücker): Anstatt Victoria anzuleuchten, BVG Tickets ausgeben.

Idee 6 (Lücker): Baustellenzäune mit den Pinpoint-Aussagen bekleben, dass die einzelnen Stimmen abgebildet und neue Stimmen hinzugefügt werden können (digitale Schnittstelle um gesammelte Stimmen wiederzugeben?)

Idee 7 (Lücker): Zusammenarbeit mit Theaterpädagogen

Reflexion:

- Zu hohe Erwartung, dass sich heterogene(!) Akteure finden und diese zusammenarbeiten?
- Reicht es aus, Bewusstsein für »andere« (Kulturen und Akteure) zu schaffen? (Input Panayotis Antoniadis)

Was geschah nach dem Informationstreffen?

Als direkte Reaktion kann ein offener Brief der Journalistin Boé an das Quartiersmanagement angesehen werden. In diesem Brief kritisierte sie die fehlende Wirkung und Nachhaltigkeit der Aktivitäten des Quartiersmanagements. Auch wenn die Kritik des Briefes sachgemäß war, hätte diese Reaktion nicht zu einer weiteren, gemeinsamen Aktivität führen können – und wenn doch, hätte dies sehr viel Zeit in Anspruch genommen.

- Es öffnen immer mehr Kreativbüros in der Nachbarschaft, wodurch eine erhöhte Anzahl Interessierter an die Nachbarschaft herantritt (Impact Hub, Supermarkt)

5.1.5 Fallstudie Mehringplatz: Interviews

Es haben in der Mehringplatz-Fallstudie lediglich Einzelinterviews mit zwei aktiven Akteuren der Nachbarschaft stattgefunden, da keine Vergemeinschaftung erreicht werden konnte. Die Interviews haben einige Zeit nach dem Informationstreffen stattgefunden. Es sollte nicht nur dieses groß angelegte Treffen, sondern auch alle Pinpoint-Aktivitäten chronologisch abgefragt werden. Die beiden Interviews wurden von mir geführt und von Na'ama Landau (NL) gefilmt. Beide Interviews flossen in das Präsentationsvideo der Pinpoint-App ein: vimeo.com/137830664 [zuletzt gesichtet am 14.2.2018].

Einzelinterview mit Hermine Münch-Pohli (HMP, 30.4.2015)

JS: Wie hast du den ersten Pinpoint-Workshop empfunden?

HMP: Es war spannend, fand ich. Es war etwas ganz Neues. Man betrachtet den Platz mit anderen Augen. Und visueller. Wie durch eine Kamera. Aus einer anderen Perspektive. Insofern hat es Spaß gemacht und spannend ist ja auch die Entwicklung, weil sich ja tatsächlich irgendwie die Wünsche fast umsetzen. Es ist manchmal erstaunlich welche Kraft solche Wünsche haben können – also mal sehen, was draus wird.

JS: Du hast ja gerade schon deine Erfahrung mit der App grob beschrieben. Kannst du die Anwendung der App noch einmal genauer beschreiben? Wie hast du die Benutzung wahrgenommen?

HMP: Ich bin ja selber dadurch in eine andere Perspektive gegangen. Auch geistig auf eine andere Ebene. Wenn man sich selber fragt, was gefällt Dir **wirklich nicht**, wenn du nur drei Sachen zur Auswahl hast. Was ist das Wichtigste, was du gern verändern wollen würdest? Das ist dann schon wirklich eine Fokussierung, was einfach auch einen anderen Blickwinkel macht. Letzten Endes fand ich es auch spannend, was die anderen gemacht haben. Die Perspektiven der anderen und was ihnen das wichtigste ist, wobei das übliche mit dem Müll das ist dann schon langsam [Handgeste für »überflüssig«] Das kann man schon nicht mehr hören, wenn man hier wohnt. Man gewöhnt sich dran, und das find ich sinnvoller als sich immer wieder darüber aufzuregen.

Aber es sind doch immer wieder so andere Sachen, wie die Orte, die andere besuchen, interessant. Wir sind ja auch rumgelaufen und dabei dachte ich: »Ach ja, ist ja interessant, da wäre ich ja jetzt nicht hingegangen.«. Das finde ich dann auch immer spannend, was andere machen.

JS: Im Anschluss an den Rundgang hat die gemeinsame Diskussion stattgefunden. Was hat Dir das Zusammenbringen der verschiedenen Perspektiven gebracht?

HMP: Einen anderen Überblick. Eine andere Sichtweise. Das man nicht mehr so subjektiv herangeht, aus seinem eigenen inneren Empfinden heraus. Dass man nicht nur aus dem eigenen Tunnelblick was sieht, sondern dass man auch die Sichtweise des anderen einnimmt. Was ich auch spannend fand: Was mir ja wirklich wichtig war, das mit dem Hochhaus, mit den Hochhäusern, war mir bis dahin gar nicht so bewusst. Das kam irgendwie von tiefer. Und dass es jetzt tatsächlich da oben bröckelt... Wer weiß was damit passiert. Schon gesehen?

JS: Nein, was ist da?

HMP: In der Friedrichstraße 4 bröckeln die Balkone ab. Es sind unten schon Bauzäune aufgestellt. Deshalb müssten dort ein paar Etagen abgetragen werden. Das war ja mein Wunsch. [lacht, verwunderter Blick]

JS: Dann gab es eine Projektion im Schaufenster. Wie hast du die wahrgenommen?

HMP: Ich habe es nicht so oft gesehen. Das hat mich nicht so getroffen. Ja, beim Vorbeigehen habe ich gesehen, dass Sie es öffentlich machen. Ich habe hier auch eine Nachbarin, die auch Hundehalterin ist, die nebenan wohnt und sie meinte, dass sie es toll fand und sie hat auch beobachtet, wie viele Leute stehen bleiben und sich das angucken. **Sie fand diese Aktion doch wirklich beeindruckend. Das macht was mit den Menschen. Dieses Ernstgenommenwerden. Dass das dann auch veröffentlicht wird und das jemand ihre Meinungen hören will. Das die Menschen hier aus**

dem Nummerndasein herausgenommen werden. Das sie plötzlich eine Person werden mit Persönlichkeit und sie eine Meinung haben dürfen. Das scheint auch gut zu sein für alle.

JS: Wie hast du die offene Diskussion – vor allem am Ende des Treffens – zwischen den teilnehmenden Akteuren wahrgenommen?

HMP: Ich konnte ja leider nicht bis ganz zum Ende dabei sein. Hab daher die Diskussion nicht komplett mitbekommen. Nur die Zwischeneinwürfe. Die waren mir zum Teil fast schon wieder zu subjektiv. Das gehört wahrscheinlich dazu, wenn man über die subjektiven Wahrnehmungen der Menschen spricht und man danach fragt, gehört das natürlich rein. Aber ich wäre gern länger geblieben. Aber es war schon spannend. Ich musste mich dann schon rausziehen, weil ich einen wichtigen Termin hatte.

Einzelinterview mit Peter Stefan (30.4.2015)

JS: Wie hast du den ersten Pinpoint-Workshop wahrgenommen?

PS: Das ist schon zulange her. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. [...] Das erste was ich mitbekam, dass ich ein starkes Interesse habe, was ihr macht. Das liegt daran, dass meine Tochter Textildesign studiert und ich eher ihre Wünsche verstehen wollte. [...] als ich verstand, dass ihr an die Leute ranwollt, konnte ich mir nicht vorstellen, dass ihr mit dieser Sprache die Leute erreichen könnt. Dann hab ich mir gesagt, sie werden nicht in dieser Sprache sprechen, sie müssen sich übersetzen. Was soll das Ganze? Was wollen sie eigentlich? Irgendwann habe ich dann gemerkt, [...] dass man danach sucht, wie man hier miteinander in dieser speziellen Gegend am Mehringplatz sich besser verständigen und verstehen kann. Das ist nicht nur eine Frage der Sprachbarriere, sondern es hängt auch am täglichen Umgang miteinander zusammen, und das ist ja sehr abgängig von den Strukturen aus denen diese Menschen – aus den unterschiedlichsten Kulturen kommen – und hier sehr abgegrenzt leben.

Dann habe ich gedacht, na gut, mal schauen was sie wollen. Jetzt kommen sie auch noch hier an mit Methoden, die keiner kennt, bei

denen sie gar nicht wissen, welche Ergebnisse sie damit bekommen können. Und sie müssen das vereinfachen, um an die Leute 'ranzukommen. Und dann habe ich zugehört und fand es faszinierend, mit welchem Mut und welcher Energie ihr diese Fragen angegangen seid, die ich überhaupt nicht verstand. Und ich fragte mich: Wie können sie davon ausgehen, dass sie diese Menschen hier jemals erreichen könnten, mit gleich welcher Methode?

Denn was wissen sie hier von den Menschen am Platz, wo sie nicht mal nach den Menschen in angemessener Form fragen können. Das schaffen sie mit dieser Sprache nicht. Dann hat sich das gezeigt, dass ich gar nicht so weit weg war, weil das dann plötzlich in die Richtung ging, dass sie so kleine Lautsprecher aufstellten [beim Community Now Symposium im jüdischen Museum Berlin], und die versuchten diese Geschichten von verschiedenen Menschen hier von verschiedenen Menschen, die allesamt deutschstämmig waren, ganz deutlich, dass sie die versuchten akustisch rüberzubringen, und dann hat man mir auch mitgeteilt, dass auch von mir eine Geschichte aufgenommen wurde. Das hat mich dann auch interessiert, das habe ich aber kaum verstanden. Ich habe beobachtet, welche Leute im Umfeld das wahrnehmen. Das war viel zu weit weg. Dieses Mittel, um Geschichten zu erzählen, ist gescheitert.

JS: Nach den Pinpoint-Workshops wurden die erstellten Fotografien und Statements ja projiziert. Wie hast du das empfunden?

PS: Ich mag keine Grafik. Ich stelle mir vor, dass ich an diese Orte gegangen wäre, um mir ein Bild zu suchen. Wenn ich im Herbst Pilze suche, schau ich nicht in ein Buch, sondern gehe in den Wald, um Pilze zu sehen.

JS: Du hast mir ja schon einmal erzählt, dass du schon mit den Jugendlichen hier vor Ort mit Fotografien gearbeitet hast?

PS: Ich denke erst einmal, dass das Auge ungleich mehr sehen kann, als durch eine Kamera erfasst werden kann. Die Fotografien, die die Kinder gemacht haben, waren Orte und Plätze, die sie selbst ausgesucht haben, über die sie dann auch schrieben. Sie interpretierten das was sie gesehen haben. Fotografie

halte ich für ein gutes Mittel, aber man muss auch damit umgehen können. Es gibt eine Begrenzung. Mich interessiert, was außerhalb der Begrenzung ist. Ich muss die Fotografie weiterführen. Ich muss mir mehr ansehen, als nur dieses Foto. [...] Ein Mittel was weit hinter der Malerei zurückbleibt. [...]

Es sind keine repräsentative Aussagen. Das waren mir auch zu wenige. Und ich habe auch gestört. Wozu führt das, was Eure Ziele betrifft? Es geht ja eher darum, dass ihr mit den Leuten kommuniziert und nicht, dass ich dabei bin [ÜBER DEN PINPOINT-WORKSHOP].

Ich möchte jetzt mal meine überzogene kritische Meinung relativieren. Ich muss sagen, dass ihr versucht mit euren Mitteln euch zu dem – was ihr versucht – durchzusetzen, und dass ihr euch müht, sehr liebevoll sehr engagiert, und dass ich es grundsätzlich erstmal für wichtig finde, dass ihr euch überhaupt befasst seht und dass ihr dass als junge Menschen versucht und unnachgiebig seid. Ihr müsst da hart sein, um das durchzuhalten. Das kostet viel Kraft und Enttäuschungen sind vorprogrammiert.

JS: Wie hast du das Informationstreffen empfunden?

PS: **Für mich überhaupt nichts Neues. Ich habe dadurch wieder einmal erlebt, dass die Gruppen, die sich hier sehr gewiss zu sein scheinen, dass sie der Integration dienen, vor allem mit sich selbst beschäftigt sind und dass sie sich untereinander behaken und auf keinen gemeinsamen Nenner, wie sie zu einem gemeinsamen Ziel beitragen können, verständigen können. Also: Kommunikationsschwierigkeiten zwischen diesen Institutionen die der Integration, Überwindung von Sprachlosigkeit, Isolation, Einsamkeit, hier im Kiez sich bemühen. Das habe ich nicht erlebt. Im Gegenteil. Ich habe in der Beteiligung wenig Ermutigendes gefühlt. Ich habe auch versuchen, alle zu ermutigen, sich mündlich zu beteiligen. Da liegen auch Persönlichkeitsprobleme vor. Es ist nicht so, dass da kein guter Wille da ist. Aber das Angebot teilzuhaben besteht, aber aus welchen Gründen auch immer, ist es nicht ergiebig genug, dass auch wirklich mal etwas gewagt werden kann.**

5.2 Weitere Analysevisualisierungen

Visualisierungen aus der Theorie, der angewandten Methodik und Synthese der Werkzeuge

DISKURSSTRÄNGE (PARADIGMEN) RUND UM DEN GEMEINSCHAFTSBEGRIFF

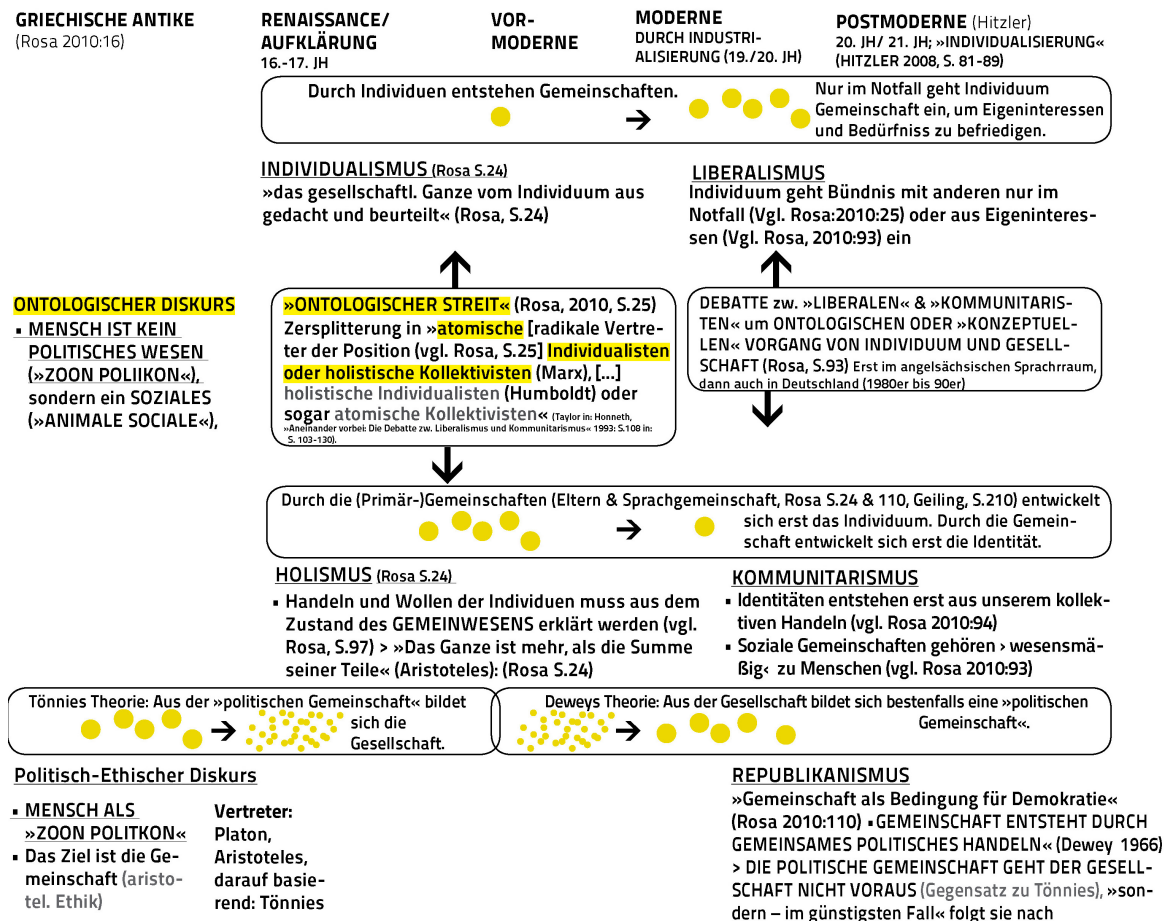


Abbildung 5.1: Historische Entwicklung der Diskursstränge

Entstehung & Entwicklung des Begriffes »Gemeinschaft«

ZEITLICHE EINORDNUNG

GRIECHISCHE ANTIKE VOR-MODERNE

(Rosa 2010:16)

MODERNE DURCH INDUSTRI- ALISIERUNG (19./20. JH)

POSTMODERNE (HITZLER 2008, S. 81-89) 20. JH/ 21. JH

VORHERRSCHENDE BETRACHTUNGSWEISEN AUF DIE »GEMEINSCHAFTSBILDUNG«

Gesellschaft = Gemeinschaft

Platon (427–347 v. Chr.)
& Aristoteles (384–322 v.Chr)

Gesellschaft ≠ Gemeinschaft (+)

Tönnies 1887 »Dualismus« in:
Rosa 2010:48; Durkheim 1893

Gesellschaft ↔ Gemeinschaft

(Simmel 1908, Weber
1922, Parsons 1951)

Gesellschaft → Kollektiv Gemeinschaft (Latour »ANT« ab ca. 1980, »Reassembling the so- cial« 2005; Alfred North Whitehead) (1929/1978, Process & Reality. An Essay in Cosmology, p. 89)

EIGENSCHAFTEN

Der Mensch als ein von Natur aus politisches (**zoon politikón**), sprachfähiges, vernünftiges und ethisches Geschöpf, dass seine Potenziale nur innerhalb der politischen Gemeinschaft entfalten kann (Rosa 2010:19).

Individuum
= Gemeinschaft
= Gesellschaft

Konflikt
→ ←
Mensch als vorrangig soziales Wesen → Formulierte Ethik, nach der das Soziale erst herausgestellt werden muss

3 Stufen der Gemeinschaftsbildung:

1. Hausgemeinschaft;
2. Dorfgemeinschaft
3. Stadtstaatliche Gemeinschaft



GESELLSCHAFT (-) »Entdeckung der Gesellschaft« ist die Bedingung für die **genauere Profilierung des Gemeinschaftsbegriffs**, insofern er nun zum Sammelbegriff all dessen avancieren kann, was im Gesellschaftsbegriff nicht aufgeht. Während »Gesellschaft« so immer mehr zum **Inbegriff der Moderne** [begrifflicher Platzhalter für die Ausbreitung kapitalistischer Erwerbslogik, die Massenverelendung des Proletariats & die Zerstörung traditioneller Lebensformen] wird, **bündelt sich im Begriff der Gemeinschaft eine romantische Sehnsucht mit einer grundlegenden Kritik der Moderne.**« (Rosa 2010:38)

GEMEINSCHAFT (+) Herauslösung der Subjekte **aus ihren traditionellen Weltbezügen (post-traditionale Gemeinschaftsform)** durch strukturelle Veränderungen in der Moderne (Rosa 2010:32); Als Gemeinschaft bezeichnet Tönnies »alle dauerhaften, naturwüchsigen, echten, gefühlsmäßigen, traditionellen, authentischen, warmen, selbstzweckhaften, organischen und lebendigen Verbindungen von Menschen. (Rosa S.40 -41); Gemeinschaft des Blutes (Verwandschaft), des Ortes (Nachbarschaft), des Geistes (Freundschaft) (Rosa S.41) | Durkheim: »umgekehrte Vorzeichen« Gesellschaft (+), Gemeinschaft (-) (in: Rosa:49) in »Über soziale Arbeitsteilung«

- »Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung« (Rosa 2010:48).
 - Laut Simmel werden Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung als Prozesse angesehen, die in **gegenseitiger Wechselwirkung** zueinander stehen > Abgrenzung von Tönnies (Vgl. Rosa: 2010:48).
 - Parsons (1951 in »The Social System«) »social community«: Gesellschaft + gemeinsames Handeln (Rosa 2010: 51)
- Schlagworte für Moderne: Beschleunigung, Komplexitätssteigerung, Globalisierung, Quantifizierung/Gleichgültigkeit (Georg Simmel), Sinnverlust (Max Weber), Orientierungslosigkeit, Entfremdung (Karl Marx), Kapitalisierung, Ohnmacht

»In spite of the criticism I made earlier about the notion of **society – by opposition to what I proposed to call the collective** – an even more radical solution would be to consider these **bundles of actor-networks** in the same way that Whitehead considers the word 'society'. For him societies are not **assemblages of social ties** – in the way Durkheim or Weber could have imagined them – but are all the bundles of **composite entities** that endure in time and space.«

- instead of society »collective« (Latour)/»bundles of actor-networks«
- assemblages of social ties (Durkheim und Weber)
- bundles of **composite entities** [gemischten Einheiten] that endure in time and space

Abbildung 5.2: Historische Entwicklung des Gemeinschaftsbegriffes

1. FORMELL UND INFORMELLES SOZIALKAPITAL

Formell: »mit offiziellen Funktionären, Mitgliedschaftsbedingungen, Beiträgen und regelmäßigen Versammlungen«

Informell: spontanes Basketballspiel, jeden Donnerstag Abend ein Treffen (Putnam u. a., 2001, S.25)

2. HOHE VS. GERINGE DICHTEN DES SOZIALKAPITALS

Hohe Dichte an Sozialkapital: »verwobene und vielschichtige Form von Sozialkapital«; meist starke Bindungen (»strong ties«); Bsp.: »Manche Formen von Sozialkapital sind dicht miteinander verwoben - wie eine Gruppe von Stahlarbeitern, die tagsüber in der Firma zusammenarbeiten, sich am Samstag zum Kegeln trifft und am Sonntag die katholische Messe besucht.«

Geringe Dichte an Sozialkapital: »weak ties« nach Granovetter (Putnam u.a., S.27, Granovetter, The Strength of Weak Ties, 1972)

3. BINDENDEN (bonding) UND BRÜCKENBAUENDES (bridging) SOZIALKAPITAL

Bindendes Sozialkapital: »bringt in einigen Punkten (Ethnizität, Alter, Geschlecht und soziale Klasse) ähnliche Menschen zusammen« (ebd., S.28), bilden aber auch »sozialen Rückhalt« (Putnam u.a., 2001, S.29), in bindenden homogenen Zusammenschlüssen kann es zu einer Radikalisierung kommen (siehe Kapitel »Negative Aspekte der Kollektivierung«).

Brückenbauendes SK: verbindet völlig unterschiedliche Menschen, Auswirkung eher positiv

4. INNEN- UND AUSSENORIENTIERTES SOZIALKAPITAL

Innenorientiertes Sozialkapital: »stärker darauf gerichtet, die materiellen, sozialen oder politischen Interessen von Mitgliedern zu verfolgen« z.B. »die nach dem amerikanischen Bürgerkrieg aufblühende afroamerikanische Bruderschaft, Handelskammern, von Einwanderern ins Leben gerufene Kreditvereinigungen«

Außenorientiertes Sozialkapital: befassen sich »mit öffentlichen Gütern« (Putnam, 2001, S.27) und stiften »öffentlichen Nutzen« (ebd., S.28), z.B. »amerikanische Bürgerrechtsbewegung, soziale Bewegungen wie die Grünen in Europa« (ebd., S.28)

Abbildung 5.3: Die Dimensionen des Sozialkapitals nach Putnam (2000)

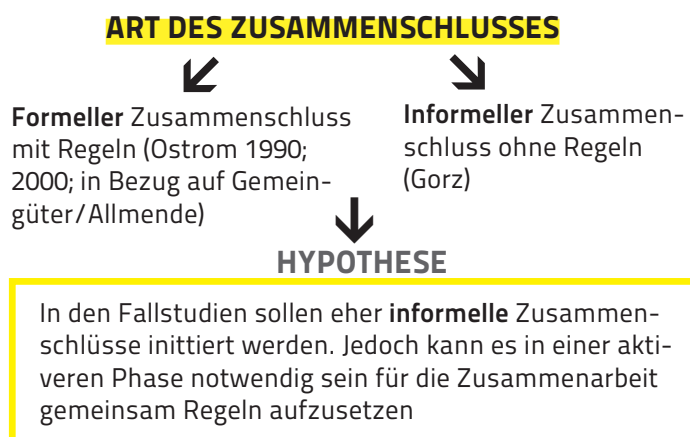


Abbildung 5.4: Institutionalisierte und auf Regeln basierender (Ostrom) oder nicht-institutionalisierter (Gorz) Zusammenschluss

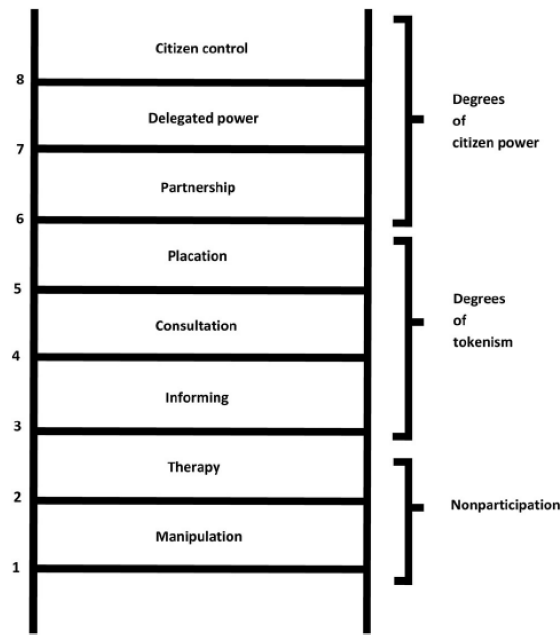


Abbildung 5.5: Stufen der Partizipation nach Arnstein, 1969, S.217, in: Carpentier, 2016, S.76, lizenziert unter BY NC ND 4.0, Abbildung nicht verändert, in: Javnost, The Public, Taylor & Francis, 2016, Vol. 23, No. 1, S.70–88

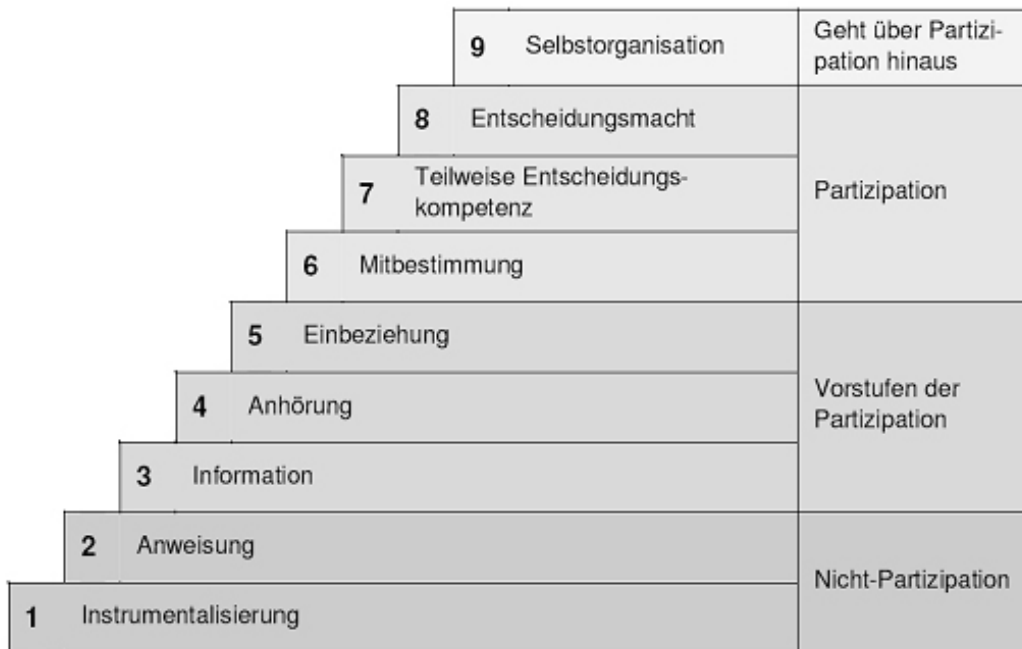


Abbildung 5.6: Stufen der Partizipation nach Hella von Unger, 2012, lizenziert unter CC BY 4.0, in: Wright u. a. (2010, S.42)

| | | | |
|--|--|---|---|
| <i>Zeitpunkt</i> | START DES DESIGNPROJEKTES | ENDE DES DESIGNPROJEKTES/ BEGINN DER NUTZUNGSPHASE (»THINGS«) ODER DES VERKAUFS (»DEVICE«) METADESIGN (A.TELIER, S.181, MORE HETEROGENITY AND DISTANCE IN TIME AND SPACE) | BEWUSSTE POSITIONIERUNG DES »THINGS« IM ÖFFENTLICHEN RAUM |
| <i>Gestaltungsparadigma</i> | PARTICIPATORY DESIGN | | |
| <i>Phase</i> | <ul style="list-style-type: none"> • Use (sociomaterial things) before use (Redström, 2008, S.157, S.186, Design Things, A.Telier, 2011)/»At Project Time«/ Design during the project (S.171) | <ul style="list-style-type: none"> • »Design after Design« (S.157, S. 186, A.telier) | |
| <i>Bezeichnung für materialisiertes Objekt</i> | »(SHARED) OBJECTS OF DESIGN« (A.TELIER, S.181) OBJEKT = MATTER OF FACT (HUYBRECHT, S.32, AUF LATOUR BEZOGEN) = VORSTUFEN IN FORM VON PROTOTYPEN (»SIMPLE, REIFIED«) (A.TELIER, S.52) <i>Liesbeth Huybrechts, S.32: »We refer to what is produced in participatory projects as ›things‹« S.34: »we consider [...] working in participatory ways as a process of ›thinging‹« [UNTERSCHIED ZU EHN/ATELIER, SIE BEZEICHNEN ERST IN EINEM SPÄTEREN PROZESSSTATUS DAS DESIGNOBJEKT ALS »THING«, Huybrecht alle Entwicklungsstadien]</i> | SOCIO-MATERIAL THINGS ODER »DEVICE« JE NACH PERSPEKTIVE!* THING = MATTER OF CONCERN (HUYBRECHT, S.32) = FINALES PRODUKT (»COMPLEX«) ODER »DEVICE« > KOMMT AUF INTERAKTION DRAUF AN! (A.TELIER, S.52) → ODER »OBJECT OF USE« (S.181) | PUBLIC CONTROLLED THING (EHN, DESIGN THINGS, S.1, 2, 6, 9; A.TELIER, S.161, S.193) → EHN AUF DEWEY BEZOGEN |
| <i>Aspekt der Materialisierung</i> | MATERIALIZATION/ REIFICATION IDEE WIRD DURCH UNTERSCHIEDLICHE ARTEN DES PROTOTYPINGS MATERIALISIERT (REIFICATION) ■»DIALECTIC REIFICATION« VS. PARTICIPATION (S.168) | DEFROSTING OF »REIFICATION« DURCH PARTIZIPATION IN ZUKÜNFTIGEN ANWENDUNGEN (S.166) <i>durch Nutzer, Gebrauch und Kontext</i> | |
| <i>Methoden</i> | Boundary Objects (Star, 1989) Design Games (Wittgenstein, Dewey) in A.Telier, S.158, S.165 > Dewey: »learning by doing« | ■ infrastructuring (Star) ■ »language games« (CoP, Lave, Wenger; ebenfalls bezogen auf Dewey und Wittgenstein) > »interplay between things and words« (S.186) | |

Abbildung 5.8: Überblick des Ansatzes nach Ehn und A.Telier

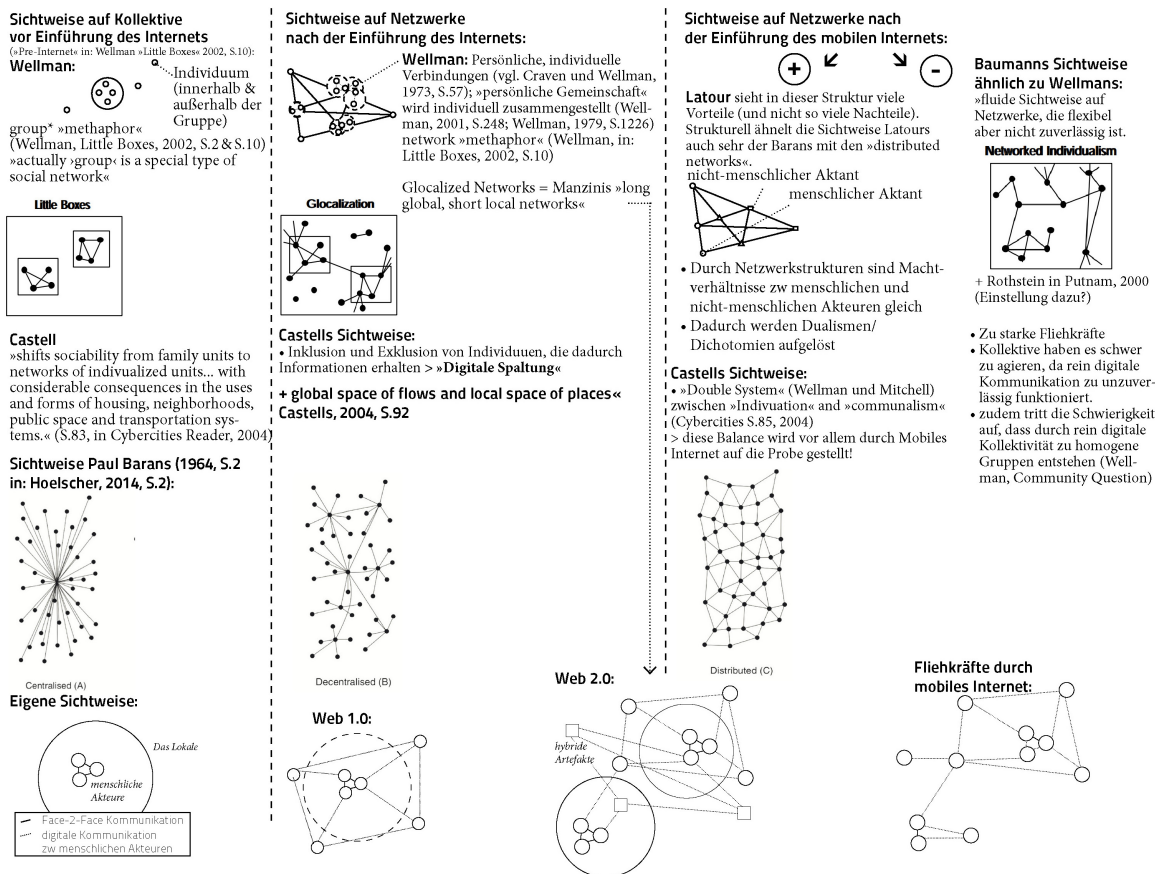


Abbildung 5.9: Übersicht Netzwerktheorien, Grafikelement von Wellman, 2002, S.3, Nutzungserlaubnis des Autoren eingeholt; als auch Grafik von Baran, 1964, S.2, in: Hoelscher, 2014, S.2, CAA: College Art Association, Chicago, IL, lizenziert unter CC BY NC 4.0

| Metalevel | DESIGN BEFORE PROJECT TIME* | DESIGN DURING PROJECT TIME (*EHN) | | | | DESIGN AFTER PROJECT TIME* |
|---|--------------------------------------|---|---|--|---|--|
| Vergemeinschaftungsprozess | Status Quo-Analyse von Nachbarschaft | Zusammenbringen von Individuen | Identifikation von Angelegenheiten & Fokussierung auf 1 Angelegenheit | Sammeln von Informationen | Bearbeitung einer Angelegenheit | Reflexion des Prozesses |
| Rolle der Teilnehmenden (T) | Experten des Alltags | Multiplikatoren | Entscheidende | Agierende mit unterschiedlichen Aufgabenbereichen | Multiplikatoren durch sichtbare Veränderung | Planung weitere Angelegenheiten zu bearbeiten |
| Bürgerin/Bürger | Fragende/Außenstehende/Vermittelnde | Motivatoren | Überblickgebende, Feedbackgebende | Von »Außen« Observierende | Von »Außen« Observierende | Von »Außen« Reflektierende |
| Entscheidungsfindung & -macht | - | Die T. entscheiden, wen sie zu den Aktivitäten einladen | Die lokalen Akteure entscheiden, welche Angelegenheit sie priorisieren. D sind lediglich beratend tätig | Die lokalen Akteure recherchieren & verteilen Aufgaben | Die lokalen Akteure bewirken aktiv eine Veränderung | Die T. erhoffen durch die Veränderung weitere Beteiligte für die Adressierung anderer Angeleg. zu aktivieren |
| Anteil der Verantwortung seitens der D. | | | | | | |

Abbildung 5.10: Annahmen zu den Rollen zwischen Gestaltenden und teilnehmenden Akteuren innerhalb des Werkzeugentwicklungsprozesses

| Metalevel | DESIGN BEFORE PROJECT TIME* | DESIGN DURING PROJECT TIME (*EHN) | | | | DESIGN AFTER PROJECT TIME* |
|---|--------------------------------------|---|---|--|---|--|
| Vergemeinschaftungsprozess | Status Quo-Analyse von Nachbarschaft | Zusammenbringen von Individuen | Identifikation von Angelegenheiten & Fokussierung auf 1 Angelegenheit | Sammeln von Informationen | Bearbeitung einer Angelegenheit | Reflexion des Prozesses |
| Rolle der Teilnehmenden (T) | Experten des Alltags | Multiplikatoren | Entscheidende | Agierende mit unterschiedlichen Aufgabenbereichen | Multiplikatoren durch sichtbare Veränderung | Planung weitere Angelegenheiten zu bearbeiten |
| Bürgerin/Bürger | Fragende/Außenstehende/Vermittelnde | Motivatoren | Überblickgebende, Feedbackgebende | Von »Außen« Observierende | Von »Außen« Observierende | Von »Außen« Reflektierende |
| Entscheidungsfindung & -macht | - | Die T. entscheiden, wen sie zu den Aktivitäten einladen | Die lokalen Akteure entscheiden, welche Angelegenheit sie priorisieren. D sind lediglich beratend tätig | Die lokalen Akteure recherchieren & verteilen Aufgaben | Die lokalen Akteure bewirken aktiv eine Veränderung | Die T. erhoffen durch die Veränderung weitere Beteiligte für die Adressierung anderer Angeleg. zu aktivieren |
| Anteil der Verantwortung seitens der D. | | | | | | |

Abbildung 5.11: Annahmen zu den Rollen zwischen den Gestaltenden und den teilnehmenden Akteuren während des Vergemeinschaftungsprozesses

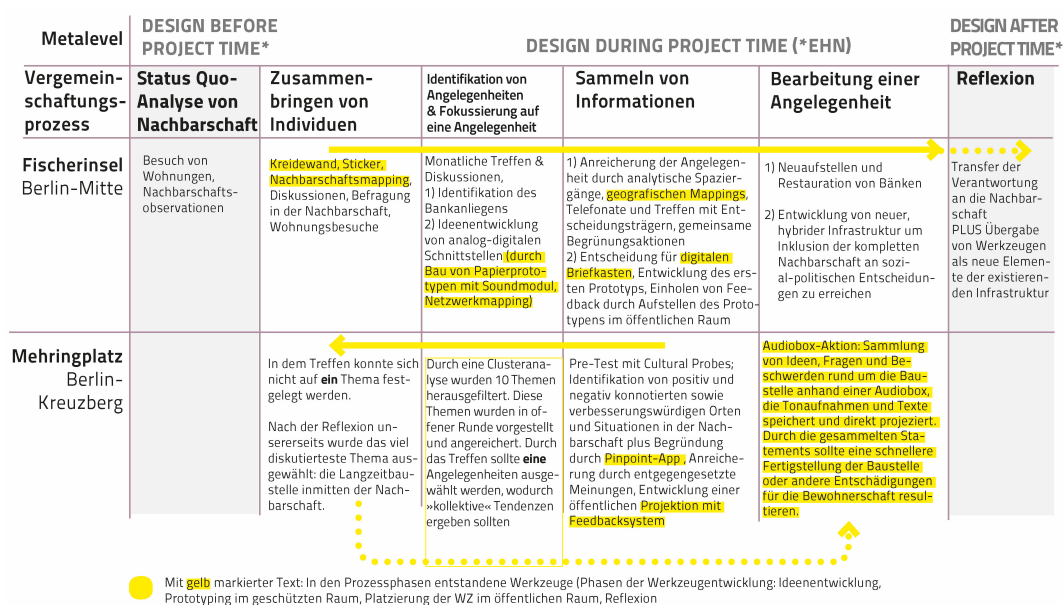


Abbildung 5.12: Prozessvisualisierung Vergleich der Mehringplatzstudie mit der Fischerinselstudie

Kapitel 6

Verzeichnisse

Abbildungen

| | | |
|-----|---|----|
| 1.1 | Das RtD-Modell von Findeli (2010, S.288): Links das ursprüngliche Modell, rechts das von mir adaptierte Modell | 10 |
| 1.2 | Herleitung der Begriffe »Design before, during and after project time« nach Ehn, 2008 und 2009 | 15 |
| 1.3 | Überblick der sozial- und politisch ausgerichteten Designansätze | 18 |
| 1.4 | Manzini und Margolins Ansatz des »Designs of, for, in« und »as Democracy«, 2016 | 21 |
| 1.5 | Schwerpunkte der Gestaltungsausrichtungen im sozial und politisch orientierten Design | 24 |
| 1.6 | Aufbau dieser Dissertation | 30 |
| 1.7 | »Fuzzy Front End« nach Sanders und Stappers (2008, S.3) | 31 |
| 2.1 | Unterschiedliche Perspektiven auf das Dissertationsthema | 33 |
| 2.2 | Sammlung von Besucherbeiträgen zum Thema »Community as drawing« gesammelt durch den digitalen Briefkasten während des 2015 stattgefundenen <i>Community-Now-Symposiums</i> im Jüdischen Museum Berlin | 34 |
| 2.3 | Gemeinschaft vs. Öffentlichkeit | 41 |

| | | |
|------|---|-----|
| 2.4 | Zentralisierte, dezentralisierte und verteilte Netzwerke nach Baran (1964, S.2) in: Hoelscher, 2014, S.2, lizenziert unter CC BY NC 4.0 | 44 |
| 2.5 | Der Formwandel der Vergemeinschaftung – von traditionaler zu posttraditionaler Vergemeinschaftung | 45 |
| 2.6 | Zusammensetzungen von Kollektiven | 48 |
| 2.7 | Überblick der Autorinnen und Autoren, die das Konzept der »Things« in ihren Theorien einbeziehen | 67 |
| 2.8 | Intention der Werkzeuge | 74 |
| 2.9 | Poster der französischen Studentenrevolte, Paris, 1968, At elier Populaire, Sorbonne  cole des Beaux Art und Arts Decoratifs in: Arnstein (1969, S.216) | 81 |
| 2.10 | Stufenmodelle der Partizipation nach Arnstein, 1969, und Wright u. a., 2010, eigene Darstellung | 82 |
| 2.11 | Kontext der Dissertation | 102 |
| 3.1 | Lokale Verortung der beiden Nachbarschaften innerhalb Berlins | 107 |
| 3.2 | Erster Kontaktpunkt: Senioren-Computer-Club Berlin-Mitte | 111 |
| 3.3 | Interventionen mit Kreidetafel und Sticker | 113 |
| 3.4 | Auftaktworkshop mit Materialkarten und geografischem Mapping | 114 |
| 3.5 | Auswertung des geografischen Mappings | 115 |
| 3.6 | Prozess der Bearbeitung einer lokalen Angelegenheit: die Sitzgelegenheiten im öffentlichen Raum der Fischerinsel | 118 |
| 3.7 | Digitale Plattform | 120 |
| 3.8 | Prototypingssession mit einem Gr ßkarten-Soundmodul | 121 |
| 3.9 | Mögliche Szenarien des Soundprototyps skizziert von Anke Riemer | 122 |
| 3.10 | Infrastrukturmapping | 124 |
| 3.11 | Visualisierung mit physischen und digitalen Schnittstellen | 125 |
| 3.12 | Iterationsstufen des analog-digitalen Briefkastens | 126 |
| 3.13 | Interaktionsmuster der Hybrid Letterbox | 127 |
| 3.14 | Zeitlicher Ablauf der Fallstudie Fischerinsel | 129 |
| 3.15 | Monatliche Treffen in der Fischeriselnachbarschaft | 133 |
| 3.16 | Experimentelle Methoden in der Fallstudie Fischerinsel | 136 |

| | |
|--|-----|
| 3.17 Rollen zwischen Gestaltenden und teilnehmenden Akteuren während des Werkzeugentwicklungsprozesses innerhalb der Fallstudie Fischer-insel | 138 |
| 3.18 Werkzeuge Fischerinsel neben dem digitalen Briefkasten | 140 |
| 3.19 Analyse der Infrastruktur vor & nach der Fallstudie Fischerinsel | 143 |
| 3.20 Auszug aus dem Backend des digitalen Briefkastens | 144 |
| 3.21 Die öffentliche Projektion »Liebe Sonnenallee« in Nord-Neukölln | 146 |
| 3.22 Einblick in das Modest-City-Projekt der TU Berlin mit lokalen Akteuren der »Vernetzten Nachbarschaft« in: Voß (2017) | 149 |
| 3.23 Unterschiedliche Prozesse der beiden Fallstudien | 153 |
| 3.24 Aktivitäten im Living Lab Mehringplatz | 157 |
| 3.25 Vorstudie: Cultural Probe und Winterfest-Installation | 160 |
| 3.26 Briefkasteneinwürfe beim Winterfest | 161 |
| 3.27 Auszüge der Pinpoint-App | 163 |
| 3.28 Erklärung der Pinpoint-App, Exploration im öffentlichen Raum, Erläuterung der individuellen Erfahrung | 164 |
| 3.29 Explorationsmapping | 166 |
| 3.30 Langzeitprojektion | 167 |
| 3.31 Auszüge aus Langzeitprojektion | 168 |
| 3.32 Analyse der bisher geniierten Inhalte | 169 |
| 3.33 Vorstellung des bisherigen Prozesses sowie der identifizierten Angelegenheiten | 170 |
| 3.34 Von l. nach r.: Peter Stefan (ehem. Sozialarbeiter), Frank Rudek (Besucher), Hans (Bildhauer), Sophie Münzberger (Impact Hub), Annette (Lesezirkel) & Christina Piwek (Leiterin des Quartiersmanagements) | 171 |
| 3.35 Baustellenaussagen während des Gesamtprozesses | 173 |
| 3.36 Interaktionsmuster der Audiobox | 174 |
| 3.37 Notfallsäule der BVG, in: Wyrembek (2011) | 175 |
| 3.38 Höhenverstellbarkeit der Audiobox | 177 |
| 3.39 Prozess mit Audiobox Teil 1 | 178 |
| 3.40 Prozess mit Audiobox Teil 2 | 179 |
| 3.41 Zeitlicher Ablauf der Fallstudie Mehringplatz | 181 |

| | | |
|------|---|-----|
| 3.42 | Rollen zwischen Gestaltenden und teilnehmenden Akteuren in der Fallstudie Mehringplatz | 185 |
| 3.43 | Abgleich unserer Erkenntnisse mit dem ehemaligen Sozial-arbeiter des Mehringplatzes | 187 |
| 3.44 | Analyse der Infrastruktur vor & nach der Fallstudie Mehringplatz . | 190 |
| 3.45 | Das Aufstellen der Engelsstatue wurde mit einem großen Nachbarschaftsfest gewürdigt | 192 |
| 3.46 | Prozessvergleich zwischen der Fallstudie Fischerinsel und der Fallstudie Mehringplatz | 199 |
| 3.47 | Reflexionsprozess zwischen den stattgefundenen Treffen | 200 |
| 3.48 | Methodische Reflexion der beiden Fallstudien | 201 |
| 3.49 | Entwicklungsprozess der Werkzeuge | 204 |
| 4.1 | Inhaltsdarstellung der theoretischen Diskurse und des empirischen Wissens nach Prozessphasen | 208 |
| 4.2 | Vergleich der Zielsetzung der Diskursanalyse und des empirischen Erfahrungswissens | 210 |
| 4.3 | Infrastruktur im Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis« . . | 219 |
| 4.4 | Adaptierter Begriff »Werkzeug« in dem Forschungsprojekt »Mit-Mach-Stadt Brandis« (Auszug links) und dem »Modellprojekt NRW« (rechts) | 220 |
| 4.5 | Fach- und BürgerInnensprache | 222 |
| 4.6 | Werkzeuganalyse | 223 |
| 5.1 | Historische Entwicklung der Diskursstränge | 287 |
| 5.2 | Historische Entwicklung des Gemeinschaftsbegriffes | 288 |
| 5.3 | Die Dimensionen des Sozialkapitals nach Putnam (2000) | 289 |
| 5.4 | Institutionalisierter und auf Regeln basierender (Ostrom) oder nicht-institutionalisierter (Gorz) Zusammenschluss | 289 |
| 5.5 | Stufen der Partizipation nach Arnstein, 1969, S.217, in: Carpentier, 2016, S.76, lizenziert unter BY NC ND 4.0, Abbildung nicht verändert, in: Javnost, The Public, Taylor & Francis, 2016, Vol. 23, No. 1, S.70–88 | 290 |
| 5.6 | Stufen der Partizipation nach Hella von Unger, 2012, lizenziert unter CC BY 4.0, in: Wright u. a. (2010, S.42) | 290 |

| | | |
|------|---|-----|
| 5.7 | Relation zwischen der Bürgerpartizipation & dem partizipativen Designforschungsprozess | 291 |
| 5.8 | Überblick des Ansatzes nach Ehn und A.Telier | 292 |
| 5.9 | Übersicht Netzwerktheorien, Grafikelement von Wellman, 2002, S.3, Nutzungserlaubnis des Autoren eingeholt; als auch Grafik von Baran, 1964, S.2, in: Hoelscher, 2014, S.2, CAA: College Art Association, Chicago, IL, lizenziert unter CC BY NC 4.0 | 293 |
| 5.10 | Annahmen zu den Rollen zwischen Gestaltenden und teilnehmenden Akteuren innerhalb des Werkzeugentwicklungsprozesses | 294 |
| 5.11 | Annahmen zu den Rollen zwischen den Gestaltenden und den teilnehmenden Akteuren während des Vergemeinschaftungsprozesses | 294 |
| 5.12 | Prozessvisualisierung Vergleich der Mehringplatzstudie mit der Fischerinselstudie | 295 |
| 5.13 | Auswertung und Reflexion der Werkzeuge | 296 |

Weitere Informationen zu Abbildungen

Alle in dieser Dissertation verwendeten Abbildungen und Visualisierungen wurden von mir oder meinen Kolleginnen und Kollegen des Design Research Labs, Universität der Künste Berlin, erstellt – mit folgenden Ausnahmen:

- S. 31 »Fuzzy Front End« in: Sanders, Stappers, 2008, Genehmigung der Autorin und des Autors eingeholt
- S. 44 Zentralisierte, dezentralisierte und verteilte Netzwerke nach Baran (1964, S.2) in: Hoelscher, 2014, S.2, CAA: College Art Association, Chicago, IL, lizenziert unter CC BY NC 4.0, [researchgate.net/publication/260480880](https://www.researchgate.net/publication/260480880) [zuletzt gesichtet am 30.7.2018]
- S. 81 Poster der französischen Studentenrevolte, Paris, 1968, At elier Populaire, Sorbonne  cole des Beaux Art und Arts Decoratifs, Universität informiert
- S. 107 Karte von Maptiler und Openstreetmap Contributors, »OpenStreetMap is open data, licensed under the Open Data Commons Open Database License (ODbL) by the OpenStreetMap Foundation (OSMF)«, maptiler.com [zuletzt gesichtet am 30.7.2018]
- S. 149 Einblick in das Modest-City-Projekt der TU Berlin mit lokalen Akteuren der »Vernetzten Nachbarschaft« in: Voß (2017), scc-berlin-mitte.de/index.php/aktuell/290-modest-city.html [zuletzt gesichtet am 13.3.2018]. Projektleitung TU Berlin informiert
- S. 175 Notfallsäule der BVG, in: Wyrembek (2011), Lizenz bei der Deutschen Presse Agentur (dpa) käuflich erworben
- S. 290 Stufen der Partizipation nach Arnstein, 1969, S.217, in: Carpentier, 2016, S.76, lizenziert unter BY NC ND 4.0, Abbildung nicht verändert, in: Javnost, The Public, Taylor & Francis, 2016, Vol. 23, No. 1, S.70–88, tandfonline.com/loi/rjav20 [zuletzt gesichtet am 28.7.2018]
- S. 290 Stufen der Partizipation nach Hella von Unger, 2012, lizenziert unter CC BY 4.0, in: Wright u. a. (2010, S.42), www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1781/3298 [zuletzt gesichtet am 30.7.2018]
- S. 293 Übersicht Netzwerktheorien, Grafikelement von Berry Wellman, 2002, S.3, Nutzungserlaubnis des Autors eingeholt, als auch Grafik von Paul Baran (1964, S.2) in: Hoelscher, 2014, S.2, CAA: College Art Association, Chicago, IL, lizenziert unter CC BY NC 4.0, [researchgate.net/publication/260480880](https://www.researchgate.net/publication/260480880) [zuletzt gesichtet am 30.7.2018]

Literatur

- Abdulla, Danah (2014). »A Manifesto of Change or Design Imperialism? A Look at the Purpose of the Social Design Practice«. In: *A Matter of Design - Making Society through Science and Technology*. Hrsg. von Claudio Colletta, Sara Colombo, Paolo Magaudda, Alvisè Mattozzi, Laura L. Parolin und Lucia Rampino. Via Carducci 32, Milano: STS Italia Publishing, S. 245–259.
- Albert, Mathias, Gudrun Quenzel, Klaus Hurrelmann und Ulrich Schneekloth (2015). *Zusammenfassung der 17. Shell Jugendstudie*.
- Archer, Bruce (1981). »A View of the Nature of Design Research«. In: *Design. Science. Method*. Hrsg. von R. Jacques und J. Powell. Guildford: Westbury House, S. 30–47.
- Arendt, Hannah ([1958] 2015). *Vita Activa oder vom tätigen Leben*. München, Zürich: 16. Auflage, Piper Verlag.
- ([1970] 2000). *Macht und Gewalt*. 14. Auflage, München, Zürich: Piper Verlag.
- (1969). *On Violence*. Orlando, Florida: Harcourt Brace Jovanovich.
- Armstrong, Leah, Jocelyn Bailey, Guy Julier und Lucy Kimbell (2014). *Social Design Futures: HEI Reseaech and the AHRC Executive Summary*.
- Arnstein, Sherry R. (1969). »A Ladder of Citizen Participation«. In: Bd. 35. 4. Journal of the American Institute of Planners (JAIP), S. 216–224.
- Auer, Alfred (2013). *Rezension: Albraum Partizipation*. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik (ÖGUT).
- Balestrini, Mara (2016). *Making the Open City*. OuisShare Fest, [youtu.be/ VuEim-TuNh5c](https://youtu.be/VuEim-TuNh5c) (zuletzt gesichtet am 10.2.2018).
- Banz, Claudia, Hrsg. (2016). *Social Design. Gestalten für die Transformation der Gesellschaft*. Transcript Verlag.

- Baran, Paul (1964). *On Distributed Communications: 1. Introduction on Distributed Communication Networks*. Santa Monica, CA: The Rand Corporation.
- Bauer, Lars (2004). *Geographische Exkursionen in Berlin Teil 1*. Hrsg. von M. Schulz. Heft 93. Berlin.
- Bauman, Zygmunt (2000). *Liquid Modernity*. Cambridge, UK: polity press.
- (2009). *Gemeinschaften*. Hrsg. von Frank Jakubzik. Edition Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt und Leonidas Donskis (2013). *Moral Blindness: The Loss of Sensitivity in Liquid Modernity*. Polity Press.
- Beebejaun, Yasminah, Hrsg. (2016). *The Participatory City*. Berlin: Jovis Verlag.
- Benecke, Georg F. (1854-1866). *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. 3. Band. Leipzig: Hirzel Verlag.
- Berbner, Bastian, Tanja Stelzer und Wolfgang Uchatius (2017). »Zur Wahl steht: die Demokratie«. In: *ZEIT* No. 4.
- Berning, Maria und Michael Braum (2003). *Berliner Wohnquartiere: Ein Führer durch 70 Siedlungen*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Binder, Thomas, Giorgio De Michelis, Pelle Ehn, Guilio Jacucci, Per Linde und Ina Wagner (2011). *Design Things*. Cambridge, Massachusetts, London, England: MIT Press.
- Bonsiepe, Gui (2006). »Design and Democracy«. In: Bd. 22. Number 2. Massachusetts Institute of Technology (MIT).
- Brandes, Uta, Sonja Stich und Miriam Wender (2009a). *Design durch Gebrauch: Die alltägliche Metamorphose der Dinge*. Birkhäuser Verlag.
- Brandes, Uta, Michael Erhoff und Nadine Schemmann (2009b). *Designtheorie und Designforschung*. Band 3152. UTB.
- Bredies, Katharina (2014). *Gebrauch als Design - Über eine unterschätzte Form der Gestaltung*. Transcript Verlag.
- Brinkmann, Christopher M., Marcus Jänecke, Tamara Huhle, Constanze Hundt, Sebastian Killisch, Tanja Korzer, Natalie Kunze, Jan Schaaf und Maika Stephan (2016). *Stadtentwicklung crossmedial – Bürgervisionen für ein Leitbild Mittweida 2030+. Abschlussbericht der Großen Kreis- und Hochschulstadt Mittweida zur Fördermaßnahme, Wettbewerb Zukunftsstadt*.
- Bruns, Laura (2014). *Stadt selber machen*. Berlin: Jovis Verlag.

- Brynskov, Martin, Juan C. Bermúdez, Manu Fernández, Henrik Korsgaard, Ingrid Mulder, Lea Rekow, Katarzyna Piskorek und Martijn de Waal (2014). *Urban Interaction Design - Towards City Making*. Hrsg. von Rachel Somers Miles. Schloss Neuhausen, Deutschland.
- Büchy, Jenna (2012). *Es gibt schon so 'n Kreis der Verschworenen, sach ick mal. Arbeitslose und Migranten im Quartiersrat des Berliner Sprengelkiezes*. Masterarbeit, Humbolt Universität Berlin.
- Bums, Colin, Hillary Cottam, Chris Canstone und Jennie Winhall (2006). »Transformation Design«. In: *Red paper Journal, Design Council* 3.
- Carstean, Anca-Maria, Stefan Bremer, Hendrik Sander, Lucas Halemba, Maren van der Meer, Maja Mijatovic und Philipp Wetzel (2015). *Virtuelle und reale öffentliche Räume. Eine sondierte Studie zum Wandel öffentlicher Räume im digitalen Zeitalter*. BBSR, Bonn.
- Castells, Manuel (2008). *The Network Society and Organizational Change. Conversation with Manuel Castells*. Hrsg. von Harry Kreisler. University of California.
- Castells, Manuell (2004a). *Das Informationszeitalter – Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*. Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur. Opladen: Leske und Budrich.
- Castells, Manuel (2004b). »Space of Flows, Space of Places: Materials for a Theory of Urbanism in the Information Age«. In: *The Cybercities Reader*. Hrsg. von Stephen Graham. Routledge, S. 82–93.
- Chow, Rosan (2010). »What Should be done with the Different Versions of Research Through Design«. In: *Entwerfen, wissen, produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Hrsg. von Claudia Mareis, Gesche Joost und Kora Kimpel. Transcript Verlag, S. 145–158.
- Cooper, Rachel, Jason Pemberton-Billing, Andrew B. Wootton und Andrew N. W. North (2003). »Distributed Design Teams as Communities of Practice«. In: *Proceedings of the 5th European Academy of Design Conference, Design Management*.
- Corsten, Michael, Michael Kauppert und Hartmut Rosa (2007). *Quellen bürger-schaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Craven, Paul und Barry Wellman (1973). »The Network City«. In: *Sociological Inquiry* 43.Issue 3-4, S. 57–88.
- Cross, Nigel (1982). »Designerly Ways of Knowing«. In: *Design Studies Journal* 3.Issue 4, S. 221–227.
- D21-Studie (2015). *2015 DIGITAL-INDEX. Jährliches Lagebild zur Digitalen Gesellschaft*. Kantar TNS.
- Dangschat, Jens (2009). »Renaissance der Nachbarschaft«. In: *Journal Nachhaltigkeit* 4, S. 6–7.
- Davidson, Tonya (2006). »Book Review: Making Things Public. Atmospheres of Democracy«. In: *Space and Culture Journal* 9.Issue 3, S. 326–328.
- De Querol, Ricardo (2016). »Interview with Zygmunt Bauman: Social media are a trap«. In: *El País*. ZygmuntBaumann2016SocialMediaArtikel.
- De Waal, Martijn (2014a). »The City as Interface - Digital Media and the Urban Public Sphere«. In: *The City as Interface – How New Media Are Changing the City*. nai010.
- (2014b). *The City as Interface. How New Media is Changing the City*. Dissertation, Amsterdam: nai 010 publishers.
- De Nève, Dorothee und Tina Olteanu (2012). *Politische Partizipation jenseits der Konvention*. Budrich Uni Press.
- Deutschlandfunk (2014). *Mehrheit gegen Bebauung von Tempelhofer Feld*.
- Dewey, John ([1927] 1954). *The Public and Its Problems*. Athens: Ohio University Press.
- ([1927] 2001). *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*. Hrsg. von Wolf-Dietrich J. Hans-Peter Krüger. 2. Auflage. Bodenheim: Philo Verlagsgesellschaft.
- DiSalvo, Carl (2009). »Design and the Construction of Publics«. In: *Design Issues Journal: Volume 25, Number 1*. Massachusetts Institute of Technology (MIT), S. 48–63.
- DIVSI-Studie (2016). *Internet-Milieus 2016. Die digitalisierte Gesellschaft in Bewegung*. Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI).
- Dudenredaktion (2018). »Instrument«. In: *Duden online*.
- Durkheim, Émile ([1893] 1992). *Über soziale Arbeitsteilung - Studie über die Organisation höherer Gesellschaften; Originaltitel: De la division du travail social*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, S. 82–509.
- DWDS (2018). »Engagement«. In: *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*.

- Ehn, Pelle (2008). »Participation in Design Things«. In: *Proceeding PDC '08 Proceedings of the Tenth Anniversary Conference on Participatory Design 2008*, S. 92–101.
- (2009). »Design Things and Living Labs. Participatory Design and Design as Infrastructuring.« In: Hrsg. von Massimo Botta. Lugano: Swiss Design Network, Edizioni Milano, S. 52–63.
- Enquete-Kommission (2002). *Bericht der Enquete-Kommission. Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements*. Bd. 14. Wahlperiode. Deutscher Bundestag.
- Erlhoff, Michael, Philipp Heidkamp und Iris Utikal, Hrsg. (2008). *Designing Public. Perspektiven für die Öffentlichkeit*. Birkhäuser Verlag.
- Erlhoff, Michael und Tim Marshall (2007). *Wörterbuch Design (Board of International Research in Design)*. 1. Aufl. Birkhäuser Verlag.
- Etzioni, Amitai (2009). *Die aktive Gesellschaft: Eine Theorie gesellschaftlicher und politischer Prozesse*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Findeli, Alain (2010). »Searching For Design Research Questions: Some Conceptual Clarifications«. In: *Questions, Hypotheses and Conjectures*. Hrsg. von Wolfgang Jonas, Rosan Chow und Gesche Joost. Bd. 1. iUniverse, S. 286–303.
- Findeli, Alain, Denis Brouillet, Sophie Martin, Christophe Moineau und Richard Tarrago (2008). »Research Through Design and Transdisciplinarity. A Tentative Contribution to the Methodology of Design Research«. In: *Focussed. Current Design Research Projects and Methods*. Mount Gurten, Bern Schweiz. Kap. 4, S. 67–91.
- Flick, Uwe (1995). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Foth, Marcus, Laura Forlano, Christine Satchell und Martin Gibbs, Hrsg. (2011). *From Social Butterfly to Engaged Citizen: urban informatics, social media, ubiquitous computing and mobile technology to support citizens engagement*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press.
- Fuad-Luke, Alastair (2009). *Design Activism. Beautiful Strangeness for a Sustainable World*. London: Earthscan Publisher.
- Gabbe, Charles J. (2006). *Bridging the Digital Divide in Public Participation: The Roles of Infrastructure, Hardware, Software and Social Networks in Helsin-*

- ki's Arabianranta and Maunula*. Department of Urban Design und Planning, University of Washington.
- Gabriel, Oscar W. und Kerstin Völkl (2004). »Politische und soziale Partizipation«. In: *Handbuch Politisches System der Bundesrepublik Deutschland*. Hrsg. von Everhard Holtmann und Oscar W. Gabriel. 3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Oldenbourg Wissenschaftlicher Verlag, S. 523–574.
- Gaver, Bill, Elena Pacenti und Tony Dunne (1999). »Cultural Probes«. In: *Interactions Journal, Human Computer Interaction*. Danvers, MA: ACM Inc.
- Geiling, Heiko (2015). »Soziales Milieu und Nachbarschaft«. In: *Soziale Nachbarschaften - Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Hrsg. von Christian Reutlinger, Steve Stiehler und Eva Lingg. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit. Wiesbaden: Springer VS Verlag, S. 209–218.
- Gorz, André (1997). »Gemeinschaft und Gesellschaft«. In: *Arbeit zwischen Misere und Utopie*. Edition Zweite Moderne. Suhrkamp Verlag, 2000, S. 169–180.
- Gross, Peter (1994). *Die Multioptionsgesellschaft (Edition Suhrkamp) (German Edition)*. Suhrkamp Verlag.
- Habermas, Jürgen ([1962] 1990). *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Suhrkamp Verlag.
- Hagemann, Anke (2012). »Der Mainstream des Informellen: Urbanistische Forschung zwischen Romantisierung und städtischer Realität«. In: *Hands-on Urbanism 1850–2012. Vom Recht auf Grün*. Hrsg. von Elke Krasny.
- Haklay, Muki (2016). »Making Participatory Sensing Meaningful«. In: *The Participatory City*. Hrsg. von Yasminah Beebeejaun. Jovis Verlag.
- Hardin, Garrett (1968). »The Tragedy of the Commons«. In: *Science Magazine* 162, S. 1243–1248.
- Heidbrink, Ludger (2007). »Ständig Lärm. Alles umstritten.« In: *Die Zeit, Nr. 46*.
- Heidegger, Martin (1950). »Das Ding«. In: *Gesamtausgabe, I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910-1976, Vorträge und Aufsätze*. Band 7. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Heidermanns, Frank (1993). *Etymologisches Wörterbuch der germanischen Primäradjektive*. De Gruyter Verlag.
- Hill, Dan (2013). *On the smart city. A call for smart citizens instead. Big data and social media equal urban sustainability*. City of Sound.com.

- Hinte, Wolfgang (2014). »Sozialpolitik in Köln 'Nachbarschaft ist überlebenswichtig' (Interview geführt von Helmut Frangenberg)«. In: *Kölner Stadtanzeiger* (10.10.2014).
- Hitzler, Ronald (1998). »Posttraditionale Vergemeinschaftung. Über neue Formen der Sozialbindung.« In: *Berliner Debatte Initial, Posttraditionale Vergemeinschaftung, Über neue Formen der Sozialbindung*, S. 81–89.
- Holtkamp, Lars und Jörg Bogumil (2007). »Bürgerkommune und Local Governance«. In: *Local Governance - mehr Transparenz und Bürgernähe?* Hrsg. von Lilian Schwalb und Heike Walk. Springer Verlag, S. 231–250.
- Honneth, Axel (1993). *Kommunitarismus - Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaft*. Campus Verlag.
- Huybrechts, Liesbeth (2014). *Participation Is Risky: Approaches to Joint Creative Processes*. Amsterdam: Valiz Wimby Press.
- Irwin, Terry, Cameron Tonkinwise und Gideon Kossoff (2015). *Doctoral Reviews and Transition Design Symposium*. School of Design, Carnegie Mellon University.
- Iveson, Kurt (2011). »Mobile Media and the Strategies of Urban Citizenship: Control, Responsibilization, Politization.« In: *From Social Butterfly to Engaged Citizen*. Hrsg. von Marcus Foth, Laura Forlano, Christine Satchell und Martin Gibbs. MIT Press, S. 55–70.
- Jonas, Wolfgang (2006). *Research through DESIGN through research - a problem statement and a conceptual sketch*. DRS International Conference Lisbon.
- (2007). »Design Research and its Meaning to the Methodological Development of the Discipline«. In: *Design Research Now. Essays and Selected Projects*. Hrsg. von Ralf Michel. Birkhäuser Verlag, S. 187–206.
- Jonas, Wolfgang, Sarah Zerwas und Kristof von Anshelm, Hrsg. (2015). *Transformation Design*. Birkhäuser Verlag.
- Joost, Gesche, Tom Bieling und Florian Sametinger (2014). »Die soziale Dimension der Gestaltung«. In: *Die Geschichte des nachhaltigen Designs: Welche Haltung braucht Gestaltung?* Hrsg. von Karin-Simone Fuhs, Davide Brocchi, Michael Maxein und Bernd Draser. Bad Homburg: VAS, S. 218–229.
- Julier, Guy (2000). *The Culture of Design*. London: SAGE Publications Ltd.

- Kaschuba, Wolfgang (2013). »Urbane Kulturtransfers: Globale Stile, mediale Bühnen, lokale Räume«. In: Hrsg. von Eszter B. Gantner und Péter H. Varga. Frankfurt am Main, S. 211–234.
- Kempcke, Günter, Barbara Seelig und Birgit Wolf (1999). *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. De Gruyter Verlag.
- Kluge, Friedrich (1995). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Hrsg. von Elmar Seebold. Bd. 23. erweiterte Auflage. Berlin, New York: De Gruyter Verlag.
- Knorr Cetina, Karin (1997). »Sociality with Objects. Social Relations in Post-social Knowledge Societies«. In: *Theory, Culture and Society*. Issue 14, S. 1–43.
- (1998). »Sozialität mit Objekten. Soziale Beziehungen in post-traditionalen Wissensgesellschaften«. In: *Technik und Sozialtheorie*. Hrsg. von Werner Rammert. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Krippendorff, Klaus (2011). »Principles of Design and a Trajectory of Artificiality«. In: Bd. 28. Product Development und Management Association, S. 411–418.
- Kruger, Danny (2004). »Access Denied«. In: *The Cybercities Reader*. Hrsg. von Stephen Graham. Urban Reader Series. Routledge, S. 320–323.
- Laimer, Christoph (2014). »Smart Cities - Zurück in die Zukunft«. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* Nummer 56.
- Latour, Bruno (1996). »On Actor-Network theory. A few clarifications plus more than a few complications«. In: *Soziale Welt – Zeitung für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis* 47, S. 369–381.
- (2005). *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*. 1. Aufl. Oxford University Press.
- (2010). »Networks, Societies, Spheres: Reflections of an Actor-Network Theorist«. In: Annenberg School for Communication und Journalism, Los Angeles.
- Latour, Bruno und Peter Weibel (2005). *Making Things Public: Atmospheres of Democracy*. 1st Edition. MIT Press.
- Lave, Jean und Etienne Wenger (1991). *Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation*. Learning in Doing: Social, Cognitive and Computational Perspectives. Cambridge University Press.

- Lenz, Carsten und Nicole Ruchlak (2001). »Partizipation«. In: *Kleines Politik-Lexikon*. De Gruyter Oldenbourg Verlag, S.166f.
- Lepping, Joachim und Matthias Palzkill (2017). *Zwischen Selbstbestimmung, Freiheit und Verantwortung. Die Chance der digitalen Souveränität*. Hrsg. von Volker Wittphal. Springer Vieweg Verlag.
- Longman Dictionary of Contemporary English* (1978). Longman Publisher.
- Manzini, Ezio (2006). *Creative communities, collaborative networks and distributed economies. Promising signals for a sustainable development*. Draft, DIS.Indaco, Politecnico di Milano.
- (2011). »The New Way Of The Future: Small, Local, Open And Connected«. In: *Social Space, Lien Center for Social Innovation, New Social Models*, S. 100–105.
- Mareis, Claudia (2010). »Entwerfen, Wissen, Produzieren. Designforschung im Designanwendungskontext«. In: *Entwerfen, Wissen, Produzieren. Designforschung im Anwendungskontext*. Hrsg. von Claudia Mareis, Kora Kimpel und Gesche Joost. Kultur- und Medientheorie. Transcript Verlag, S. 9–32.
- (2013). »Wer gestaltet die Gestaltung? Zur ambivalenten Verfassung von partizipatorischem Design«. In: *Wer gestaltet die Gestaltung?* Hrsg. von Matthias Held, Gesche Joost und Claudia Mareis. Transcript Verlag, S. 9–20.
- Margolin, Victor und Sylvia Margolin (2002). »A 'Social Model' of Design: Issues of Practice and Research«. In: Bd. 18. Number 4. Massachusetts Institute of Technology (MIT), S. 24–30.
- Markussen, Thomas (2013). »The Disruptive Aesthetics of Design Activism: Enacting Design between Art and Politics«. In: Bd. 29. Number 1. Massachusetts Institute of Technology (MIT), S. 38–50.
- Marres, Noortje (2012). *Material Participation: Technology, the Environment and Everyday Publics*. Palgrave Macmillan Publishers.
- (2005). »Issues spark a public into being – A key but often forgotten point of the Lippmann-Dewey debate«. In: *Making Things Public*. Hrsg. von Bruno Latour und Peter Weibel. Cambridge MA: MIT Press.
- Marsden, Gary (2011). »Foreword in Creative Engagement«. In: *From Social Butterfly to Engaged Citizen*. Hrsg. von Marcus Foth, Laura Forlano, Christine Satchell und Martin Gibbs. MIT Press, S. 199–202.

- Miessen, Markus (2011). *The Nightmare of Participation. Crossbench Praxis as A Mode of Criticality*. Sternberg Press.
- (2012). *Albtraum Partizipation*. Merve Verlag.
- Miessen, Markus und Hannes Grassegger (2012). »Albtraum Partizipation«. In: *Die Zeit*, 26.6.2012.
- Miyata, Karuko, Barry Wellmann und Jeffrey Boase (2005). »The Wired – and Wireless – Japanese: Webphones, PCs and Social Networks«. In: *Mobile Communications: Re-negotiation of the Social Sphere*. Hrsg. von Rich Ling und Per E. Pedersen. Computer Supported Cooperative Work. Springer Verlag.
- Morelli, Nicola (2007). »Social Innovation and New Industrial Contexts: Can Designers 'Industrialize' Socially Responsible Solutions?«. In: Bd. 23. 4. Massachusetts Institute of Technology (MIT), S. 3–21.
- Morozov, Evgeny und Francesca Bria (2017). *Die smarte Stadt neu denken. Wie urbane Technologien demokratisiert werden können*. Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Niederer, Sabine (2016). »Introduction: Objects of Citizen Participation«. In: *Re-Claiming Participation. Technology, Mediation, Collectivity*. Hrsg. von Mathias Deneke, Anne Ganzert, Isabel Otto und Robert Stock. Media Studies. Bielefeld: Transcript Verlag.
- OECD (2001). *Understanding the Digital Divide*. Organization for Economic Cooperation und Development, oecd.org/sti/1888451.pdf (zuletzt gesichtet am 9.3.2018).
- Olson, Mancur ([1965] 1971). *Logic of Collective Action*. Bd. 124. Harvard Economic Studies. Cambridge: Harvard University Press.
- Orofino, Alessandra (2014). *It's our city lets fix it*. Rio de Janeiro: TED Talk, tinyurl.com/y97rx5s (zuletzt gesichtet am 9.3.2018).
- Ostrom, Elinor (2000). »Collective Action and the Evolution of Social Norms«. In: *Journal of Economic Perspectives* 14.3, S. 137–158.
- (1990). *Governing the Commons: The Evolution of Institutions for Collective Action*. Political Economy of Institutions and Decisions. Cambridge University Press.
- (2002). »Type of goods and collective action«. In:

- Ostrom, Elinor und Silke Helfrich (2011). *Was mehr wird, wenn wir teilen*. Oekom Verlag.
- Oxford English Dictionary* (2005). Third Edition.
- Patel, Mayur, Jon Sotsky, Sean Gourley und Daniel Houghton (2013). *The Emergence of Civic Tech: Investments in a Growing Field*. Knight Foundation.
- Paul, Hermann, Helmut Henne und Georg Objartel (1992). »Deutsches Wörterbuch«. In: Hrsg. von Heidrun Kämper-Jensen.
- Pepmeyer, Jörg (2001). *Der Begriff der Öffentlichkeit bei John Dewey*. Universität Flensburg.
- Pfeifer, Wolfgang (1993). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Digitalisierte und aufbereitete Ausgabe basierend auf der 2. erschienenen Auflage. Akademie-Verlag.
- Piwek, Christine (2014). *Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2015-2017*. Quartiersmanagement am Mehringplatz.
- Putnam, Robert D. (2000). *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. Simon & Schuster Verlag.
- Putnam, Robert D., Eva Cox, Peter Hall, Tagashi Inoguchi, Claus Offe, Susanne Fuchs, Victor Perez-Diaz, Bo Rothstein, Theda Skocpol, Jean P. Worms und Robert Wuthnow (2001). *Gesellschaft und Gemeinsinn*. Hrsg. von Robert D. Putnam. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Rauterberg, Hanno (2013a). »Raus auf die Straße!« In: *Die Zeit* 43, S. 63.
- (2013b). *Wir sind die Stadt*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Rebar (2011). *The Park(ing) Day Manual*.
- Reidl, Andrea (2015). »Parkplatz zum Klönen«. In: *Zeit Online*, 17. September 2015.
- Reutlinger, Christian, Steve Stiehler und Eva Lingg (2015). *Soziale Nachbarschaften - Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Hrsg. von Christian Reutlinger, Steve Stiehler und Eva Lingg. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit. Wiesbaden: Springer VS Verlag.
- Rittel, Horst W. J. und Melvin M. Webber (1973). »Dilemmas in a General Theory of Planning«. In: Bd. 4. Elsevier Scientific Publishing Company, Amsterdam, Printed in Scotland, S. 155–169.
- Rosa, Hartmut, Lars Gerstenbach, Henning Laux und David Strecker (2010). *Theorien der Gemeinschaft*. Hamburg: Junius Verlag.

- Roth, Monika (2010). »Die Demokratiekonzeption von Hannah Arendt«. In: *Macht*. Hrsg. von Monika Roth und Sebastian Lamm. Bd. 1. Berlin: Mensch und Buch Verlag.
- Rothstein, Bo (2001). »Sozialkapital im sozialdemokratischen Staat – das schwedische Modell und die Bürgergesellschaft«. In: *Gesellschaft und Gemeinsinn*. Hrsg. von Robert D. Putnam. Bertelsmann Stiftung, S. 115–197.
- Rust, Chris, Judith Mottram und Jeremy Till (2007). *AHRC Review of Practice-Led Research in Art Design & Architecture*. Arts und Humanities Research Council.
- Ryser, Judith (2014). »Planning Smart Cities... Sustainable, Healthy, Liveable, Creative Cities... Or Just Planning Cities?«. In: *Proceedings REAL CORP 2014 Tagungsband*. Hrsg. von Manfred Schrenk, Vasily V. Popovich, Peter Zeile und Pietro Elisei. Wien, Österreich, S. 447–456.
- Sanders, Elizabeth (2006a). »Design Serving People«. In: Copenhagen: Cumulus Working Papers, Publication Series G, S. 28–33.
- (2006b). »Scaffolds for Building Everyday Creativity«. In: *Design for Effective Communications: Creating Contexts for Clarity and Meaning*. Hrsg. von Jorge Frascara. New York: Allworth Press, S. 65–77.
- Sanders, Elizabeth und Pieter J. Stappers (2008). *Co-creation and the new landscapes of design*. Taylor & Francis, Preprint, S. 1–16.
- Sassen, Saskia (2015). *Stadtentwicklung - Erobert die Stadt zurück*. Hrsg. von Dirk Herzog. Video Interview, Zeit Online, zeit.de/video/2015-07/4336085421001/stadtentwicklung-erobert-die-stadt-zurueck (zuletzt gesichtet am 10.2.2018).
- Scheder, Beate (2012). »Keimzelle Kiez«. In: *Enorm – Wirtschaft für den Menschen* (4), S. 72–77.
- Schmid, Christian (2001). »Henri Lefebvre und das Recht auf Stadt«. In: *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignung*. Hrsg. von Dirk Gebhardt und Andrej Holm. Hamburg: VSA Verlag, S. 25–51.
- Schnur, Olaf, Hrsg. (2000). *Nachbarschaft, Sozialkapital und Bürgerengagement: Potenziale sozialer Stadtteilentwicklung? Eine Analyse am Beispiel von vier Wohnquartieren des Stadtteils Moabit (Berlin-Tiergarten)*. Arbeitsberichte, Heft 48, Geografisches Institut, Humboldt-Universität Berlin.
- (2012). »Nachbarschaft und Quartier«. In: *Handbuch der Stadtsoziologie*. Hrsg. von Frank Eckardt. Springer Verlag, S. 449–474.

- (2013). »Renaissance des Lokalen. Quartiere im Fokus von Wissenschaft und Politik«. In: *Bericht zur Stadtentwicklung 2013 – Quartiere im Fokus*. Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes NRW.
- Schubert, Jennifer und Bianca Herlo (2017). »Citizens, Technology & Power – A unique Participatory Design Challenge«. In: *Nordes 2017: Design and Power*. Bd. No 6. Oslo.
- Schweitzer, Eva (2016). »Digitale Spaltung und ihre Bedeutung für die Stadtentwicklung«. In: *BBSR-Berichte Kompakt*. Hrsg. von Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR).
- Schwenk, Herbert (2002). *Lexikon der Berliner Stadtentwicklung*. Berlin: Haude und Spenersche Verlagsbuchhandlung.
- Sengers, Phoebe (2011). »Foreword in Theories of Engagement«. In: *From Social Butterfly to Engaged Citizen*. Hrsg. von Marcus Foth, Laura Forlano, Christine Satchell und Martin Gibbs. MIT Press, S. 3–4.
- Sennett, Richard (2008). *Handwerk*. 5th Edition. Berlin: Piper Verlag.
- (2012). *Together: The Rituals, Pleasures and Politics of Cooperation*. Yale University Press.
- (2015). *Richard Sennett on 'Democratic Technology' (Interview geführt am 4.8.2015 von Tom Bieling)*, [youtube.com/watch?v=7F-bjs0JeZk](https://www.youtube.com/watch?v=7F-bjs0JeZk) (zuletzt gesehen am 9.3.2018). Hrsg. von Clarice Bouvier. Berlin.
- Simmel, Georg ([1903] 1995). »Über räumliche Projektionen sozialer Formen«. In: *Georg Simmel: Gesamtausgabe in 24 Bänden, Band 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908*. Hrsg. von Otthein Rammstedt. Bd. 7. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 201–220.
- ([1908] 1968). *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- ([1903] 2002). »The metropolis and mental life«. In: *The Blackwell City Reader*. Hrsg. von Gary Bridge und Sophie Watson. Oxford und Malden: Blackwell Publisher, S. 11–19.
- Simon, Herbert A. ([1969] 1996). *The sciences of the artificial*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Star, Susan L. und James R. Griesemer (1989). »Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Mu-

- seum of Vertebrate Zoology, 1907-39«. In: Bd. 19. Social Studies of Science 3. JSTOR Publisher, S. 387–420.
- Star, Susan L. und Karen Ruhleder (1996). »Steps Toward an Ecology of Infrastructure: Design and Access for Large Information Spaces«. In: *Information System Research* 7.1, S. 111–134.
- Steinbeis, Maximilian (2012). »Das kleine Island auf dem Weg zur Super-Demokratie«. In: *Die Welt*.
- Thimm, Caja (2013). *Digitale Gesellschaft und Öffentlichkeit - neues Bürgerbewusstsein?* 56. Bitburger Gespräche, Mainz.
- Tonkinwise, Cameron (2010). »Politics Please, We're Social Designers«. In: *Core 77*, tinyurl.com/ybkjgxt0 (zuletzt gesichtet am 9.3.2018).
- (2015a). *Design for Transitions - from and to what?* School of Design, Carnegie Mellon University Pittsburgh, Pennsylvania.
 - (2015b). *Is Social Design a Thing?* School of Design, Carnegie Mellon University Pittsburgh, Pennsylvania.
- Vester, Michael (2008). »Milieu«. In: *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie: Hundert Grundbegriffe*. Hrsg. von Sina Farzin und Stefan Jordan. Reclam Verlag.
- Von Loewenfeld, Fabian (2006). *Brand Communities: Erfolgsfaktoren und ökonomische Relevanz von Markengemeinschaften*. Gabler Edition Wissenschaft. Deutscher Universitätsverlag.
- Von Unger, Hella (2014). *Partizipative Forschung*. Wiesbaden: Springer VS Verlag.
- (2012). »Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran?«. In: *Forum Qualitative Social Research (FQS)* Vol. 13, No. 1.
- Voß, Günter (2017). »Modest City«. In: *Senioren-Computer-Club Berlin-Mitte*, scc-berlin-mitte.de/index.php/aktuell/290-modest-city.html (zuletzt gesichtet am 13.3.2018).
- Wagner, Ina und Rüdiger Lainer (2003). »Designing a visual 3-D interface: a reflection on methods«. In: *Interactions Journal. Bridging the Gap* Vol. 10, No. 6, S. 12–19.
- Walter, Franz, Felix Butzlaff, Stine Marg und Lars Geiges (2013). *Die neue Macht der Bürger: Was motiviert die Protestbewegungen?* Hrsg. von Franz Walter. Rowohlt Verlag.

- Weber, Max (1922). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Hrsg. von Karsten Worm. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Wellman, Barry (1979). »The Community Question: The Intimate Networks of East Yorkers«. In: *American Journal of Sociology* Vol. 84, No. 5, S. 1201–1231.
- Hrsg. (1999). *Networks In The Global Village: Life In Contemporary Communities*. Perseus Books Group.
 - (2001). »Physical Place and Cyberplace: The Rise of Personalized Networking«. In: *International Journal of Urban and Regional Research* Vol. 25.2, S. 227–252.
 - (2002). »Little Boxes, Glocalization, and Networked Individualism«. In: *Digital Cities II: Computational and Sociological Approaches*. Hrsg. von Makoto Tanabe, Peter van den Besselaar und Toru Ishida. Berlin, Heidelberg: Springer Verlag, S. 10–25.
- Whyte, Jennifer und Boris Ewenstein (2010). »Wissenspraktiken im Design. Die Rolle visueller Repräsentationen als epistemische Objekte«. In: *Entwerfen, Wissen, Produzieren*. Hrsg. von Claudia Mareis, Gesche Joost und Kora Kimpel. Transcript Verlag, S. 47–80.
- Willinger, Stephan (2014). »Informeller Urbanismus«. In: *Informationen zur Raumentwicklung*. Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR).
- Wood, John (2008). »Changing the Change: A Fractal Framework for Metadesign«. In: *Changing the Change. Design Visions, Proposals and Tools, Proceedings, International Conference, 10-12 July 2008, Turin, Italy*. Hrsg. von Carla Cipolla und Pier Paolo Peruccio. Allemandi Conference Press, S. 26–33.
- Wright, Michael T., Martina Block und Von U. Hella (2010). *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention*. Hans Huber Verlag, S. 35–52.
- Wuthnow, Robert (1993). *Acts of Compassion, Caring for others and helping ourselves*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Wyrembek, Christian (2011). »Zeigefinger gegen Gewalt«. In: *TAZ, die Tageszeitung*, taz.de/!5114551 [zuletzt gesichtet am 10.3.2018].

6.1 Danksagung

Ich danke Gesche für ihren riesigen Vorsprung an Vertrauen, ihre konstruktive Kritik und unermüdliche Unterstützung.

Ich danke Uta für ihren Blick über den Tellerrand, für die Heranführung an qualitative Designforschung und das ständige Hinterfragen bestehender Kategorien.

Ich danke Michael für die unzähligen literarischen Hinweise, Gedankensprünge und mutmachenden Rückmeldungen.

Ich danke dem gesamten Senioren-Computer-Club Berlin-Mitte e.V., aber besonders Günter, Lore, Bogdan und Karola, sich auf neue Pfade einzulassen sowie ehrliches und kritisches Feedback zu geben. Zudem danke ich der Globalen e.V., vor allem Karin Lücker, für die Flexibilität und die Möglichkeit, die Räumlichkeiten am Mehringplatz jederzeit nutzen zu können, um dort aktiv zu werden.

Ich danke dem Design Research Lab, vor allem der Civic-Infrastructures-Forschungsgruppe, für die gemeinsamen Projekte und die unvergesslichen Reisen – aber vor allem Bianca und Malte, dass sie mir in der letzten Phase den Rücken freigehalten haben. Ich danke Corinna, Marie, Anne, Kathi, Katharina und Susanne für die Gespräche, die lustigen Pausen und das gemeinsame Mittagessen. Ich danke Fabian für die fortwährende Unterstützung mit Latex und den ständigen Motivationsschüben. Ich danke aber auch Alex, Sandra, Nermeen, und allen anderen, die mich auf dem langen Weg der Dissertation begleitet haben.

Ich danke Basti für seine Geduld, sein offenes Ohr und die Gelassenheit sich beim Frühstück Argumentationsketten oder die Differenzierung zweier Begriffen anzuhören. Ich danke ihm für die aufbauenden Worte ohne die ich diese Dissertation nicht beendet hätte.

Ich danke meiner Familie, besonders meiner Mutter und meinem Bruder, dass sie mich immer auf meinem Weg unterstützt haben und sie mir ein starkes Bauchgefühl vermittelt haben. Von Herzen danke ich auch Angelika und Holger für ihre ständige Unterstützung auf jeglichen Ebenen.

Danke!